

Wiener Zeitschrift für Volkskunde.

(Vormals Zeitschrift für österreichische
Volkskunde)

Herausgegeben vom **Verein für Volkskunde** in Wien
mit Unterstützung der **Emergency Society for German
and Austrian art and science.**

Geleitet von

Prof. Dr. Michael Haberlandt.

XXX. Jahrgang 1925.

3.—6. (Schluß-) Heft. (Ausgegeben Anfang November 1925.)

Mit 9 Textabbildungen, 8 Tafeln und 1 Karte.

Wien 1925.

Im Selbstverlag des Vereines für Volkskunde.

Die gesammelten Aufsätze dieses und des ersten Heftes des Jahrganges 1926 erscheinen zugleich als **Festschrift für M. Haberlandt.**

Inhaltsangabe.

	Seite
R. Meringer: Michael Haberlandt	I
Vorwort	III
L. Radermacher: Der »Lehrer« des Herondas	33
N. Zegga: Die Münze als Schmuck	40
E. Schneeweis: Primitive Fischerhütten am Ochridasee	45
M. Schmidl: Beiträge zur Kenntnis der Trachten von Südwest-Bulgarien	46
H. Wopfner: Ueber eine alte Form des alpinen Hausbaues	61
V. Geramb: Die geographische Verbreitung und Dichte der ost-alpinen Rauchstuben	70
E. Oberhummer: Volkskundliches aus Schweden	124
J. Leisching: Das Salzburger Volkskunde-Museum	126
E. Frieß: Zwei alte österreichische Gesellschaftsspiele	130



J. M. Haberland

Michael Haberlandt.

Im Frühling 1881 wanderten zwei Studenten im Festgewand zum Hotel de France auf der Ringstraße. Michael Haberlandt und ich waren es; wir gingen Georg Bühler zu begrüßen. Der berühmte Indologe war nach Wien berufen worden und unter seiner Führung sollten wir nun die bei Friedrich Müller begonnenen Sanskritstudien fortsetzen.

M. Haberlandt wurde einer der besten Schüler Bühlers. Aber er blieb nicht bei der reinen Philologie stehen, sondern er strebte instinktiv nach dem, was hinter dem Worte steht, nach der Erkenntnis der Kulturverhältnisse. Sein von großer Begabung unterstütztes Streben war von Erfolg begleitet. Im Jahre 1885 erschienen seine »Indischen Legenden«, worinnen er Motive aus der altindischen Dichtung, Sage und Spruchweisheit in glänzender deutscher Darstellung wiedergab. Das leider viel zu wenig bekannte Büchlein ist eine Perle der deutschen Dichtung und wird gewiß noch seine Wiederauferstehung finden. Im Jahre 1887 erschien Haberlandts Buch: »Der altindische Geist«. Aber seine Studien erstreckten sich auch auf die anderen indogermanischen Sprachen.

M. Haberlandt hat — wie nicht allzu viele Gelehrte — die Gabe, zu sehen und zu hören und das Gelernte in glücklichster Fassung wiederzugeben. So entstand eine Anzahl von Aufsätzen, die er gesammelt unter dem bezeichnenden Titel »Cultur im Alltag« 1900 herausgab. Daß nach solcher Vorbildung und Schulung Haberlandt sich mit Erfolg der allgemeinen Ethnographie zuwenden konnte, beweist sein Buch »Die Völker Europas und des Orients« 1920, dem 1923 eine volkskundliche Betrachtung Ostasiens und neuerdings eine Volkskunde Europas (beides in G. Buschan's Völkerkunde) sich anschließt.

So viel war notwendig, um Haberlandts wissenschaftliche Erscheinung nur einigermaßen zu zeichnen.

Was uns bei dieser Gelegenheit interessiert, ist ein Besonderes.

Ende der Achtziger- und Anfang der Neunzigerjahre regte sich in Wien der Sinn für Volkskunde: Männer ganz verschiedener Lebensstellung traten mit volkskundlichen Arbeiten hervor und die Anthropologische Gesellschaft war für sie der erste Sammelplatz. Diese Männer waren voneinander vollständig unabhängig. Auf ihren eigenen Wegen waren sie zur Erkenntnis von der Wichtigkeit und dem Werte volkskundlicher Studien gekommen.

»Die Zeit war erfüllet.« Es war aber auch bis dahin grotesk: Ueber die entferntesten primitiven Kulturen konnte man sich in den Wiener Museen unterrichten, nur nicht über das, wie der Bauer bei uns wohnt und lebt, denkt und fühlt. Volkslied, Volks-sage, Märchen, Volksmusik, das alles war längst in Gnaden aufgenommen worden, aber für die Realien, für die materielle Kultur war kein Sinn und Verständnis vorhanden. Wenn man für die Notwendigkeit eines volkskundlichen Museums in Wien eintrat, erhielt man zur Antwort, daß eine solche Sammlung in die Provinz gehöre, aber nicht in die Hauptstadt!

So sprachen Männer der Wissenschaft, die wegen ihrer Leistungen mit Recht in hohem Ansehen standen.

Heute ist das anders. Aber daß es anders ist, ist das Verdienst derer, die sich nicht abschrecken ließen, weil sie die große Bedeutung der Volkskunde für alle Kulturwissenschaft erkannt hatten. M. Haberlandt gehört zu diesen Pionieren, er schuf die Zeitschrift für österreichische Volkskunde, er schuf das Museum für diese. Die Zeitschrift hat vieles Neue an den Tag gebracht und der Vergessenheit entrissen, und das Museum ist einer der schönsten Aktivposten auf der Liste unseres Kulturbesitzes.

Haberlandts Hauptstreben gilt sowohl im Sammeln wie in der bearbeitenden Forschertätigkeit der Volkskunst. In einem formell und inhaltlich gleich vorzüglichen Werke über österreichische Volkskunst 1910—11 hat er diese in vergleichender Betrachtung dem Verständnisse erschlossen und hat in drei Jahressbänden (1914—17) den Werken der Volkskunst weitere Freunde und Bearbeiter gewonnen.

Univ.-Prof. Dr. Rudolf Meringer
Graz.

Vorwort.

Dreißig Bände einer Zeitschrift und fünfzehn Ergänzungsbände als Grundstock sachlicher Volkskunde in Oesterreich aufgebaut und bearbeitet zu haben, mag den Schriftleiter dieser Zeitschrift, dem unser Gruß und Dank gilt, wahrhaft mit Genugtuung erfüllen. In Kriegs- und Nachkriegsnot ist das Anwachsen des Werkes langsamer geworden; daß es nunmehr wieder triebkräftig in die Zukunft strebt, beweise die Festschrift, die Freunde und Schüler ihm darbringen.

Die Anregung zu ihr ist im Kreise des Vereines von V. Lebzelter ausgegangen. Prof. Oberhummer und Professor Strzygowski haben die Mitarbeiter versammelt, deren Beiträge in Bände geeint vorliegen werden, wenn auch die Not der Zeit vorerst zum fortlaufenden Abdruck in der Zeitschrift zwingt. Es sind dies E. Frieß, Wien, V. Geramb, Graz, J. Leisching, Salzburg, R. Meringer, Graz, E. Oberhummer, L. Radermacher, R. Schömer, M. Schmidl, Wien, E. Schneeweis, Belgrad, H. Wopfner, Innsbruck, N. Zegga, Belgrad und der Schreiber dieser Zeilen.

Für munifizente Beihilfe zur Ermöglichung der Drucklegung ist wie stets Prof. F. Boas und Prof. R. Wettstein für die Emergency Society for German and Austrian art and science in New-York zu danken, ferner M. Schmidl, S. Wolf und N. Zegga. Die Firmen Freytag & Berndt in Wien sowie Strecker & Schröder in Stuttgart haben nicht minder durch Beistellung der Haustypenkarten für V. Geramb und A. Haberlandt sich hervorgetan, wie die altbewährte Druckerei Helios im dreißigsten Jahr besonderes Entgegenkommen in der Erstellung des Druckes bewiesen hat.

A. Haberlandt
als Schriftleiter.

Wiener Zeitschrift für Volkskunde.

(Vormals „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“.)

Herausgegeben vom Verein für Volkskunde in Wien

VIII. Laudongasse 17

mit Unterstützung der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft.

Geleitet von Prof. Dr. M. Haberlandt.

30. Jahrgang 1925.

Heft 1/2.

An unsere p. t. Mitglieder und Leser!

Zu Beginn dieses Jahres vollendete der Verein für Volkskunde das dreißigste Jahr seines Bestandes. Neben der Begründung und Ausgestaltung des Museums für Volkskunde war die Herausgabe unserer Zeitschrift, von der 29 Jahrgänge nebst 15 Ergänzungsbänden abgeschlossen vorliegen, seine für den Betrieb der österreichischen Volkskunde grundlegende Leistung. Wir erhoffen für ihre weitere Wirksamkeit treue Gefolgschaft unserer bisherigen Abnehmer und den Zutritt recht vieler neuer Freunde. Als führendes Organ der Volkskunde in Österreich darf unsere Zeitschrift auf die Unterstützung weitester Kreise der Öffentlichkeit vertrauensvoll zählen.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

„Gesunkenes Kulturgut“ und Gemeinschaftsgut.

Eine kritische Betrachtung von Prof. Dr. M. Haberlandt.

In seinem Buche »Primitive Gemeinschaftskultur« (1922) und umfassender in seinen »Grundzügen der deutschen Volkskunde« (1924) hat Hans Naumann bekanntlich den Versuch gemacht, darzulegen, wie alle Gegenstände der Volkskunde entweder »herabgesunkenes Kulturgut« oder aber das Erzeugnis primitiver Gemeinschaftskultur seien, und er sieht in dieser konsequenten methodischen Scheidung die wichtigste künftige Arbeitsrichtung und das wahre Arbeitsziel der modernen Volkskunde.

Diese Aufstellungen haben, wie ich sehe, in hohem Grade die Aufmerksamkeit der volkskundlichen Arbeiter erregt und vielfach Zustimmung gefunden.¹⁾

¹⁾ Dr. Fritz Boehm: Zeitschrift des Vereines für Volkskunde, Berlin, Jahrg. 1923/24, 1. Heft, S. 55. — V. Geramb: Die Volkskunde als Wissenschaft, Zeitschrift für Deutschkunde, 38. Jahrg., 5. Heft, S. 338 f. — Vierteljahrsschrift für Geschichte und Landeskunde Vorarlbergs, VIII. Jahrg., 3—4 Heft 1924, S. 104 (Dr. A. Helbok). — Schweizerisches Archiv für Volkskunde, 24. Heft 3, S. 206 (Ed. Hoffmann-Krayer). — Literaturblatt für germ. und rom. Philologie 1922 (Ed. Hoffmann-Krayer). — O. Weinreich, Arch. f. Religionsw., XXII, S. 321 ff.

auf der anderen Seite aber auch bereits mehrfach Widerspruch erfahren und berechtigte Bedenken wachgerufen.¹⁾ Und in der Tat entspricht die übrigens in ihrem Kern keineswegs neue Problemstellung Naumanns nach meiner Überzeugung in keiner Weise der tatsächlichen Sachlage bezüglich der volkskundlichen Gegenstände. Die Frage nach der Herkunft und Verbreitung des gesamten volkskundlichen Stoffes innerhalb der Gesamtheit einer Bevölkerungsmasse ist gewiß eine belangreiche Aufgabe der Volkskunde, sie ist aber nicht ihre wichtigste und schon gar nicht etwa ihre einzige, wie Naumann will. Die Erfassung aller Äußerungen und Erscheinungen des Volkslebens in ihrer Erscheinungsgänze, in ihrer geographischen Verbreitung, ihrer geschichtlichen Tiefe und in ihren psychologischen Wurzeln bleibt wohl nach wie vor die Hauptaufgabe und das eigentliche Arbeitsziel der wissenschaftlichen Volkskunde, und die »neue« Forderung Naumanns kann im besten Falle nur als ein heuristischer Wegweiser bei der geschichtlichen Analyse des volkskundlichen Stoffes gewertet werden.

Vorweg aber muß gesagt werden, daß die beiden Begriffe der »primitiven Gemeinschaftskultur« und des »gesunkenen Kulturgutes« in vieler Hinsicht anfechtbar und unhaltbar sind, zumal in ihrer Anwendung auf die Volkskunde der mitteleuropäischen Bevölkerungen. Es ist eine ganz unzutreffende, lebens- und volksfremde Auffassung, in unserem Landvolk sozusagen eine Herde, ein »Rudel« gleichorientierter Menschen zu sehen, wo jeder alles kann und alle das Gleiche leben, tun, fühlen und denken. Dem Volke fehlen auch in jenen Schichten, mit denen sich die Volkskunde vorzüglich befaßt, die schaffenden, erfindenden und kulturell produktiven Individuen so wenig wie den höheren Bildungsklassen. Die individualistische Kulturschöpfung ist auch in jeder »Gemeinschaftskultur« am Werke, nur ist sie hier fast gänzlich in den Schleier der Anonymität gehüllt. An der gemeinsamen Volkskultur, in welcher übrigens ja auch das höhere Kulturgut ursprünglich seine Wurzeln hat und aus welcher es durch individualistische Leistungen emporsteigt, arbeiten alle im Volke je nach Vermögen und Anlaß, je nach Persönlichkeit und Einfluß mit. Die schöpferischen Akte und Neuerungen im Arbeitsleben des Volkes, die Erfinder und Entdecker im landwirtschaftlichen und Handwerkerberuf, auch wer immer neue Formen in Brauchtum, Geselligkeit, in Tanz oder Spiel ersonnen und aufgebracht hat — sie bleiben fast immer anonym und treten aus der Masse der aufnehmenden unproduktiven Volksgenossen nirgends sichtbar hervor. Nur im Gebiete der geistigen Volksgüter, in der Volkskunst, der Volkspoesie tritt individualistisches Wirken erkennbar hervor, und es ist da eine der reizvollsten Aufgaben der Volkskunde, in jeder Sphäre der Volkskultur auf das Auftreten solcher im Volke mit Namen bekannter schöpferischer Individuen zu achten. (Siehe meine Österr. Volkskunst, Textb., S. 5, ferner J. Blau, Böhmerwälder Hausindustrie und Volkskunst, I, S. 243 ff.) Schon der Umstand, daß so viele unserer produktiven Köpfe (man

¹⁾ Eugen Fehrle: Badische Volkskunde, I, Teil, S. 72 ff. — Derselbe in: Mein Heimatland, II, Heft 2, S. 44. — Dr. Friedrich Lüers: Hefte für bayrische Volkskunde, X, S. 49. — Theodor Siebs: Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, XXIII, S. 120 f. — K. Reuschel: Deutsche Volkskunde, II, S. 6 ff. — K. Spieß: Mitt. der Anthropol. Gesellschaft in Wien, LIV. Bd., S. 203.

denke zum Beispiel an P. Rosegger, Fr. Defregger, Lenbach, Segantini u. v. a.) aus dem Schosse des Volkes hervorgehen, spricht gegen die lebensfremde Auffassung einer niederen Gemeinschafts- und einer höheren individualistischen Kultur. Sind die Lebensformen und -Gewohnheiten des Großstädtlers in Bezug auf Tracht, Wohnung, Eßsitten, Lektüre, Kunstgenuß denn minder uniform, als die entsprechende Lebensführung der eigentlichen Volkskreise?

Nicht minder unrichtig erfaßt oder doch zum mindesten sehr revisionsbedürftig ist der Begriff des »gesunkenen Kulturgutes«, den Naumann zum Angelpunkt der volkskundlichen Forschung machen möchte. Die Richtlinien solcher methodischen Scheidung sind ja längst, wie Theodor Siebs mit Recht bemerkt hat, jedem volkskundlichen Forscher geläufig, aber den richtigen Volkskundler beschäftigte und interessierte in jedem Falle übernommenen Kulturgutes nicht nur die kulturgeschichtliche Tatsache, sondern vor allem die volksmäßige Art und Weise der Übernahme. Ich habe bereits in meiner Einführung in die Volkskunde Seite 16 darauf verwiesen, wie sehr wir es im Auge zu behalten haben, daß auch alles »gesunkene Kulturgut« nicht etwa einen unorganischen Fremdling in der bauerlichen Sphäre darstellt, sondern durchaus in ihrem Sinne zurecht gemacht und in die allgemeine Harmonie dieser in sich geschlossenen Welt aufgenommen ist. Eben deswegen ist auch die Bezeichnung, als »sinke« Kulturgut, wenn es in die ländliche Sphäre gelangt, als unzutreffend zurückzuweisen. Meist handelt es sich ja nicht um aus der Stadt ins Volk verpflanztes Gut, sondern um in ländlichen Kreisen zäher bewahrtes, allgemeines kulturelles Altgut, wie denn die bewahrende konservative untere Volkschicht vielfach Geisteszüge, Lebensformen, Arbeitsmethoden und Vorstellungen sonst längst überwundener Bildungs- und Geschichtsstufen anachronistisch unter sich am Leben und in Kraft erhalten hat. Es ist eine lohnende und dringende Aufgabe, das Verhältnis von Stadt- und Landkultur in allen ihren Einzelheiten einmal systematisch darzustellen, wobei sich ergeben wird, daß ihr Gegensatz sich von nicht gar langer Zeit herschreibt und in vielen Stücken nicht besteht, wobei auch die Einwanderung und der Zug vom Lande her in manchen Belangen zutage kommen würde. Unglücklich gewählt und begrifflich unhaltbar ist das Schlagwort »gesunkenes Kulturgut« auch aus dem doppelten Grunde, weil es das Wesen der bauerlichen (volkstümlichen) Gesittung negiert, als wäre dieselbe nicht auch eine Form der Kultur, und weil der herabsetzende Begriff des »Herabsinkens« in eine mindere Sphäre sich unwillkürlich damit verbindet -- und zwar völlig zu Unrecht. Das aus einem Kunstlied umgeschaffene Volkslied steht oft höher als dies, die Volkstracht ist meist ein viel köstlicheres Lebenszeugnis, als das städtische Modekleid, aus dem es sich das Volk vor Zeiten umgeschaffen hat.

Zusammenfassend kann gesagt werden: Es ist selbstverständlich und geschieht ja allgemein und seit längster Zeit, daß der volkskundliche Stoff einer kulturgeschichtlichen Analyse in Bezug auf seine historische Herkunft unterworfen werde; aber die eigentliche Aufgabe der Volkskunde besteht nun darin, das spezifisch Volksmäßige alles Volksgutes, woher es auch stammen mag, zu erfassen und daraus im großen Zusammenklang der volksmäßigen Lebensäußerungen ein Abbild der Volkseele zu gewinnen.

Von der bairisch-österreichischen Mundart.

Von Josef Schatz.

Die folgenden Darlegungen bewegen sich auf demselben Gebiete wie der Vortrag über tirolische Mundart, den ich am 27. Juli 1923 beim Heimatschutztag in Innsbruck gehalten habe. Es sollen wichtigere Erscheinungen und Kennzeichen der Mundart hervorgehoben und durch die Heranziehung von Eigennamen anschaulich gemacht werden.

Die Literatur über die deutschen Mundarten, also auch über die des bairischen Stammes findet man vollständig in dem Buche von F. Mentz, Bibliographie der deutschen Mundartenforschung (bis 1889), Leipzig 1892, für 1890—1903 in der Zeitschrift Deutsche Mundarten, herausgegeben von J. Nagl, Wien 1895 f., Band 1 und 2, Heft 1 (mehr ist nicht erschienen), für 1904 im Jahresbericht über germanische Philologie, Band 26 (der übrigens für jedes Jahr Neuerscheinungen verzeichnet), für 1905—1920 in der Zeitschrift für deutsche Mundarten, Jahrgang 1910, 15, 16, 18, 20, 22.

Für die bairisch-österreichische Mundart seien einige in Betracht kommende Arbeiten herausgehoben:

J. A. Schmeller, Die Mundarten Bayerns. München 1821.

J. A. Schmeller, Bayerisches Wörterbuch, München 1827—37, 2. Auflage von Frommann. München 1872—77.

H. Grödl, Die Mundarten Westböhmens. München 1895 (aus der Zeitschrift Bayerns Mundarten 1, 2. München 1892—95).

J. N. Schwäbl, Die altbayerische Mundart (Rottal in Niederbayern). München 1903.

J. Nagl, Grammatiche Analyse des niederösterreichischen Dialekts (Neunkirchen). Wien 1886.

A. Pfalz, Die Mundart des Marchfeldes. Wien 1913 (aus den Sitzungsberichten der Wiener Akademie, 170, 6).

L. A. Biro, Lautlehre der heanzischen Mundart von Neckenmarkt (Burgenland), Leipzig 1911.

Unger-Khull, Steirischer Wortschatz. Graz 1903.

M. Lexer, Kärntisches Wörterbuch. Leipzig 1862.

P. Lessiak, Die Mundart von Pernegg in Kärnten in den Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, Band 28. Halle 1903.

P. Lessiak, Die Mundarten Kärntens. Klagenfurt 1911 (Carinthia).

P. Lessiak, Die kärntnischen Stationsnamen. Mit einer ausführlichen Einleitung über die kärntnische Ortsnamenbildung. Klagenfurt 1922 (Carinthia).

H. Tschinkel, Grammatik der Gottscheer Mundart. Halle 1908.

J. Schatz, Die Mundart von Imst (Tirol). Straßburg 1897.

J. Schatz, Die tirolische Mundart. Innsbruck 1903 (Zeitschrift des Ferdinandeums 1903).

A. Egger, Die Silltaler Mundart. Innsbruck 1909 (Jahresbericht der Realschule).

J. Bacher, Die Sprachinsel Lusern. Innsbruck 1905.

Mundartliche Proben aus dem Phonogramm-Archiv der Wiener Akademie hat J. Seemüller in den Wiener Sitzungsberichten seit 1908 herausgegeben, im Sonderabdruck als Deutsche Mundarten, Heft 1—5. Folgende Orte sind vertreten: Westböhmen, Eisendorf, Heft 1, 4, Lichtenstein 5, 36, Schöntal 5, 28 — Südmähren, Waltowitz 3, 38 — Oberösterreich, Griefskirchen 3, 21, Pilgers-

ham 2, 13, St. Georgen 2, 8 — Niederösterreich, Alhartsberg 5, 22, Bockfließ 3, 17, Deutsch-Wagram 4, 3, Dobersberg 5, 54, Loosdorf 1, 6 — Burgenland, Oberschützen 3, 38, Neckenmarkt 5, 49 — Kärnten, Bierbaum 3, 12 — Krain, Gottschee 2, 25 — Tirol, Imst 3, 3 — Meran 3, 7, Sieben Gemeinden 5, 59.

Beiträge zur Kunde der bairisch-österreichischen Mundarten, 1. Heft von A. Pfalz, 2. Heft von W. Steinhauser, Wien 1919, 1922.

Im März 1925 wurde das 2. Heft des 1. Jahrganges der Zeitschrift *Teuthonista* (Bonn und Leipzig, Verlag Kurt Schröder) als österreichisches Sonderheft herausgegeben, es enthält drei wichtige Aufsätze:

H. Weigl, Die niederösterreichische ui-Mundart.

A. Haasbauer, Die oberösterreichischen Mundarten.

J. Mindl, Der Konjunktiv in der Mundart des oberen Landls (der südwestliche Teil des Hausruckviertels in Oberösterreich).

Bairisch-österreichisch nennt man die Mundart im Südosten des deutschen Sprachgebietes, soweit sie mit dem germanischen Stamme der Baiern zusammengebracht wird. Die kurze Bezeichnung bairische Mundart ginge ja fürs Auge, sie unterscheidet sich aber für die Aussprache, also fürs Ohr nicht von bayerisch, das doch mit seinem y die Zugehörigkeit zum Staate Bayern ausdrückt. In Bayern sind aber nur Ober- und Niederbayern und die Oberpfalz altes bairisches Stammgebiet; links vom Lech wird schwäbisch und links der beiläufigen Linie Eichstädt—Nürnberg—Fichtelgebirge wird ostfränkisch gesprochen. Das größere Gebiet hat die bairische Mundart aber außerhalb Bayerns, sie lebt im Böhmerwald und Egerland, in Österreich (mit Ausnahme Vorarlbergs und des tirolischen Streifens Außerfern, Tannheim, Reutte, Leermoos) samt dem Burgenland, in dem zu Italien geschlagenen Südtirol sowie in Sprachinseln auf romanischem und slowenischem Boden. Sechs Staatengebilde teilen sich seit 1918 in die bairische Mundart, und da wäre es wohl am Platze, wenn man für sie einen einheitlichen Namen hätte; zweckdienlich wäre die Bezeichnung bawarisch, zumal sie auch ein Gegenstück zu alemannisch ist. Beide Ausdrücke sind der Mundart fremd und gelehrten Ursprunges. Bavaria als Name des Landes wurde aus dem latinisierten Volksnamen Bavarii entnommen, der auf Bajja-varii beruht und die Männer (germanisch warja = Mann) aus dem Boienlande bezeichnet, das ist Boiohaim, aus dem Baihaim und im 8. Jahrhundert Beheim, später Böhmen wurde. Die Markomannen haben das von den keltischen Boien verlassene Land besetzt und sind dann nach dem neuen Sitz benannt worden. Vergl. R. Much im Reallexikon der germanischen Altertumskunde 1, 156. Die viel gebrauchten Ausdrücke Bajuwaren und bajuwarisch sind sprachlich nicht einwandfrei, sie werden sich aber nicht leicht beseitigen lassen.

Die bairische Mundart gehört zum Hochdeutschen und hat den vollen Anteil an der hochdeutschen Lautverschiebung, die im allgemeinen vor dem 8. Jahrhundert eingetreten ist; als oberdeutsche Mundart hat sie gemeinsam mit dem Alemannischen die Verschiebung des germanischen p- zu pf- durchgeführt, 1. im Anlaut, 2. im Inlaut, wenn es im Urdeutschen gedehnt war, -pp-, 3. nach m. Die schriftdeutschen Beispiele Pfad, Pfeil, Pfund, Gipfel, schöpfen, stupfen, Napf, Kopf, schimpfen, stampfen, dämpfen, Dampf, Sumpf haben auch in der bairischen Mundart überall pf; in jüngerer Entwicklung konnte daraus bf werden, zum Beispiel an der Donau anlautend bffiffi pffiffig, im Aus-

laut köbf Kopf, oder f nach m dōmf Dampf (aber dampff). Mit dieser Vertretung des germanischen p durch die Affrikata (Verschlußlaut und Reibelaut) pf hebt sich das Bairische vom Ostmitteldeutschen ab, das -pp- und -mp nicht verschoben hat (Appel, Sump = Apfel, Sumpf). Bairischem Schöpf (Familiennamen), Schupfe, Tumpf (tiefe Stelle im Wasser) entspricht mitteldeutsch Schöppe, Schuppen, Tump (Tümpel, altbairisch tumpfilo).

Die Grenzlinie dieser wichtigen Vertretung des germanischen p als pf im Bairischen, als p im Ostmitteldeutschen verläuft an der Eger zwischen Ellbogen und Karlsbad, südlich zwischen Tepl und Netschetin.

In gleicher Art, wie das alte p zu pf, konnte durch die hochdeutsche Lautverschiebung k zur Affrikata kch werden. Diese ist aber nur im Süden des oberdeutschen Sprachgebietes vorhanden, im Südstreifen des Elsaß, Badens, Bayerns, in der Schweiz (hier meist Reibelaut ch), Vorarlberg, Tirol, Kärnten, Steiermark, im südlichen Salzburg und wohl auch im südlichsten Oberösterreich. Statt der Affrikata kch stellt man vielfach auch das leichtere Gebilde der Aspirata kh fest (Verschlußlaut k, Hauchlaut h). Wo k im Anlaut vor Vokalen steht, ist allgemein kch oder kh vorhanden, kh auch im nördlichen Oberdeutsch und im Mitteldeutschen (mit Ausnahme eines thüringisch-sächsischen Gebietes, das g- spricht, gind, gönig, gopf), Kind, Kern, Kalb, Kopf, Kuh, in Tirol zum Beispiel Kchind, Kchopf. Wenn das anlautende k vor Konsonanten steht, ist im südlichen Oberdeutsch kch oder kh, im nördlichen Oberdeutsch wie im Mitteldeutschen reiner Verschlußlaut vorhanden, für den meistens g gesprochen wird, glē, gröpf, gnächt für Klee, Kropf, Knecht, südbairisch Kchlea, Kchropf, Kchnecht. Das bietet die Erklärung dafür, daß in Niederösterreich zum Beispiel geschrieben wird Krottendorf (Kröte in der Mundart mit o) und Grottendorf, Kroisbach (alt Kreos = Krebs) und Groisbach, für älteres Chlawbendorf heute Glaubendorf, für heutiges Kräuterbach, Kreisberg, Kreuzenstein früher Greidersbach, Greulsberg, Greizenstein, oder der Zunamen Gravogel für südbairisches Kravogel (zu krähen).

Im Inlaute ergab das nach Vokalen stehende k den Reibelaut ch, machen, reich, das verstärkte -kk- aber im südlichen Oberdeutsch kch oder kh wie im Anlaut, im nördlichen Oberdeutsch, bei uns im Mittel- und Nordbairisch den reinen Verschlußlaut k (= gg), also wekchn, häkche, zukhn gegenüber weggn, hagge, zuggn, wecken, Hacke, zucken. Es gehören zum Beispiel zusammen wach und wecken, vor der hochdeutschen Lautverschiebung wak und wakkjan, so verhalten sich Dach und decken, brechen und brocken (pflücken), Loch und Lücke, mundartlich bächn und bek Bäcker, bäch Bach und die Ableitung -böck, der sein Anwesen am Bache hat, Gaisböck, der am Gaisbache sitzt, vergleiche Kaltenböck, Kienböck, Lauterböck, Steinböck, Wiesböck und andere; diese alte Wortbildung zu -bach war im Mittelbairischen verbreitet, vielen Gegenden fehlt sie völlig. In Tirol heißt man die Bewohner von Jenbach, Alpach (= Alb-bach) die ienpökher, älpökcher. Ein Lehrgedicht des 13. Jahrhunderts hat einen Winsbeke zum Verfasser, der Name stammt von einem Ort Winsbach, bedeutet also Winsbacher. Auch für altes nk gilt im Südbairischen nkch oder nk, nördlich nk = ngg, denken, sinken, gesunken, Winkel, Fink, Bank, Trunk (fäng, bäng, träng). Aus dem Urdeutschen haben wir auch den Laut -gg- ererbt, der überall als reiner Verschlußlaut

vorliegt, also im Südbairischen egg Ecke, bruggn Brücke, muggn Mücke; es sind da scharf unterschieden weggn Brotwecken und wekchen wecken, ruggn Rücken und rukchen rücken, im Nordbairischen sind die alten -kk- und -gg- einheitlich durch -gg- vertreten. Unsere Schriftsprache hat im allgemeinen beide Laute als ck, einzelne Fälle haben gg, Egge, Roggen. Namen haben bei uns öfters die gg-Schreibung, zum Beispiel Egg, Eggen-berg, -burg, -dorf, -tal, Eggern, Egger, Brugg, Bruggen, Brugger, Fugger, Giggelberg, Giggling, Guggenberg, Muggendorf, Luggau, in Tirol Ranggen, Zinggen, Plangger, Haggen mit altem langen a (= Haken), Saggen, Lagger, Tagger, Rogger, Laugges (entspricht dem Namen Lukas), Eggert; vergleiche dazu Schreibungen nach schriftsprachlicher Art, Landeck, Bruck, Muckendorf, Plankensteiner, Eckert. Aber niederösterreichisch Auggental, tirolisch Auckental hat altes -kk-, ukka Kröte. Neben dem Familiennamen Flickschuh gibt es Fliegenschuh, das geht auf die nordbairische Aussprache von Flick-en-schuh (fliggenschuh) zurück und wurde ohne Überlegung mit Fliegen- verdeutlicht.

Der ins Hochdeutsche gekommene schwach gebildete Lippenlaut b ist im Altbairischen vom 8. bis ins 11. Jahrhundert hinein regelmäßig mit p geschrieben und er ist wirklich zu einem stark gebildeten Verschlusslaut geworden. Im Anlaut hat das Südbairische noch jetzt p-, fürs Mittel- und Nordbairische wird b festgestellt. Es ist wichtig, daß im Bairischen im Anlaut nur ein einziger Lippenverschlusslaut vorkommt, nicht p und b nebeneinander wie in der Schriftsprache (Bein und Pein, Blatt und platt); im In- und Auslaut ist im allgemeinen seit dem 11. Jahrhundert ein leichter Laut eingetreten, -w- oder -b-. Das anlautende p- bewahrt noch die Schreibung vieler Namen: Pacher, Peer (Bär), Penz, Pichler, Pircher, Pock, Prantner, Prey (Bräu-er), Passau, Payerbach (von Baier), Peuerbach (vergl. Michelbeuern aus -büren, -bürjom zu bürja Wohnhaus), Pinsdorf und Pinzgau (Binse), Piberbach, Pichl, Polling, Poigen (vergl. Persenbeug, alt biugo), Puch, Purgstall, Plaik, Pramböck (und Bramböck, Brombeere), Premstetten (zu Bremse), Prandegg, Prantach. Im Inlaut konnte -p- durch einen angeglichenen Geräuschlaut gehalten werden, Leopold (alt Liutpald), Diepoldsdorf-Dietpald, Ruprecht-Ruodprecht, Gumpold-Gundpald, Harprecht-Hartprecht, Lamprecht-Lantprecht, dagegen Engelbrecht, Albrecht mit b, weil l vorausgeht. Neben Wimpassing kommt Windpassing vor, Wind und boß = Stoß, dagegen das mundartliche w für b in Kniewas (Oberösterreich) oder in der älteren Schreibung Khüewach für Kühbach (Niederösterreichische Weistümer 2, 795). Dieses w deckt sich mit dem alten inlautenden w, für das manchmal b erscheint (wie in Farbe, gärben, falb, gelb), Seeben (alt sēwnn bei den Seen), Seebenstein, Seeber, Lebar (alt lēwirnn bei den Hügeln), Weibern (alt wīwarum bei den Weihern), Sinabel (Bergname, alt sinewel rund), Hilber (zu hülwe Pflütze), Kranebitten (Kronawitten,³ alt witu Holz). Altes b ist nach m in der Schriftsprache nicht mehr vorhanden, im Bairischen aber vielerorts als p erhalten, Lampl, Kampl, Krumpental. Nach l steht p in steirisch Alpl, aber in Raxalpe, Korlalpe liegt die schriftdeutsche Form vor; die bairische Mundart hat älb, äbe, älbm und älm, dies, wenn die weiblichen Hauptwörter auf -n ausgehen (Kirchn, Stiegn, im größten Teil Tirols, in Kärnten und Steiermark ist das nicht der Fall, so daß also die viel gebrauchte Form Alm nur einem beschränkten Gebiet zukommt). Inlautendes -pp- ist erhalten (knapp, tappen, schnappen, Krippe,

Rippe, Kluppe), aus -tp- angeglichen in Rappold, vergl. Rupprecht, Lamprecht, aus -tw- in westtirolisch wippe Witwe (wipper Witwer), vereinzelt ist Gippel (Berg bei Maria Zell, Giebel), vergl. rippeln und ribeln.

Für g hat das Bairische den leicht gebildeten Verschlusslaut, das Nordbairische hat für g nach Vokalen zum Teil auch den Reibelaut ch, lâcha(r) Lager, i lichad ich läge (ligete), wech Weg.

Die im Inlaut aus germanischem p, t, k entstandenen Reibelaute, opan offen, etan essen, makon machen, sind so gesprochen worden, daß die Silbengrenze, die vor dem p, t, k war, innerhalb des Reibelautes zur Geltung kam; die Schreibung bringt diese Druckgrenze (><) durch die Verdoppelung ff, ss zum Ausdruck. Das starke -ff-, -ss-, -ch- bewirkte im größten Teile des Bairischen, daß vorausgehende lange Vokale und Diphthonge gekürzt wurden. Man beachte die mundartliche Aussprache von schlafen, strafen, Strafe, Straße (altes langes ā); Haufen, laufen, greifen, Seife, rufen, reißen, außen, schießen, rußig, heißen, große, größer, Sprache, streichen, rauchen, fluchen, kriechen. Damit deckt sich die Festhaltung der Kürze vor mehrfacher Konsonanz im alten Inlaut, schöpfen, lüften, sitzen, misten, wecken, richten, Köpfe, Rippe, Katze, Stricke, Nächte, entsprechend der Kurzdiphthong in Schleipfe (schloapf-), heizen, leisten, leuchten. Diese Kurzdiphthonge sind im Nordbairischen schärfer ausgeprägt als im Südbairischen, das hier ursprüngliche Verhältnisse gewahrt hat. In Osttirol und Kärnten ist aber eine entgegengesetzte Entwicklung zu beobachten, ff, ss, ch sind geschwächt und der Vokal davor gedehnt worden. (Fälle wie offen, schaffen, essen, wissen, machen, sicher haben langen Vokal und leichtes f, s wie Ofen, Hafen, lesen, Wiesen, nahen, Vieher, für ch ist h eingetreten.)

Hier sei eine zweite, fürs Nordbairische kennzeichnende Erscheinung erwähnt, die auch im Mitteldutschen und Nordostschwäbischen vorhanden ist, die Dehnung kurzer Vokale in Wörtern, die schon im Althochdeutschen einsilbig waren; sie trat nicht nur ein in Fällen von der Art Tal, Tor, lahm, Hof, Gras, Grab, Rad, Zug, sondern auch vor starker und mehrfacher Konsonanz, Schaff, Biß, Fisch, Dach, Luft, Mist, Nacht, Kopf, Satz, Strick, Dampf, ganz, Dank, scharf, stark, kurz, Holz; die zweite Gruppe hat im Südbairischen fast durchwegs die alte Kürze des Vokals erhalten. In Flexionsformen und Bildungen, die nach der starken Konsonanz noch einen Vokal hatten, ist die Kürze geblieben, also kurzer Vokal in der Mehrzahl, Fische, Dächer, Köpfe, dann in lüften, misten, bissig, hölzern u. s. w.

Die Laute t und d des Althochdeutschen sind in der neuhochdeutschen Schriftsprache mit bestimmten Ausnahmen erhalten, noch besser in der südbairischen Mundart; aber im Nordbairischen sind sie einheitlich durch d vertreten, da haben Tag, Teil, tun, trocken und Dach, denken, Durst, drei den gleichen Anlaut, ebenso den gleichen In- und Auslaut: weiter, weit, halten, Welt und Bruder, Leid, Feld. Die hier vorkommenden t sind entweder Entsprechungen alter tt, Bett, Wette, fretten, retten, dritte, Mitte, Hütte, Klette, Schmitte = Schmiede, vielleicht auch in den Vertretungen von breiten, leiten, läuten, deuten, töten, brüten, dulden (duittn), oder sie sind an eine bestimmte, Lautnachbarschaft gebunden (binden, schwinden, zünden, Wunde, hantig, grantig, Eiter, Leiter, Winter, Eltern ötan, Garten, warten, Hirte, Gurte), nur vereinzelt steht solch ein t für ein altes d (mötn melden, fintn finden).

Für s ist im Bairischen sch eingetreten im Anlaut vor Konsonanten, Schlange, Schmerz, Schnur, schwarz, Stein, spielen (die neuhochdeutsche Schreibung ist mit st, sp im Rückstand), inlautend vor p ist allgemein sch, Haspel, raspeln, Knospe; inlautendes st ist als st vertreten im größten Teile des Bairischen, als scht im westlichen Südbairisch (Mischt, luschtig). Der Familienname Aspöck kann als Asch-böck = Aschbacher erklärt werden, Asch Eschenwald, vergl. Aschau, Aschach, für das inlautende -schb- konnte man sp schreiben, weil man schriftsprachliches sp, Knospe, Haspel, mit schp sprach. Der Ortsname Aspach ist ein Sammelname asp-ach Espengehölz, vergl. Staudach, der Name Aschbach kann für Aspach stehen, es müßte für jeden einzelnen Fall untersucht werden, ob ein Bach gemeint ist. Der Übergang eines Genetiv-s in sch liegt vor in Namen wie Wiesenschwang = Wisineswang, Hamschwang, Eberschwang, Hörschwang.

l ist im Südbairischen erhalten, im Nordbairischen gilt, wie es scheint, allgemein, daß l nur im Wort- und Silbenanlaut vor Vokalen als l steht, läb Laub, ölend Ellend, hondla Händler, ferner wenn es Silbenträger ist, l, gsindl Gesindel, engl Engel, sichl Sichel, huln hudeln; dagegen hat es nach Vokalen eine geänderte Bildung, wenn es zur selben Silbe gehört. Man findet zum Beispiel in Ober- und Niederösterreich, daß dieses l nach u, o, ä als i erscheint, nach altem ä als ü und mit ë, e, ö, i, ie, ü, üe zu ö, ö, ü verbunden ist, vergl. guin Gulden, schui Schule, goid Gold, waid Wald, häi häl, glatt (häli, häle), göd Geld, kön Kelle, hön Höhle (hoi hohl), hüf Hilfe, kü Kiel, hüsn Hülse, kü kühl (alt küele). Die Veränderungen, welche l in dieser Stellung erleidet und an dem vorausgehenden Vokal bewirkt, sind nicht überall gleich; so wird auch der Vokal, der für silbisches -l nach Lippenlauten steht, verschieden bezeichnet, gipfü, gipfö, gipfl Gipfel, einige Gebiete haben -l auch nach Gaumenlauten geändert, kuchö für kuchl Küche, engö Engel und Enkel (im Rottale in Niederbayern). Widauer, Widmoser, Wiemoser enthalten mundartliches wüd wild, Eibl = Albl.

Mit r verhält es sich in entsprechender Weise: Südbairisch ist es erhalten, im Nordbairischen nur vor Vokalen, dagegen ist es vokalisiert, wenn es nach Vokalen stand und mit ihm zur selben Silbe gehört, ia, ea, oa, ua, vergl. die Beispiele Kirche, Bier, für, führen, Kerze, Ferse, Hörnlein, hören, Bart, Haar, Korb, vor, Durst, Fuhre, leer (la), Bauer, Feuer, dagegen närrisch (narisch), Lehrer. Der Familienname Schadinger = Schardinger, Schärdinger. Dem entsprechend ist im Mittelbairischen auch die Verkleinerungssilbe -erl als -al (pl, sl) vorhanden; im Südbairischen gibt es -erl mit gesprochenem r dann, wenn das verkleinernde -l an Stämme auf -er tritt: Peterl, Schwesterl, Käferl, Ackerl, Wasserl, Federl, Fensterl, Messerl, Zuckerl. In der zwischen der Schriftsprache und Mundart stehenden Umgangssprache hört man im Nordbairischen auch -erl mit r, Brüderl und mit dem von solchen Wörtern ausgegangenen -erl Pepperl, Hannerl, Buberl, Mäderl, Weiberl, Hunderl, Katzerl, Vögerl, Staberl, Stangerl, Steckerl. Das erhaltene r ist Zungenspitzen-r oder Zäpfchen-r. Letzteres ist gebietsweise nicht mehr gerollt, es hat sich zum Beispiel rn im Zillertale (Tirol) zu ŋ entwickelt, hŋ Hirn, hoan Horn, dies ŋ ist jung und hat den vorausgehenden Vokal nicht nasaliert. Man kann den Ortsnamen Hygna in Tirol bei Brixlegg versuchsweise so erklären, daß man

hiņa (so wird gesprochen mit nicht genäseltem i) als aus hürnau entstanden faßt, hürn altes hurwin kotig, -au kann im Nebenton zu -a werden. Vergl. Hirnreit bei Leogang in Salzburg. In manchen Gebirgsgegenden ist r vor t geändert, man findet rscht, wirscht (wischt) Wirt wie durchst Durst, anderswo (zum Beispiel im Zillertale) cht. wücht und dücht, hier ist rs zu ch geworden, feache Ferse, ucha = ursa Ursula, die Tiroler Familiennamen Ferstl und Fechtl können als mundartliche Entsprechungen von Ferdl = Ferdinand erklärt werden. Für den alten Pinzgauer Ortsnamen Fiecht = Fichtenwald wird heute fälschlich Fürt geschrieben, vielleicht sind auch die Ortsnamen Fürt in Oberösterreich falsche Wiedergaben von Fiecht, Ficht. rl kann zu dl werden, Edlach = Erlach, Erlengehölz; so wird die Entstehung der Form Weinzettel klar, altes aus romanischem vinitor entlehntes winzuril Winzer wurde über Weinzürl zu Weinziedl, Weinzettel.

Der Laut j ist im Anlaut erhalten, jung, Joch, Jahr, jäten. Im Inlaut ist altes j längst schon geschwunden, nur nach r und l in kurzer Silbe konnte es als g erhalten bleiben, Scherge ist der Scharmann, skarjo, Ferge der Fährmann, farjo; heute Schörg, Schieg, Schiegl und Förg, Fiegl (wenn Fiegl mit dem Zwielaute ie gesprochen wird, in Südtirol gibt es den Namen Figl, Vigl = Vigilius). Jörg ist aus jorjo zu erklären, nicht unmittelbar aus Georgius. Gilg, S. Gilgen setzen Ägilius für Ägidius voraus, Jülg und Ilg können auf Julius beruhen (juljus), Kilga = Kilian. Die Namen Tangl, schwäbisch Dengl, darf man als Umformung von Daniel hinstellen, Danjel, die Ableitung von Antonius ist schwerer zu rechtfertigen.

Eine wichtige Eigenheit der bairischen Mundart ist die gemeinsame Wandlung des alten a und ā zu dem ā-Laute, vergl. die Aussprache von Nacht, Tag und blasen, Graf; das benachbarte Alemannische und das Schwäbische hat das kurze a erhalten, das lange ā als â. Man spricht also im schwäbischen Winkel Nordwesttirols mit hellem a Nacht, Bach, Glas, Hand, im übrigen Tirol wie im Gesamtbairischen den â-Laut; in Wörtern mit altem langem ā in beiden Mundartgebieten â, blasen, Graf, schlafen, Haar, Gabe. Bairischem â in Gasse, Straße entspricht schwäbisch gass(e) und sträss(e), dies hat ā (latein. strāta via der gepflasterte Weg).

Im 8. Jahrhundert trat im Hochdeutschen der Umlaut ein, a und ā wurden durch ein i, j in der folgenden Silbe zu e, ä; beim kurzen a hat der Umlaut zwei Entsprechungen gegeben, die grammatisch genau geschieden sind, die eine ist eng gebildetes e (ö-artig), die andere ä und in der späteren Zeit gleich dem Umlaut des ā. Die bairische Mundart hat den ö-artigen Umlaut bewahrt, vergl. die Aussprache von Äste, Gäste, Säcke, Kälber, Gläser, Räder, Städte, kräftig, beste, letzte, heben, reden, legen und die dem entsprechende Schreibung in Namen, Schöpf, Ötz, Kößler, Stötten, Stöttner, Hörmann (Hermann), Wörner (Werner), Schörgendorf, Förg, Ginshöring, Schlögel, Höggen (Hecke), Wiesböck (-bacher), Böck (Bäcker). Für die zweite Entsprechung des Umlautes von a und für die von ā, also für das ä ist im Bairischen der helle a-Laut vorhanden, vergl. bairisch Astl, Sackl, Kalbl, Glasl, Radl, Stadtl, Mehrzahl die Bach(e), Weihnacht(en), Gams, Kampl, Schardinger, Waxenstein (wax scharf) und für den Umlaut des ā Bramberg, Bramböck (brämja Brombeerstrauch) oder die mundartlichen Formen für spät, leer, zäh, nähen. In dem Worte Kranewit

(alt kranawitn Wacholder) wird meistens Umlaut-a gesprochen, es gibt aber auch Gebiete, die hier den Umlaut nicht haben, demgemäß erscheint der Ortsname Kronawitten mit o vor n für nicht umgclautetes a und Kranewitten mit Umlaut-a (Familiennamen Kronawetter und Kranewitter). Das Alemannisch-Schwäbische hat die ä erhalten, Bächle, Gläse, Städtle, im schwäbischen Nordwesttirol Biechelbächle, Wängle, Nesselwängle, Leermoos (bairisch-tirolisch Larmes), den alemannisch-schwäbischen Familiennamen Geßler, Hämmerle, Längle, Drexel entspricht bairisch Gaßler, Hammerl(e), Langl, Draxel (alt drähsil Drexler), Abraham a S. Clara hieß schwäbisch Ulrich Megerle, bairisch ist Magerl(e). In gleicher Art ist auch der fremde Name Andreas vertreten, schwäbisch Endres, Entres, Ender, bairisch Andres, Andre, Ander, oder für Barbara Bärbel — Warbel. für Blasius Bläsi — Blaas. Auch das fremde Wort die Kaser Hirtenhütte hat im Bairischen helles a, im Algäu di käser; da im Pustertal di kaso mit kurzem a gesprochen wird, kann dieses Wort nicht mit cäseus Käse zusammengehören. In alemannisch-schwäbisch Seg = Säge liegt kein Umlaut vor, sondern altes e, sega; bairisch säg (Sagstetter, Saghammer) steht dazu im Ablaut (alt sega und saga wie helfen half). Arzberg, -bach hat die mundartliche Form arz Erz (alt aruzi), neben der es erz mit dem engen Umlautvokal gab; für dieses er- aus ari kommt in einem ausgedehnten Gebiete des Bairischen ir vor, mittelbairisch ia, vergl. irl (Kärnten), ial Erle, wirt, wiat Wörth (alt werid Insel), schirg, schiag Scherge; der Ortsname Wirth in Oberösterreich kann also gleich Wörth sein, Irlach ist Erlach, Erlengehölz, der Familienname Schiegl läßt sich als Scherge(l) deuten, ebenso Fiegl als Ferge(l), wenn ie Diphthong ist. Auch Mirzl = Marie gehört hierher.

Der i-Umlaut hat auch die o-, u-Vokale betroffen und zu ö, ü gewandelt, alt dorfir wurde zu Dörfer, öd̄i zu öde, zugil zu Zügel, müsi zu müse Mäuse. Im Bairischen wird jetzt für ö der e-Laut gesprochen, der für den Umlaut des a (Bett, legen) und für viele alte e-Laute vorhanden ist: Rößl(ein), gröber mit demselben Vokal, den Kessel, heben (Umlaut e) und essen, geben (altes e) aufweisen. Die Entsprechung für ö aus langem ō ist dieselbe wie die für altes ō, also öd̄ öde wie sē See (südbairisch ead, sea), und das erklärt die Schreibung Böheim, Böhmen für altes Bōheim. Für ü wird i gesprochen, zigl Zügel wie rigl Riegel, für ü, diphthongiert zu ai, steht ai, mais Mäuse wie wais Weise. Die bairischen Sprachinseln südlich der Alpen haben noch gerundete ö-, ü-Bildungen, im geschlossenen Mundartgebiet gibt es nur noch vereinzelte Reste der alten Art (zum Beispiel im Zillertal für ü = ai die Vertretung durch ai, mäis Mäuse, kräits Kreuz gegenüber wais Weise, gaitz Geiz). Der Umlaut des u ist im Bairischen (und im Alemannischen) nicht überall eingetreten, wo ihn die Schriftsprache in mitteldeutscher Art hat und wo man ihn erwarten sollte, vergl. Ruggn (Rücken), ruckn (rücken), hupfn, Gulden (mitteldeutsch gülden), wullen (wollen, alt wullin), Auke Kröte (ükja, das Altenglische hat den Umlaut, yce = üke), Ortsname Raubling alt Rupilinga u. a. Es sind nebeneinander dürr und durr dürr (erklärbar wie das Nebeneinander von hart und herti hart), Gmünd und Gmunden (alt gamund̄i und Dativ Plural gamundan). Verständlich sind also die Lautformen Brugg, Innsbruck, Brugger, Bruckner, Muggenau, Muckendorf (vergl. im Norden: Saarbrücken, Osnabrück, Brügge, schlesisch Mückendorf), Lucken, Luckenberg, Kuchelmoos, Durrach, Durnwald neben Dürnberg, Pescendorf (Bösendorf), Ed, Eder, Edenwiesen

(öde), Esterhammer, Esternberg (Österlehen, öster östlich mit Umlaut wie nörder nördlich, tirolisch neader, Neder, Nordseite, Schattenseite, der Umlaut in Österreich ist durch -richi veranlaßt, alt östarrichi; vergl. ohne Umlaut Osterberg, Osternach).

Das Bairische hat früh den Wandel der alten i \bar{u} und \bar{u} zu ai und au durchgeführt, es hat ihn mit einem großen Teil des hochdeutschen Sprachgebietes gemeinsam. Das angrenzende alemannische Vorarlberg hat noch die alten Laute bewahrt, zît, hūs, hūser Zeit, Haus, Häuser. Die alten Diphthonge ie, uo, üe sind nach oberdeutscher Art erhalten (lieb, guot, güete). Das Neuhochdeutsche schreibt für fast alle langen i das ie, an der Hand unserer Mundart können wir angeben, ob in einem Wort der Diphthong ie oder der Vokal i vorliegt, zum Beispiel lieb, biegen gegen Sieb, liegen. Die Oberpfalz und Westböhmen hat für diese Diphthonge die umgekehrten Vertretungen ei (das ist e-i, nicht ai) und ou, leib lieb, geidig gütig, goud gut, es ist dies das Hauptkennzeichen für die nördliche bairische Mundart. Bei uo, üe hat das Neuhochdeutsche die einfachen Zeichen u, ü, gut, gütig (alt guot, güetig); in bairischen Namen kommt noch die alte Schreibung vor, Lueg (alt luog Wildlager), dann der Familienname Lueger, 'dem mit der Betonung des e statt des u unrecht getan wird, Kuen, Kuenring (beide auch mit dem alten Kh), Ruef, Ruepp, Ruetz, Ruedl, Rueland, Hueber, Hueter, Puelacher (alt buochlöch Buchenwald), Stuefer, Schueler, Khüebach u. a. Dem Mißstande, daß unsere Fraktur die großen i und j nicht unterscheidet, verdanken wir die Namenformen Jebing, Jeding, Jetzing, Jeging, Jesenwang, deren Je- auf üe- zurückgeht, das aus uo umgelautet ist, uobing, uoting, uotzing, uoging, uosinwang. Man schrieb und druckte das mundartliche ie- als Je (Sebing, Sezing u. s. w.); so ist auch das schriftdeutsche je, jetzt, jeder, jemand zustande gekommen (alt ie-), vergl. nie, niemand und das veraltete itzt für jetzt. Der Name Huemer hat das mundartliche uem für eim (Heim-er).

Der alte Diphthong ai ist im größten Teil des Bairischen zu oa geworden, die alte Bezeichnung ai, die seit dem 11. Jahrhundert vorkommt, bewahren noch Namen, Aich, Aichach, Aigen, Ainet, Aist, Baier, Hajd, Mair, Gais, Plaike, Rain, Waidhofen, Waidring (Weidheri-) u. a. Mechanisch ist in tirolisch Hairlach ai gesetzt worden, das oa des mundartlichen hoarlach geht aber auf or zurück (hor-lach kotige Gegend), die Schreibung Horlach kommt in Tirol auch vor. Das Wiener \bar{a} für ai erscheint zum Beispiel in Achau bei Laxenburg (alt Aichau).

Die langen Vokale \bar{e} , \bar{o} und sein Umlaut $\bar{ö}$ sind im Hochdeutschen im 8. Jahrhundert entstanden, das Mittel- und Nordbairische hat sie im allgemeinen erhalten, $\bar{ö}$ ist mit \bar{e} zusammengefallen, für \bar{o} kommt auch ou vor, in Gebieten Oberösterreichs eo (reod rot). Das Südbairische hat aber für \bar{e} , $\bar{ö}$ den Diphthong ea, seal Seele, klea Klee, teatn töten, gneatig 'genötig' eilig (wienerisch gnädich, man liest »er hats gnädig«).

Eine alte Bildung ist es, wenn in Namen das Eigenschaftswort Umlaut hat, Längenfeld, Lengberg, Höhenburg, Hechenberg (hoch), Rettenbach (rot), Gressenberg (groß), Höhlenstein Hellenstein (hohl), Teufenbach, Teufental (tief); zur Zeit als der Umlaut auftrat, wurde bei der Ortsbezeichnung die Form langinfelde, hohin, rotin, grozin, holin, tinfín gebraucht und sie konnte dauernd

bleiben. Teufenbach hat das Eigenschaftswort tief in der altbairischen Form tiuf. Das Schicksal des Diphthongs iu ist im Bairischen eigenartig, iu konnte umgelautet werden, liuti Leute lait, riuten reuten rait-, fuhtja Fichte faichte(n); wenn in Wortbildungen kein i, j folgte, so konnte auch kein Umlaut wirken, vergl. altes Liut-bald heute Luipold und Leopold, Liut-olt Loidold (Familienname), es entspricht dem iu im Südwesten und im äußersten Osten ui, im Hauptteil des Bairischen oi und in einem engeren Gebiete (Oberösterreich) eo, vergl. noch Loibersdorf und Leobersdorf (alt liub lieb), Point Beunde und der Bergname im Pitztal Puikogel (k für tk). Wie leicht zu leuchten, verhält sich Fiecht (Fichtenwald) zu faichten (Ortsnamen Feicht und Feuchten, Familienname Feichter, sie gehören nicht zum Worte feucht), tief und Teufen-; zum Stamme von reuten, alt riutjan, gehören die Wörter alt reod unser Ried, dann riut Roit, Roid (daß es ein i-Stamm riudi war, läßt tirolisch di rait erkennen, der Umlaut stammt aus dem Dativ wie bei Fährt, Stätte, Säule neben Fahrt, Stadt, alt sül), ferner das riuti, giriuti unser Reit, Greit, Kreit, endlich eine Ablautform der, das Raut alt rüt. Eigenartig ist, daß sich ein solcher Diphthong auch aus dem Dativ Plural sewun bei den Seen entwickeln konnte, Ortsname Seon und Soien, Familienname Soier; auch krebse Krebs konnte zu krois werden, Kroißbach.

Die Erhaltung des alten u-Vokals zeigen die Ortsnamen Summerau, Truckenstetten (Sommer, trocken). Der Name Elmau (auch Ellmau geschrieben) bewahrt eine alte Stammform elm Ulme; im Passeier in Südtirol gibt es auch ilm (Ilmer, Ilmach, vergl. Berg und Gebirge). Unser Birke pirche hat die alte e-Form in perchach Birkenwald, heute Percha. Kerschbaum, Kersche = Kirsche bewahrt den e-Vokal (romanisch ceras-us). Umgekehrt ist die bairische Neubildung Scheff für Schiff im Ortsnamen Scheffau, Schöffau festgelegt.

So kann man aus der Beobachtung der lautlichen Verhältnisse unserer Namen vielfach richtige Erklärungen gewinnen, oder scheinbar klarliegende als falsch erweisen; der Familienname Beirer darf nicht mit Beier, Baier zusammengeworfen werden, er ist gleich Beurer, der aus Beuren stammt (Beuron, Kauf-, Michaelbeuern, alt bur-Wohnhaus), hat also den Zwiellaut ei = eu = ü, während Beier, Baier das ei = ai hat, mundartlich oa. Der Bergname Dachstein sieht klar aus, Dach wird in Bergnamen verwendet, Dachberg, Kirhdachspitze, aber die mundartliche Aussprache ist, worauf Herr Dr. v. Geramb aufmerksam macht, doärstoan mit genäseltem oar, und das weist auf Donnerstein, vergl. Donnerberg, Donnerkogel, und die gleichartigen Wetterstein, Wetterspitze. Die Dornau und Dornauberg im Zillertal scheinen selbstverständliche Namen zu sein; aber ihre Aussprache in der Zillertaler Mundart verlangt die Erklärung als Tarnau, also die verborgene, versteckte Au (Stamm tarn-Tarnkappe), vergl. tirolische Alpnamen wie verborgenes Kar, verborgene Pleise (Grashang), westlich vom Zillertal im Navistal gibt es ein Hochkar mit dem Namen Tarntal. Eine sprachliche Uniform ist der Bergname »das Stein am Mandl« bei Rottenmann, aus der mundartlichen Aussprache s stoana Mandl ergibt sich leicht das steinerne Männlein = Steinmandl; das Eigenschaftswort alt steinin = steinern enthalten die Namen Steinaweg, Steinabrunn, Steinabrücl, Steinakirchen (nicht mehr erkennbar ist das Eigenschaftswort in Baumkirchen, alt pouminun kirichun), vergl. Steinerkirchen, Steinerzaun (das ist stoana-

oder altes rōrin in Rōhrapoint, Rōhrwiesen, Rōhrenbach. Das -a in Steina, Rōhra zeigt eine hauptsächlich im Mittelbairischen weit verbreitete Erscheinung, daß lange Vokale und Zwielaute nebentönig zu a wurden, vergl. Mietraching (Muotrich-), Wimpassing (Windböß-), Puelach = Buochlöch, Hausham (-heim, Haushammer, Stelzhammer), Taglaching (Tagaleich-), Wagram (-rain, vergl. Wagram in Salzburg). Dem kurzen a der Silbe -ach entspricht -a in Percha, Pircha, Schacha (Schachen Wald), Fahra = Forchach Föhrenwald, Erla, Erlach und Forchau, Schachau können unrichtige Verdeutlichungen sein. Der Name Altaich in Bayern ist altes Altacha, der alte Bach. Zu ə ist der kurze Vokal in der Sammelbildung auf -oht abgeschwächt (unser -icht in Dickicht, Röhricht, Kehrlicht), Aichet, Aschet, Aspet, Pamet, Puchet, Weidet, Gstaudet, Gsteinet, Gstocket, daneben das Suffix -ach, Staudach, Steinach, Stockach, Weidach, vergl. Pirach Birkengehölz, Pürach, Pirka, Pirkach, Piret, Püret. In Westtirol gibt es Lechtl = Lechtal, Hölrtl Hölltal, Kühtl Kühtal und Vinschge Vinschgau (mundartlich das gai Gau), Holzge Holzgau (weiblich, in der Holzge = holzige Au).

Der Schwund auslautender Vokale hat in der Mundart sehr weit um sich gegriffen, vergl. Bruck, Eck, Grub, Haid, Hinterkirch, Schönwies, dagegen mit der Endung -en, -n Bruggen, Leiten, Wiesen, Neukirchen und in der deutlichen Dativform Neunkirchen (Faistau und Faistenau, Oberberg, Oberberg), Windschnur und Windschnurn (zu schnurren). In Teilen des Südbairischen sind auslautende Flexionsvokale vielfach erhalten, Brugge, Egge, Mehrzahl die Tage und sogar in der Einzahl bei Tage, im Bache.

Der Dativ der Mehrzahl kann sich bei Ortsnamen halten, wenn er sonst schon längst die eigene Form aufgegeben hat, Häusern, Riedern, -hausen, -hofen, -felden. Bei den Formen auf -ern kann die männliche Bildung auf -er die Grundlage bilden, Winklern, Hofern, Pichlern, bei den Leuten namens Winkler, Hofer, Pichler. Das -ern scheint manchmal falsch gedeutet zu sein, in Fischhorn, Gaishorn, Walchhorn wird -horn für -ern stehen; auch -arn gibt es, Haslarn, Langenlebar, Winklarn, Seebarn. Im nördlichen Niederösterreich findet man häufig Ortsnamen auf -s, die in den meisten Gebieten ganz fehlen, sie sind deutliche Genitivbildungen im Sinne des Besitzverhältnisses: Gopprechts, Hörmanns, Gebharts, Seifrieds, Reinprechts, Engelschalks und Irnfritz, Diepolz (das ist Irnfrieds, Dietbolds), vergl. Wohlfahrtsbrunn (das ist Wolfharts-), Diepoltsham, Heinrichs mit der alten Entsprechung ei für i in -rich- und Heinrichsdorf, Kainratsdorf (das ist Kurnrats-). Anderer Art sind die -s, die in Ortsnamen Tirols vorkommen, aber die Ableitungen davon fehlen, Zams Zammer, Kauns Kauner, Iglis Iglar, Taufers Tauferer und viele andere. Hier liegt ein Überrest alter romanischer Sprache vor, man vergleiche zur Verdeutlichung lateinisch aquis beim Wasser, aquae die Gewässer, aquarius der zum Wasser in Beziehung Stehende. Im tirolischen Hofnamen Obwegs liegt die alte Fügung oba weges oberhalb des Weges vor, der Familienname Obexer, Owexer stammt davon; entsprechend haben wir etwa diesseits und jenseits auch als Hauptwort. Tirolische Ortsnamen wie Enebach, Embach, Enemoos und enhalb jenseits des Wassers enthalten die alte Form ener = jener; abgelegene Gebirgstäler sind wiederholt als End der Welt bezeichnet, es ist en der Welt, also das abgelegene, versteckte Gebiet.

Ortsnamen bewahren uns alte deutsche Wörter, die der Schriftsprache fehlen, und auch solche, die der Mundart bereits verloren gegangen sind. Abfalter, Abfaltersbach, Apfaltersbach, Apfaltren enthalten das alte apfoltra Apfelbaum, Winnebach winne Weide (vergl. den alten Ausdruck Wunn und Waid), Horlach, Hairlach Horo Kot (mit dem nach dem Muster von Haslach, Erlach erweiterten -ach, vergl. Staudach), Sacherang saher eine Grasart und wang Grasland; Hilben, Hülwe Pflütze, Reise (in Marchreise, Grubreise, Reisenock) bedeutet steile Geröllhalden im Gebirge und gehört zum alten Zeitwort risen fallen, die Schreibung Reißer ist falsch, die Nieder = Joch, Einsattelung kommt in Tirol im Stubai und an der salzburgischen Grenze vor, die Lenke = Joch in den Tauern (verwandt mit Gelenk), Türchelwand türchel durchlöchert, der Kärntner Bergname Romate Bretter, auch Ramete geschrieben, hat das Eigenschaftswort ramecht zu ram Schmutz, Sinwel, Sinabel ist das alte Eigenschaftswort sinewel rund, die Plaike ein Hang, an dem sich die Erde losschält.

Es seien dann einige Wörter erwähnt, die von der vordeutschen Alpenbevölkerung stammen und ein beschränktes Verbreitungsgebiet haben, die Kaser Hirtenhütte, althochdeutsch zi den chasarun in bairischen Glossen, alemannisch steht dafür hus hirteo Hirtenhaus, westtirolisch die toaje, geschrieben Taje, Sennhütte, vergl. die tirolischen Ortsnamen Kühtai, Niedertai, Langeztai, in Westtirol die Pleise, steiler Grashang im Hochgebirge (Pleiskopf, stickle Pleis), im mittleren Tirol und in Südbayern die Isse, Wiese auf einer Alpe, aus hinter Iss', vorder Iss' hat man Riß entnommen, Hinterriß Vorderriß, Risser Kogel, vergl. die Bergnamen am Achensee die Hochiß und Hochnissl = auf dem hohen Issel, das Kees ist in den Tauern vom Zillertal und Defreggen östlich die Bezeichnung für Gletscher, westlich der Ferner, in der Schweiz der Firn, in den nördlichen Kalkalpen vom Karwendel bis zum Dachstein das Eis. Alpen, Tauern oder Pal, Pala sind auch altüberkommene Wörter, deren Herkunft nicht klar ist.

Das genaue Studium der Mundart kann nur in Verbindung mit der deutschen Sprachgeschichte erfolgreich betrieben werden; daß hier Ergebnisse zu erzielen sind, dürften diese Ausführungen zeigen, die ja nur auf einzelne Erscheinungen aus dem überreichen Forschungsgebiete hingewiesen haben. Beiträge zur Kenntnis der Volkssprache können viele liefern, die Sammlung des mundartlichen Wortschatzes ist auch nur durch die gemeinsame Arbeit weiter Kreise zu bewerkstelligen. Die Akademien der Wissenschaften zu München und zu Wien haben die Herausgabe eines Wörterbuches des bairischen Stammes in die Wege geleitet und laden immer wieder zur Mitarbeit ein. Durch die Beantwortung der ausgegebenen Fragebogen und durch gelegentliche Aufzeichnungen können alle zum Gelingen des großen Werkes beitragen, bei denen die Liebe zur Heimat auch die Pflicht in sich schließt, für die Heimat zu arbeiten.

Zwei alte Hochzeitsbräuche im Heim der Neuvermählten aus der Wechselgend (Kirchau).

Von Leopold Teufelsbauer, Kirchau.

's Hoamfi^an.

Einen bedeutungsvollen Abschnitt im Leben des Bauern bedeutet die Hochzeit. Mit ihr wird der neue Hausstand gegründet. Das Leben der beiden Eheleute erhält vor der Gemeinde jetzt erst Wert. Ein »Lédigs« wird nicht als vollberechtigt gezählt. Darum wird die Eheschließung auch heute noch im Wechsellande mit vielem herkömmlichen Brauch gefeiert, wie ihn E. Hamza in seinem Aufsätze »Eine Bauernhochzeit im niederösterreichischen Wechselgebiete« (Zeitschr. f. ö. Volksk., XVIII. Jahrg., S. 1—20) so trefflich geschildert hat.

Nach der Hochzeitsfeierlichkeit begibt sich am nächsten Tage, das ist gewöhnlich der Mittwoch, früh die Braut samt Bräutigam in das künftige Wohnhaus. Dabei wird heute nur mehr selten eine schöne Sitte geübt, das Hoamfi^an (Heimführen). Wenn das Hochzeitsmahl sowie die Unterhaltung im Hochzeitshause geendet hat, bittet der »Brautführer«, die Gesellschaft möge noch beisammen bleiben, man müsse die Braut heimführen. Die Braut nimmt nun weinend von ihrem Elternhause sowie von den Geschwistern Abschied — die Eltern gehen gewöhnlich mit — wird noch einmal mit Weihwasser besprengt und mit guten Lehren entlassen. Dann geht 's zum neuen Wohnhause. Dieses ist verschlossen. Vor der Türe steht die alte Bäuerin, des Bräutigams Mutter, und begrüßt die junge Bäuerin sowie die Hochzeitsgäste. Dann übergibt sie der jungen Bäuerin die Hausschlüssel mit den Worten: »I háw meiu Haus ägschpiad, du schpia da is deine auf und trid in Gotts Nám ein.« Die junge Bäuerin öffnet nun die Türe, dann wendet sie sich zur alten Mutter und heißt diese zuerst eintreten mit den Worten: »Wánn a nima Beiarin seids, so^u wüⁱ eng do^u schetzn und ern wia meiu Mu^ada. Gets nu^a eini!« Nach der Mutter tritt Bäuerin und Bauer ein. Die Bäuerin, die von nun an nicht mehr »Braut« genannt wird, heißt alle Gäste willkommen. Dann zeichnet ihr die alte Mutter mit Segensworten ein Kreuz mit Weihwasser auf die Stirne und führt die junge Bäuerin zum Herd, indem sie sagt: »So^u, jazt bede^an^u deine Gést.« Die Hochzeitsgäste setzen sich in der »Haustube«. Die junge Bäuerin geht zum Herd, wo mittlerweile ein Geselchtes gekocht wurde, und bewirtet nun ihre Gäste mit Most und Geselchtem und Brot.

Dieser schöne Brauch birgt uralte Rechtssymbole in sich, die Überreichung der Schlüssel als Übergabe der Herrschaft über das Haus sowie das Hinführen der Braut zum Ofen als Erinnerung an den alten deutschen Brauch des dreimaligen Umschreitens des Ofens.

's Wiagnholzfi^an.

Nach dem Hoamfi^an wird gewöhnlich noch ein anderer Brauch geübt, der seinem ganzen Wesen nach als Fruchtbarkeitszauber sich kundgibt, nämlich das sogenannte »Wiagnholzfi^an« (Wiegenholzführen). In Kirchau wurde er in früherer Zeit und teilweise noch heute folgendermaßen gehalten: Der Brautführer mit ein paar Hochzeitsgästen geht hinaus in den Wald, um

einen Baum für a Wiagnholz zu suchen. Gewöhnlich wird »a rechta Queangl« (verwachsener Baum) ausgesucht und unter allen möglichen Spässen umgeschnitten. Dann holt man vom Haus einen »Häl-wägn« (Vorderteil des Wagens), der Baum wird aufgeladen, vier junge Burschen ziehen an, der Brautführer mit seinem Stock leitet, die älteren Männer schieben an, während Mädchen und Frauen sich an den Stamm anhängen und die Fahrt zu hindern trachten. Der Brautführer mit seinem Stock muß des öfters abwehren, »das d'Weiweleid nêr Her hâ-m« (übermächtig werden). Endlich ist man beim Hause angekommen. Die vier »Roß« tun ganz erschöpft und werden von den Mädchen mit Wasser bespritzt. Nach einer reichlichen Stärkung sägt man vom Baum ein entsprechendes Stück herunter. Doch die Frauen haben sich vorgesehen. Gewöhnlich hat die junge Frau sich versteckt oder man hat den Eingang zur Hausstube verschlossen. Durchs Fenster oder bei der geöffneten Tür wird das Wiegenholz hereingebracht und der Brautführer eilt nun zur Braut »maßnehmen«, ob der Baum groß genug ist. Die junge Frau wird nach vielem Suchen gefunden, sträubend herbeigeführt und um die Mitte abgemessen, worauf unter vielen Scherzen konstatiert wird, daß der Baum genügend sei zu einer Wiege »a für Zwiling«.

Wie mir eine ältere Frau erzählte, pflegte man früher die Mädchen und jungen Frauen beim Hereinführen des Wiegenholzes einzuspannen, doch unterbleibt dies jetzt, »wâul di Buam go^u so^u vîl zuagschlâgn hâ-m, drum gibt si iazt koani mehr her«. Deutlich ist hier noch der alte Sinn zu erkennen. Die Lebenskraft des jungen wachsenden Baumes soll sich der jungen Frau mitteilen. Darum begnügt man sich auch nicht, wie es naheliegend wäre, mit einem bereits zugerichteten Stück Holz, sondern sucht einen grünenden Baum. Darum läßt man diesen auch von jungen Leuten ziehen. Mit diesem Fruchtbarkeit spendenden Holze sucht man nun die Braut in Berührung zu bringen. Was sonst durch einen Schlag mit der Lebensrute geschieht, wollte man hier vielleicht in gesteigerter Wirkung erreichen, indem man ursprünglich die Braut wahrscheinlich auf das Holz darauflegte. Darauf scheint mir das Messen zu deuten, das wohl früher mit der Körperlänge der Braut auf dem Holze geschah. Zu wiederholten Malen konnte ich beobachten, wie junge Burschen unverheiratete Mädchen über das Holz darüber zu stoßen versuchten, damit sie auf das Holz fielen und dieses so berühren mußten. Heute hat sich die ursprüngliche Sitte geändert, da das Verständnis geschwunden. Man begnügt sich, das Holz und die junge Frau abzumessen und so beide mittelbar durch Vermittlung des Maßes in Berührung zu bringen. Als Erwecken der Fruchtbarkeit ist auch das Begießen mit Wasser zu deuten, das »Wasser« der erhitzten Rosse nach der Ankunft. In Schöffern, jenseits des Wechsels in Steiermark, werden die Burschen schon während des Ziehens mit Wasser begossen.

Mit dem Wiegenholzführen ist der Mittwoch-Vormittag vergangen. Man setzt sich nun wieder zu Tisch und läßt sich schmecken, was die junge Bäuerin aufischt. Erst mit dem Scheiden und Pfat-Gott-Nehmen setzt das Alltagsleben ein.

Wie mache ich mir Familiengeschichte und Stammbaum?

Von Leop. Teufelsbauer.

»Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt«, sagt Goethe, »der froh von ihren Taten, ihrer Größe den Hörer unterhält und, still sich freuend, ans Ende dieser schönen Kette sich geschlossen sieht«. Selten wird eine Arbeit so befriedigend und für alle angewandte Mühe reich entschädigend sich zeigen wie die Abfassung einer Familiengeschichte. Was wissen wir heute von unserer Familie, von unseren Vorfahren? Meist nur ein paar überlieferte Züge aus dem Leben der Großeltern. Weiter zurück verblaßt die Erinnerung, ja den meisten wird nicht einmal der Name ihrer Urgroßeltern bekannt sein. Und doch stehen wir alle auf den Schultern unserer Vorfahren. Ein Teil ihrer Lebens- und Geisteskraft geht auch durch unsere Adern, wir schaffen mit dem greifbaren oder geistigen Erbe, das sie uns hinterlassen, wir tragen ihre Merkmale und Besonderheiten an unserem Leibe weiter. In Haus, Hof und Gerät schauen uns die Spuren ihrer Tätigkeit entgegen, ja so manche segensreiche Tat und Einrichtung im Gemeindeleben hat sie einst zum Urheber gehabt. Darum haben sich die Menschen aller Zeiten mit ihren Vorfahren verbunden gefühlt, haben ihnen wie Römer und Chinesen göttlichen Ahnenkultus gewidmet oder sich mit Stolz ihres Geschlechtes und ihrer Abstammung gerühmt. Woher bist du und wer waren deine Eltern? fragte schon Alkinoos den Odysseus, denn ohne Namen und Abkunft gibt es wohl keinen Menschen auf Erden. »Amelungen, Wölfungen, Merowinger, Karolinger« nannten sich nach einem berühmten Ahnen germanische Geschlechter. Der Beduine setzt seinem Namen immer den des Vaters bei Omar ibn Abdallah — Omar, Sohn des Abdallah. Johannsen, Mathiesen, Sohn des Johann, des Mathias, wurden im Norden zu Familiennamen. Ja, der Jude liebt es, seine ganze Abstammung herzuzählen. »Abraham zeugte den Isaak, Isaak zeugte den Jakob...«, so verkündet uns Jahr für Jahr das Evangelium.

Im Hasten und Treiben des neuzeitlichen Erwerbslebens, das den Menschen so oft von der heimatlichen Scholle reißt, drohte uns auch der Familiengedanke und damit der Familiensinn verloren zu gehen. Eine mächtige Stütze und Pflege kann er durch die gehaltvolle Pflege der Familiengeschichte erhalten. Die Grundlage der Familiengeschichte wird das Familienbuch bilden. Nur wenige Familien werden sich eines solchen rühmen können. Doch es läßt sich ja schaffen. Zunächst schreite ich an die Anlage meines Stammbaumes. Wird von der eigenen Person ausgegangen und alle Vorfahren dazu gesucht, so entsteht die Ahnentafel. Häufiger und gewiß interessanter aber wird die Aufstellung eines Stammbaumes sein, der von irgendeinem Vorfahren ausgeht und alle dessen Nachkommen verzeichnet, da, je weiter zurück wir in der Abstammung gehen, die Zahl der Vorfahren auch desto mehr wächst, vergrößert sich damit auch die Zahl der möglichen Stammbäume. Geht die Familiengeschichte von der eigenen Person aus, so sind Eltern und Großeltern ja leicht bekannt. Nun gilt es, den Trauungstag der Eltern zu erheben, der sich auch leicht finden läßt. Von da an spalten sich die Vorfahren in die väterliche und mütterliche Linie. Gewöhnlich wird die väterliche Linie nun zuerst behandelt. Die Geburtsdaten des Vaters sowie die Trauungs-

daten der Großeltern führen zur Kenntnis der Urgroßeltern. So läßt sich das Geschlecht immer weiter zurück verfolgen. Schwierig zu werden beginnt die Forschung erst, wenn die Matrikeneintragen sich nur mit dem Notwendigsten begnügen. Ist das Geschlecht aus der Fremde zugezogen, dann enthält entweder die Familienüberlieferung oder das Trauungsbuch, oft auch bei Besitzübernahme das Grundbuch eine Bedeutung. Fehlt jegliche Nachricht, dann beginnt die mühevoll Arbeit des Suchens nach gleichen Namen, wobei vor allem bei Bauerngeschlechtern die Nachbarschaft bevorzugt werden muß. Trauzeugen und Taufpaten, die oft aus der Verwandtschaft gewählt wurden, können einen Fingerzeig bieten. Sind mehrere Geschlechter desselben Namens, dann erfordert die Arbeit bei knappen Eintragungen besondere Sorgfalt. Man überprüfe die Todesdaten sowie auch die Namen der Taufpaten, da ein Taufpate gewöhnlich öfters genommen wurde und gleiche Taufpaten daher auch auf gleiche Familien hinweisen. Ist eine Pfarre unter Kaiser Josef II. errichtet worden, dann finden sich die älteren Matriken in der Mutterpfarre, von der sie abgetrennt wurde. Über 1650 wird sich im Durchschnitt ein Geschlecht matrikengemäß nicht zurück verfolgen lassen. Trauungsbuch und Sterbebuch bringen wohl noch ältere Vertreter. Will man sein Geschlecht noch weiter zurück verfolgen, dann muß der Weg der mühsamen und so oft ergebnislosen Archivsarbeit beschritten werden. Bei Bauern und Handwerkerfamilien wird meist die Mühe, wenn nicht das Grundbuch oder Heirats- und Übergabsbriefe im Herrschafts- oder Gemeindearchiv Auskunft geben, umsonst sein. So wäre in fleißiger Arbeit ein Stammbaum geschaffen. Um nun in diese Menge von toten Namen und Zahlen Leben und Anteilnahme daran hineinzubringen, muß in sorglicher Kleinarbeit alles auf die eigene Familie Bezügliche zusammengetragen werden. Fragen und Forschen, Erzählen des bereits Bekannten wird bei den Familienangehörigen, besonders bei älteren Frauen vieles zutage bringen. An dem Schicksal der eigenen Familie ist ja jedes interessiert, schon beim bloßen Zuhören von längst verklungenen Namen werden Erinnerungen wach, die schon halbvergessen geschlummert haben. Die Familienpapiere werden einer gründlichen Durchsicht unterzogen, auch in Kästen und Truhen, auf den Dachböden und in Rumpelkammern, wo man das »alte Zeug« aufzubewahren pflegt, Nachschau gehalten, alte Kalender und Gebetbücher auf Eintragungen durchstöbert. Wie mannigfache Funde lassen sich da machen. Spannend hat dies A. Stifter in seiner Erzählung »Aus der Mappe meines Urgroßvaters« geschildert. Nun ziehe man die Geschichte der Gemeinde, der Pfarrkirche heran. Wie mancher Vorfahre hat ein wichtiges Amt bekleidet, sich durch frommen, tätigen Sinn ausgezeichnet. Über die Besitz- und damit Vermögensverhältnisse klären die alten Herrschaftsakten, Grund-, Gewähr-, Satzbücher, Heirats- und Übergabsakten auf. Mancher Fund läßt sich auch in Gerichts- und Gemeindeprotokollen machen. Wer sich noch eingehender mit der Quellenkunde für Familiengeschichte beschäftigen will, wird gut tun, die einschlägigen Werke von Devrient über »Familienforschung« (Sammlung Natur und Geisteswelt, Leipzig) oder »Heydenreich, Familiengeschichtliche Quellenkunde«, Verlag Degener in Leipzig zu lesen. Auch Oberlehrer Josef Blau hat eine inhaltsreiche Schrift über »Familienforschung« (Böhmerland-Verlag in Eger) erscheinen lassen. Auskunft und Hilfe bei Nachforschungen bieten die Zeitschriften »Mitteilungen der Zentralstelle für deutsche

Personen- und Familiengeschichte« (Degener in Leipzig) und »Deutsche Gauen« (Kaufbeuren).

Sind alle Vorarbeiten vollendet, dann soll die Familiengeschichte im Familienbuch verewigt werden, und zwar lasse man sich die Mühe nicht verdrießen, auch wirklich ein würdiges Werk zu schaffen, sowohl der Ausstattung als dem Inhalt nach. Jüngst hatte ich Gelegenheit, ein Familienbuch zu sehen, das wirklich ein Kleinod und Familienschatz genannt zu werden verdient. Jedes Blatt war handgeschrieben, mit reich verzierten Anfangsbuchstaben, ein Werk, das einem mittelalterlichen Schreibkünstler alle Ehre gemacht hätte. Am Anfange jedes Abschnittes war eine sinnvolle Leiste, die abwechselnd die Heimat der Vorfahren, das Stammhaus im Bauerndorf, das Wohnhaus in der Stadt, verschiedene Aufenthaltsorte, geschmackvolle Zusammenstellungen, den Beruf andeutend, zeigte. Wer Zeit oder Geschick nicht hat, diese mühevollte Arbeit zu vollbringen, dem sei für Eintragungen die trefflich ausgestattete »Familien-Chronik« von Pfarrer Franz Blankmeister, Verlag Strauch in Leipzig, bestens empfohlen. Niemals aber versäume man, wenigstens Lichtbilder der Verwandten, des Stammhauses, der Begräbnisstätten sowie aller denkwürdigen Orte darin anzubringen.

Als Ergänzung und Fortführung der Familiengeschichte lege man eine Familien-Chronik an, in der alle wichtigeren Familienergebnisse verzeichnet werden, bis sie in Ordnung und Übersicht dem Familienbuch einverleibt werden können.

Eine Zierde der Wohnung und ein Stolz für jede Familie könnte die Familientafel werden. In schöner, geschmackvoller Umrahmung, vielleicht geziert mit dem Bilde des Stammhauses, könnte eine Tafel mit dem Familienstammbaum sowie allen bedeutungsvollen Tagen der Familie an der Wand hängen. So hätte die Familie nicht nur ein Schmuckstück ganz eigener Art in ihrer Wohnung, sondern auch eine stete Mahnung, der Vorfahren würdig zu bleiben und würdig zu werden der Nachkommen.

Literatur der Volkskunde.

Dr. Wolfgang Schultz: Zeitrechnung und Weltordnung in ihren übereinstimmenden Grundzügen bei den Indern, Iranern, Hellenen, Italikern, Germanen, Kelten, Litauern, Slawen. Mannus-Bibliothek Nr. 35. Leipzig 1924.

In dem vorliegenden Buch bringt der Verfasser reichen Stoff bei, um die Bedeutung des Mondes als Zeitmesser mit den ihm eigenen Rundzahlen für die geordnete Zeitrechnung der arischen Völker darzutun, wozu ja schon O. Schrader (Sprachvergleichung und Urgeschichte) seinerzeit die Grundfesten legte. Die Auswirkung dieser Zeit- und Himmelsanschauung — Weltanschauung wäre wohl zu viel gesagt — wird in Grundvorstellungen im Mythos sowie in künstlerischen Formelementen gefunden. Zweifelsohne liegt hier eine mühevollte, kombinatorische Kraft wie Besinnlichkeit in gleicher Weise fordernde Induktionsarbeit vor, die den Anspruch erhebt, Schritt für Schritt schwierige Fragen um mancherlei Lösungen bereichert zu haben; grundsätzlich kann sich Ref. aber weder mit der methodischen Anlage des Stoffes, noch

mit allen Ausdeutungen, wie sie Sch. durch wunderlichste Gestaltungen des Mythos hindurch aneinanderfügt, als »der« Lösung des Problems der Mythen- und Kalenderforschung anfreunden. Der Leser sieht bei dieser immer wieder zum Gängelband der Rundzahlen ihn verhaltenden Darstellung doch zu oft weit auseinanderstrebende Vorstellungen (drei Dunkelnächte in Indien als Uschasen = Jahreszeiten, dann wieder 3 Becher = 3 Trünke) unpsychologisch eng aneinandergedrückt und manchmal fühlt er bei den angebotenen Metamorphosen (Schiffkarren [Carrus navalis] = Argonautenschiff = Mond oder Hagen-Gunther-Siegfried als der Blinde-Lahme-Nackte des Märchens, ihr Hase gleich Hinde = Brunhilde) einfach den Boden unter den Füßen schwinden. Zugegeben, daß für die Bildmetamorphosen des Mythos als Ariadnefaden eine rein formale Reihenbildung nützt, kann der Lebenshintergrund, der solch gespenstig wechselnde Schattenbilder wirft, doch dabei nicht ganz entbehrt werden, wovon wohl nur bei der pathetischen Priesterdichtung Indiens mit ihrer tiefen Verklammerung im Ritus schlechtweg abzusehen war. Die Einordnung von Märchenstoffen und dergleichen hätte da ihre besonderen Gesichtspunkte erfordert. Die Vorstellung von einem in sich geschlossenen Eigenleben des Mythos führt den Mythenforscher demgegenüber offensichtlich gegebenenfalls auch zu rein verkehrter Grundeinstellung, so wenn der Satz aufgestellt wird, der Mythos sei nichts anderes als ein von Masken im Tanz dargestellter, gesungener Kalender. Der Volksforscher wird wohl nach wie vor in den Ausdrucksformen und -Bewegungen der Kultbräuche das primär Gestaltete sehen, das nun mit religiös erhitzter phantasievoller Einfühlung unter Einbeziehung bildhafter Begriffskomplexe von »Berufenen« zum Mythos umgedichtet wurde, der übrigens immer wieder nur einen kleinen Kreis Gleichgesinnter innerlich bewegt, den übrigen bleibt das — bezeichnenderweise schon seit der altarischen Zeit — ein Rätsel. Im einzelnen steuert das Buch übrigens da und dort auf psychologische Vertiefung los, aber bald ist doch wiederum Gewaltsamkeit fühlbar, am stärksten wohl bei den Runen, bis alles klappt. Die erwähnte, auch von L. v. Schröder wohl geförderte Begriffsverkehrung scheint noch von Usener her nachzuleben, der im wirklichen Eheritus ein Abbild der mythischen Götterehe sah. Daß die Zahlenmystik mit dem Himmelsgeschehen (Mondphasen) zu verknüpfen sei, wird von Schultz gewiß überzeugend dargetan, aber über das Eigenleben der Rundzahlen mit seinen assoziativen Verwirrungen und Häufungen ist wohl gleichfalls noch ein übriges zu sagen.

Entschieden zu weit geht der Verfasser in der Beziehung aller Sinnbilder, die aus dem Altertum oder der Neuen Welt für Himmelskörper überhaupt angezogen werden können, ursprünglich auf den Mond. Man möchte statt kritischer Erwägungen doch lieber einen chronologisch einwandfreien Beleg für diesen künstlerischen Gestaltungstrieb aus jener Zeit sehen, im übrigen wird man den kritischen Aussetzungen an den bisherigen Deutungen gerne Raum geben; hat man die aber eigentlich je ernst genommen?

Damit in Zusammenhang scheint die Annahme, daß die Arier an der Ausbildung des Sonnenjahres keinen gemeinsamen inneren Anteil hatten, doch ziemlich wenig begründet. Welchen Alters die gemeinsamen, übrigens im nichtarischen Orient kaum bezeugten Volküberlieferungen der Sonnwend-

bräuche, Räderrollen, Sonnensprünge und dergleichen seien, versucht der Verfasser nicht nur nicht darzutun, sondern er erwähnt sie nicht einmal. Noch verwunderlicher ist es aber, daß er an den Kultbräuchen des Wirtschaftsjahres gänzlich achtlos vorbeigeht, wo doch der »von Masken getanzte Kalender« unmittelbar nur in diesen verwurzelt sein könnte.

Auch das Zersägen des Monatsbaumes und dergleichen, wie von K. Spieß herausgearbeitet, läßt sich ja nur als sinnvolle Auswertung einfältigeren jahreszeitlichen Brauches verstehen. Erwähnt sei dazu auch, daß (nach N. L i t h b e r g) in Nordeuropa und bis Sibirien hin die wesentlichsten Jahres-einschnitte ursprünglich anscheinend nach dem Haarwechsel der Jagdtiere (auch des Eichhörnchens) bestimmt wurden und danach auch ihre Namen erhielten.

Methodisch macht sich der Verfasser insgesamt zum Forschungsprinzip noch immer den an der Wiege der indogermanischen Sprachwissenschaft selbstverständlichen, bei O. Schrader als dem Vollender ihrer Klassizität immerhin noch begreiflichen, seither aber längst überholten Gedanken zu eigen, als bildeten die historischen Völker mit indogermanischen Sprachen eine kulturschöpferische Wesenseinheit und böte das nordeuropäische bronzezeitliche Altertum oder die Weisheit der indischen Veden Urwissen auf dem Isolierschemel des Ariertums. Es geht wohl nicht an, die verhältnismäßig späte, priesterlich verdichtete Anschauung der Veden schlechthin als schon 1500 Jahre früher bestehend anzusehen, um den Ariern des Chattireiches den Vorrang ihrer Mondmythologie vor den sumerisch-babylonischen Anschauungen des Orients zuzubilligen und mit recht vager Chronologisierung ein gleiches für die ältesten Daten über die ägyptischen Rundzahlen und den Mondkalender anzudeuten. Hier gilt es, den vorindogermanischen Kulturformen des Mittelmeeres in strenger Chronologisierung vergleichend gerecht zu werden, bevor die Vorstellungen der sogenannten »Einzelvölker« Italiker, Hellenen, Kelten u. s. w. überhaupt richtig beurteilt werden können. Liegen doch bei den am stärksten vorindogermanischen Schichten angeglichenen Gruppen, etwa den Spartanern, auffällig viele Beziehungen des Kults zum Monde zutage, wie dies schon J. J. B a c h o f e n ausgewertet hat. Das gleiche gilt von der kretischen Kultur.

Sogar noch für »Lussi«, die spätere volkstümliche Lichtgestalt des »Einzelvolkes der Nordgermanen«, die Schultz bei Besprechung der Mutternacht des Nordens überhaupt nicht heranzieht, sind die mittelländisch-ägyptischen Grundzüge übrigens von E. Hammarstedt längst herausgearbeitet worden.¹⁾ Auch kann Ref. der Rückverlegung der Dreiheit von Schicksalsfrauen in das urgermanische, beziehungsweise arische Altertum nicht folgen. Mag auch der Muttergedanke schon im altarischen Mythos vielleicht Platz gefunden haben, so ist doch der *Dreimütterkult in seinen Denkmälern* anfällig auf das keltisch-römische Einflußgebiet beschränkt, das seinerseits wieder, wie aus der ganz gleichen Verbreitung des Kümmernisglaubens, der Weiberfeste u. s. w. hervorgeht, ein für weiberrechtliche Erscheinungen und Deutungen überhaupt und wahrscheinlich schon von älterer Zeit her vorbereiteter günstiger Boden ist. Es wirft übrigens kein günstiges Licht auf die Genauigkeit der sprachlichen Belege, daß zu diesen Schicksalsfrauen, wie Ref. zu berichtigen

¹⁾ Meddelainten fran Nordiska Museet 1898, S. 1 ff. Fataburen 1906, S. 193 ff.

ersucht wurde; R. Much als Gewährsmann bezüglich des Namens »Märge« zitiert erscheint, als deckte sich seine Auffassung von der Herkunft des Namens mit der von Sch. vertretenen Ansicht von der Entsprechung dieser Schicksalsschwester zu den griechischen Moiren. Tatsächlich hat Much hier für das Wort »Märge« nie anderes als Ableitung, beziehungsweise Eindeutung des Namens »Marie« angenommen, was naturgemäß die christliche Kulturwelt schon voraussetzt. Für die Gesamteinstellung ist dem Verf. das wichtige, 1920 erschienene Buch von M. P. Nilsson »Primitive Timereckoning« (Skrifter utgivna av humanistiska vetenskapssamfundet i Lund I, Leipzig, O. Harrassowitz 1920) entgangen, das sich mit dem Wirtschaftsjahr u. s. w. ganz anders auseinandersetzt als diese Arbeit. Man kann Sch.'s Arbeit somit höchstens als Mondkalender werten, indes scheint dem Ref. eine solche Isolierung aus dem chronologisch bunt gemischten Stoff heraus gar nicht möglich, es werde denn dieser zugleich schon säuberlich und mehr textkritisch als deutungsweise in seinen Schichten geordnet.¹⁾ Daß hier allerdings die bisherige Märchen- und Mythenforschung gründlich zu sichten ist, hätte dem Verf. festzustellen weniger verschlagen, als auf das »Alter« der »Motive« a m S t o f f im einzelnen durch Deutung zu sündigen. Die schwere, weil zu massiv verspreizte Darstellung wird in einer künftigen Auflage wohl auch durchsichtiger gestaltet werden müssen. Es wird sich dann auch das richtige Maß dafür einstellen, was an Zeitordnung (Feste in Vollmondnächten, Mond und weibliche Regel) menschlicher Besinnung recht allgemein sich offenbarte und was an geordneter Mondrechnung und wunderlichem Wachstumsglauben aus den Kulturregionen Vorderasiens seinen Weg weithin gefunden hat. Ein Wort zum Schluß zum Sprachgeiste des Buches. Wenn Volksetymologien überzeugt, aber nicht immer lautlich richtig, wie sich Ref. belehren ließ, »ausgebessert« werden, alte Schreibweise sozusagen »restauriert« wird, Fremdgut fast wie das Französische in Fritz Reuters Platt eingedeutscht wird (Olympia statt Olympia, Venus statt Venus), so läßt sich dem wohl kaum anmerken, daß die jüngsten Sprachreiner am trefflichen Opitz u. s. w. verspürt hätten, daß nur dichterische Wortschöpfung und Gestaltung die Sprache jung hält und zukunftsstark macht und daß man Wortbilder so wenig umfärben soll, wie die Haare, wenn sie grau geworden sind.

A. Haberlandt.

Deutsche Volkskunst I: Niedersachsen. Von Dr. W. Peßler. Mit 158 Bildern. Delphin-Verlag, München.

In der Würdigung und erforschenden Darstellung seiner Volkskunst war Deutschland bis auf die letzte Zeit, trotz der aner kennenswerten Bemühungen von Männern, wie Schwindrazheim, Mielke, O. Lauffer, Mühlke, Seyffert u. a., ziemlich stark im Rückstand geblieben. Die starke Heimat- und Volkstumsbewegung, die gegenwärtig durch alle deutschen Lande geht, ist nun in höchst erfreulichem Eifer bemüht, die Aufmerksamkeit weiter Volkskreise auf den freilich schon sehr zusammengeschmolzenen und täglich mehr hinschwindenden volkskünstlerischen Besitz des deutschen Volkes in seinen verschiedenen Landschaften zu lenken. Auf Initiative Edwin Redslöbs schreitet der Delphin-Verlag in München zu einer fesselnden und reizvollen Übersicht über den deutschen Volkskunstbesitz, von welcher bisher 3 Bände

¹⁾ Vergl. auch F. R. Schroeder, Germanentum und Hellenismus. Heidelberg 1924.

aus verschiedenen deutschen Volksgebieten vorliegen — aus Niedersachsen, dem Rheinland und M. Brandenburg. Eröffnet wird die Reihe durch die schöne und gehaltvolle Veröffentlichung Dr. Wilhelm Peßlers über die deutsche Volkskunst in Niedersachsen. Dieses alte Kernland deutschen Volkswesens hat auf verschiedenen Lebensgebieten, im Haus und seiner Einrichtung, im Kleider- und Schmuckwesen, in der Töpferei, in der kirchlichen und sepulcralen Volkskunst viel Eigenartiges geschaffen, das der Verfasser im Textteil mit großem Sachverständnis und der notwendigen geschichtlichen Vertiefung des Stoffes erläutert. Besonders beachtenswert ist das von Peßler mehrfach besprochene Verhältnis zwischen der ländlich-bäuerlichen und der städtisch-handwerklichen Volkskunstübung, das zur Untersuchung des Begriffes »gesunkenes Kulturgut« mancherlei erwünschte Unterlagen bietet. Sehr interessant sind neben vielem anderen die in Abbildung 64 vorgeführten »Bannkörbe« (»Immenwächter«) aus der Nienburger Gegend, welche ich mit unseren mährisch-böhmischen figural verzierten Bienenstöcken in Zusammenhang bringen möchte.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

Hildegard Zoder: Kinderlied und Kinderspiel aus Wien und Niederösterreich. Wien 1924. Österreichischer Schulbücherverlag.

Die Verfasserin will mit dieser hübschen kleinen Sammlung von Kinderliedern, -Sprüchen, Rätsel- und Scherzfragen, Auszählreimen u. a. m. — im ganzen sind es 271 Nummern — die sie aus eigener Erinnerung und aus Beobachtung der Spiele ihrer Kinder sowie der Jugend des Lichtentals und anderer volkskundlich ergiebiger Gegenden Wiens und der Provinz zusammengestellt hat, vor allem Anregung zur Erweiterung und Vervollständigung des Materials durch Eltern, Lehrer und Kinder bieten; denn für diese ist das Büchlein in erster Linie geschrieben. Doch nicht nur ihnen wird es Freude bereiten, auch der Forscher kann darin mitunter wertvolles Material zur Ergänzung ähnlicher Arbeiten aus anderen Gegenden sowie zur Aufdeckung größerer Zusammenhänge zwischen den einzelnen deutschen Landschaften finden.

Gerade in unseren Tagen, wo man — wohl infolge der größeren Beschäftigung mit dem Kinde und der gesteigerten Fürsorgetätigkeit für die Jugend — diesem Gebiet, das so reich an volkstümlichen Überlieferungen und altem Sprach- und Kulturgut ist, mehr Aufmerksamkeit als bisher zuwendet, wird dieses Büchlein, das mit Liebe zur Sache geschrieben ist und überdies einen wertvollen Baustein zu einer Volkskunde Wiens bringt, einer freundlichen Aufnahme gewiß sein.

Dr. A. Perkmann.

Badische Volkskunde: Von Dr. Eugen Fehrle, Professor an der Universität Heidelberg. Mit 72 Abbildungen auf Tafeln und im Text. Erster Teil. Verlag Quelle und Meyer, Leipzig, 1924. 199 Seiten.

I. Sprache und Art des Volkes. Die Bevölkerung Badens ist nicht einheitlich. Reste der seit der jüngeren Steinzeit auf badischem Boden ansässigen alpinen Rasse finden sich zum Teil ganz rein erhalten in Wolfach und Oberkirch. Im Süden treten vereinzelt Merkmale der dinarischen Rasse auf. 260 n. Chr. gelang es den Alemannen das Gebiet rechts des Rheines, das sie einst den Kelten entrissen und dann an die Römer verloren hatten,

wieder zu gewinnen. Sie wurden 496 von den Franken aus dem Neckar- und Maingebieten nach Süden gedrängt; darauf geht die heutige Bevölkerungseinteilung zurück, der Norden, im Volksmund Unterland genannt, ist von Franken, der Süden, das Oberland, von Alemannen besetzt. Der Unterschied beider Mundarten wird an zahlreichen Beispielen dargetan. Ebenso der Wesensunterschied zwischen den ernsten, oft unbeweglichen, schwer zu gewinnenden Alemannen und den leicht beweglichen, städtisch beeinflussten, fröhlichen und etwas prahlerischen Franken.

II. E m p f i n d u n g s- u n d D e n k a r t d e s V o l k e s. Eine fast starre Gebundenheit an gewisse Gesetze des Vorstellens der jedoch alle Eintönigkeit fernbleibt, ist bedingt durch ein starkes Gemeinsamkeitsgefühl. Dieses Volksdenken zeigt sich besonders deutlich in den Rundzahlen 3, 9, 7, die sich mit auffallender Gleichmäßigkeit in Märchen, Sage, Lied und Glauben wiederholen. Im Volkslied zeigt sich diese Gesetzmäßigkeit des Volksdenkens im ganzen darin, daß zunächst von einer Beobachtung ausgegangen wird, an die sich gefühlsmäßig Empfindungen und Einzelbilder ohne logischen Zusammenhang anreihen. Diese Art des Denkens bringt einerseits die Wanderstrophen-Verse, -Melodien, andererseits das Zersingen der Lieder, weiters die zahlreichen Stimmungsbilder und Stimmungsergüsse und die weitgehenden Gleichsetzungen mit sich. Wie das Märchen, das Lied durch Wiederholung bis ins kleinste ein Erlebnis möglichst eindringlich zu gestalten sucht, so auch die bildende Volkskunst, die ihre Anregungen oft aus der hohen Kunst holt. Deshalb sind ihre Werke nicht immer »gesunkenes Kulturgut« — ein Ausdruck von Hans Naumann geprägt, der in Einzelfällen fraglos am Platze ist — es handelt sich dabei eher um ein Übernehmen der städtischen Kultur durch die Landbevölkerung, die sie nach Wollen und Können umformt. Mit scharfer Beobachtungsgabe werden die Besonderheiten der Nachbardörfer herausgefunden und mit trefflichem Witz gekennzeichnet in den zahlreichen Ortsneckereien.

III. D a s B a u e r n h a u s. Die heutige Hausform in Baden ist das oberdeutsche Zweifelderhaus, Herd und Ofen stehen an einer Wand, letzterer wird mit der im alemannischen weitverbreiteten Kunst, einer Steinbank mit Wandlehne vom Herd aus erwärmt. Das Haus ist auf dem ganzen Gebiet dreiteilig, in der Mitte die Ern und Küche, rechts und links Wohnräume, Stallungen und Scheune. Im Süden ist der Einbau landesüblich, im Norden die Gehöftanlage, im Odenwald beides (Gehöft in den Tälern). Bezeichnend sind die Rundbogentüren im steinernen Erdgeschoß, sie lassen sich auf Grund von Funden — häuschenartigen Grabaufsätzen — im Gebiet der Mediomatriker (Vogesen) seit Christi Geburt nachweisen und gehen wahrscheinlich auf römischen Einfluß zurück. Man wird für abgelegene Bauernhäuser eher eine fortlaufende Entwicklung von der Römerzeit her annehmen als romanische Beeinflussung späterer Jahrhunderte. Neben Einzelhöfen, die außer im Schwarz- und Odenwalde selten sind, findet man Dörfer dem Bach oder der Straße entlang angelegt, oder Haufendörfer. Das Hausaufrichten wird feierlich begangen, Bauopfer sind nur aus Resten und aus der Sage bekannt. Der fertige Bau wird durch Inschriften, Neidköpfe und Heiligenbilder geschützt. Beim gemeinsamen Flachsbrechen, beim Spinnen in der gemütlichen Stube ist Arbeit und Freude verbunden.

IV. Der Bauerngarten. Der alte germanische Garten enthielt nur die wichtigsten Nutzpflanzen. In jeder neuen kulturgeschichtlichen Epoche wurde der deutsche Garten bereichert, zunächst durch Gewächse aus den Mittelmeerländern, von den Römern zugleich mit der antiken Kultur eingeführt, später meist durch gelehrte Mönche, vereinzelt durch Humanisten. Diese Fremdlinge wurden mit dem anhaftenden Heil- und Zauberglauben bald dem Volke vertraut und im Volkslied besungen. Daneben finden sich der altdeutsche Apfelbaum, Hülsenfrüchte, Flachs, Holunder, Schlüsselblume und andere einheimische Pflanzen. Durch die Kreuzzüge bekam der Herrngarten manchen Zuwachs aus dem Orient, der dem Bürger- und Bauerngarten weitergegeben wurde. Durch die Türken kamen zum Beispiel Tulpe, Hyazinthe, Roßkastanie und Flieder zunächst an Fürstenhöfe, dann in die Stadt und aufs Land. Seit 1517 bezog man fremde Marktwaren von den Portugiesen, sie brachten zum Beispiel Balsaminen und Geranien. Die Entdeckung Amerikas brachte Mais, Kartoffel, Tabak, Sonnenblume und Kapuzinerkresse. Vor allem verändert das Aussehen der Bauerngärten die Einführung der prächtigen Dahlie (Georgine) aus Amerika Ende des 18. Jahrhunderts.

V. Volkstracht. Trachten gibt es fast nur mehr im Oberland, im Unterland vereinzelt in wenigen Dörfern des bayrisch beeinflussten »Gäues«. Die Backenhaube mit dem silber- (Baar) oder goldgestickten (Schwarzwald) Boden wird von Schwaben und Alemannen getragen, verwandt ist das Odenwälder Bandkäppli. Mannigfacher ist die Gestalt der Schleifenhaube. Im Sommer wurden Strohüte getragen, in Gutach die schönen Bollenhüte mit roten (Mädchen) oder schwarzen (Frauen) Wollrosen verziert. Zur Festtracht der Jungfrau gehört das Schapel. Mieder und Halstücher zeigen große Mannigfaltigkeit. Im Norden tragen die Männer dreieckige Hüte. In der Baar hat sich das Schnurkäppl mit einer dicken Troddel erhalten. Gelbe Hirschjederne Kniehosen werden nur mehr vereinzelt im hinteren Kinzigtal getragen. Auf die Verbreitung der Tracht des Ochsenfurter Gaus wird näher eingegangen. Der in dieser Übersicht angedeutete reiche und für die Wissenschaft neue Stoff, besonders dankenswert ist die liebevolle und gründliche Behandlung des Bauerngarten, ist in schöner fließender Sprache, in warmem herzlichen Tone, mit großer Bildhaftigkeit und Lebendigkeit dargestellt. Immer wieder werden Entwicklungslinien, Zusammenhänge mit der gesamten deutschen Kultur aufgewiesen, sodaß das in wissenschaftlicher und darstellerischer Hinsicht vorbildliche Buch nicht nur eine ausgezeichnete Einführung ins badische Volksleben bietet, sondern auch von allgemein volkskundlicher und kulturgeschichtlicher Bedeutung ist. Dr. Lily Weiser.

D. J. van der Ven: Neerlands Volksleven. Zalt Bommel. 1920. X + 368 S.

Der Folioband bietet in Gestalt eines Prachtwerkes für weitere Kreise Hollands eine umfassende Volkskunde des Landes. Zweck des Buches war die Propaganda für den großartig geplanten Ausbau des niederländischen Freilichtmuseums (openluchtmuseum, wörtlich Freilichtmuseum) auf dem Waterberg bei Arnhem als Mittelpunkt für gemeinsame volkskundliche Forschung. Auf die Beschreibung der bis zum Erscheinen des Buches fertiggestellten

Baulichkeiten folgt eine lebendige Schilderung des wohlgelungenen Volks- und Trachtenfestes, das im September 1919 im Raum der weiten Museumsanlagen in der Dauer von einer Woche abgehalten und durch einen bilderreichen Umzug durch die Straßen Arnheims gekrönt wurde. In nicht weniger als 348 sachlich und künstlerisch einwandfreien Abbildungen nach zum Teil von freiwilligen Helfern beigestellten photographischen Aufnahmen entrollt sich vor dem Betrachter in frischer, blutwarmer Unmittelbarkeit die bunte Eigenart unverfälschten holländischen Volkslebens. Das Werk will Anleitung und Ermunterung zur allgemeinen Mitarbeit an der volkskundlichen Erforschung des Landes sein, indem es die Mannigfaltigkeit und den hohen Wert des heimatlichen Besitztums an geistiger, seelischer und materieller Volkskultur vor Augen führt. Mittelpunkt dieser Studien, aber auch Pflegestätte nationaler Lieder, Tänze, Spiele und selbst Bräuche soll die Museumsanlage auf dem Wasserberge werden, auf dessen Gelände von 5 zu 5 Jahren jenes große nationale Fest seine Erneuerung finden soll. Im folgenden seien einige aus den Abbildungen hervorgehoben und eigene Bemerkungen darangeknüpft.

Abbildung 2 zeigt das stubenlose altsächsische Hallenhaus, das unter seinem weiten Satteldach in der großen Diele Herd, Wohnraum und Tenne in wenig wohnlicher Weise vereinigt; Abbildung 35 einen der selten gewordenen freistehenden, turmartigen Speicher, welche gleich dem skandinavischen stolpehus¹⁾ auf Ständern errichtet sind und in Kriegszeiten als Zufluchts- und Verteidigungsort dienten. Auf der Reproduktion eines Kupferstiches aus dem Ende des 18. Jahrhunderts (Abb. 112) fällt uns die Dreikönigskerze (mit drei gleich hohen Armen) auf, die nicht nur am schwedischen Julabend²⁾, sondern auch am Weihnachtsabend der Südslawen brennt.³⁾ Sie dürfte als ursprünglicher, weitverbreiteter Lichterbaum aufzufassen sein⁴⁾, als Weltenbaum, der zur Weihnachtszeit sichtbar wird.⁵⁾ Der Dreisproß erscheint hier in Gestalt eines Wachslichtes, gleich dem Januskopf, der auch ein Bild des Monates ist, am Jahresbeginn. Ursprünglich ein Monatsbaum, bedeutet er am Jahresbeginn den Jahresbaum.⁶⁾

Die Abbildungen 120 bis 125 zeigen Palmpaasch-Formen. Der niederländische Palm, als erstes Frühlingsgrün das Geschenk der Toten-(Vegetations-) Geister (die »Engel« bringen ihn), ist ein mit Buchsbaumlaub umkleideter Stab oder Gabelzweig. Er weist eine reiche und mannigfaltige Ausschmückung auf, die unser Palm zum größeren Teil bereits verloren hat. Von bedeutungsvoller Symbolik sind die Teiggebilde, die er trägt: teils brezelartige, teils vogelgestaltige. Letztere sind Gestalten des Baumgeistes. Einst waren es lebende Vögel (Hähne), und sie waren schon damals an den Zweig gebunden, um ihre Zugehörigkeit zum Baume darzutun. Man tötete sie als Vegetations-

¹⁾ Vergl. Wiener Zeitschrift für Volkskunde, 28. Jahrg., S. 74.

²⁾ H. F. Feilberg, Jul (Allesjælestiden, Hedensk, Kristen Julefest), I, 184.

³⁾ E. Schneeweis, Die Weihnachtsbräuche der Serbokroaten (Ergänzungsband XV zur Wiener Zeitschrift für Volkskunde, Wien 1925), S. 67.

⁴⁾ K. Spieß in der Wiener Zeitschrift für Volkskunde, 28. Jahrg., S. 41, 50, deutet den in der Volkskunst und im Volksbrauch geläufigen dreisprossigen Baum als Sinnbild des Monates mit den drei Lichtwochen aus der altarischen Zeit der Mondverehrung.

⁵⁾ Vergl. a. a. O., S. 55.

⁶⁾ Vergl. a. a. O., S. 67.

dämonen, um erneutem, vollkräftigem Wachstum Raum zu schaffen.¹⁾ Man vergleiche das Hahnschlagen in seinen verschiedenen Formen, insbesondere das in Asturien am Faschingsonntag übliche, wobei der Hahn getetzt, lebend, mit dem Kopf nach abwärts, an einen Baum gebunden und zuletzt geköpft wird.²⁾ Ebenso wird auf dem »Kallemoibaum« zu Pfingsten auf dem Eiland Schiermonnikoog« durch drei Tage ein lebender Hahn (in einem Korb) aufgehängt.³⁾ Den Rosmarin- oder Buchsbaumzweig mit Teigvögeln darauf finden wir auch im Weihnachtskuchen der Kroaten steckend.⁴⁾ Die bunten Bänder und Papierfähnchen sollen den im Zweige wohnenden Baumgeist kleiden, die Fächerchen dürften einen Windzauber darstellen. Das durch drei Äpfel gesteckte Palmpaaschstäbchen von Medemblik (Abb. 122a) ist gleich dem Klausenbaum ein Monats-(Jahres-, Weiten-)Baum. Abbildung 124c, mit den zwei Querstäben, deren oberer kürzer als der untere ist, bekräftigt die Deutung des Palmpaasch als künstlich aufgebauten Baumes (Pyramide).

An Darstellungen von Volksbräuchen, teils nach alten Bildern, teils nach der Vorführung am Volksfeste, seien angeführt: Das Maibaumsetzen, die Pfingstbraut, ein Spinnabend in alter Zeit, das St. Martinfeuer, der Paaschos (Osterchse), die Sternsinger, der Umzug des heiligen Martin und der des Sinterklaas, des größten niederländischen Volksheiligen, über den Josef Schrijnen als den Nachfolger Wodans gehandelt hat.⁵⁾

Der erste Teil des Textes, über das Museum, ist zum großen Teil der niederländischen Hausforschung gewidmet, die im wesentlichen durch Gallée mit seinem Werke *Het nederlandse Boerenhuis* repräsentiert wird. Nach Van der Ven hat seine Theorie von der Entstehung des friesischen Bauernhauses neuerdings in Holland heftige Angriffe erfahren. Es will mir scheinen, als ob vorderhand auf keinem anderen Gebiete der Volkskunde eine unterschiedene Stellungnahme für die eine oder andere Richtung weniger ratsam wäre, als auf dem der Hausforschung, wo die Entlehnung eine weit größere Rolle spielt als etwa im Brauchtum, ganz besonders aber in dem von so vielen Seiten kulturell beeinflußten und von mannigfaltigen Stämmen bewohnten kleinen Holland. Den Hauptteil des Buches bildet die in breitem Plauderton mit wiederholten volkskundlichen Seitenblicken gebrachte ausführliche Schilderung des Festzuges; die eingestreuten folkloristischen Erklärungen dürften doch wohl etwas zu allgemein gehalten sein.

Van der Ven hat sich als volkskundlicher Sammler und populärer Schriftsteller sowie als großzügiger Anreger und Organisator um die niederländische Volkskunde große Verdienste erworben. Unter anderem hat er auch die Frühlings- und Sommerbräuche seines Landes in zwei Filmwerken mit Geschick festgehalten.

Dr. Eduard Weinkopf.

¹⁾ J. G. Frazer, *The Golden Bough*.

²⁾ De Llano, *Del Folklore Asturiano*, S. 219.

³⁾ Siehe darüber V. d. Ven in »*Ons Eigen Tijdschrift*«, Maiheft 1924, S. 202 f. und 205, mit 3 Abbildungen.

⁴⁾ Schneeweis, a. a. O., S. 53.

⁵⁾ »*De Heil. Nikolaas in het Folklore*«, Roermond 1898. Fehlt, wohl durch ein Versehen, in der Literaturangabe im Text.

Jahresbericht des Vereines und Museums für Volkskunde 1924.

Der vorjährige Jahresbericht schloß mit der Mitteilung an die zuständigen Stellen sowie die gesamte Öffentlichkeit, daß der nahezu unerträgliche wirtschaftliche Notstand, unter dem das Museum für Volkskunde leidet und der seine einfache Existenz und gesunde Weiterentwicklung geradezu in Frage stellt, nicht mehr viel länger andauern dürfe, solle es nicht zu einer völligen Krisis im Betrieb dieses hervorragenden heimatkundlichen Instituts kommen.

Es darf gesagt werden, daß dieser Appell zu unserer Genugtuung nicht ganz ungehört geblieben ist. Sowohl der Bund, der die Personallasten und die Beheizungskosten des Instituts bestreitet, wie die Stadt Wien und die Handelskammer haben über fortgesetzte eindringliche Vorstellungen der Vereins- und Museumsleitung unserem Institut im Berichtsjahre erhöhte Fürsorge zuteil werden lassen. Auf dem Wege einer bereits durchgeführten Satzungsänderung, gemäß welcher die Bildung eines eigenen **Museumsausschusses** unter entsprechender Teilnahme des Bundes sowie der Gemeindeverwaltung Wien vorgesehen ist, darf die Vereinsleitung hoffen, daß die Obsorge für die Erhaltung des Museums, die bisher als drückende und verantwortungsvolle Bürde vom Verein ausschließlich getragen worden ist, nunmehr in gleichem Maße auch von den genannten Faktoren auf sich genommen werden wird. Zu dieser beruhigenden Wendung gesellt sich der erfreuliche Umstand, daß die Wiener Kammer für Handel, Gewerbe und Industrie über Anregung des Herrn Kammerrates Hermann K a n d l sich in dankenswertester Weise veranlaßt gefunden hat, durch Gewährung einer Subvention von je *K* 10,000,000 für die Jahre 1924 bis 1926 die finanzielle Lage des Museums wesentlich zu erleichtern. Die Vereinsleitung darf sich von dem fördernden Zusammenwirken des Bundes, der Stadtverwaltung und der Handels- und Gewerbekammer künftighin jene Befreiung von unerträglichem Notstand und verhängnisvoller Behinderung jeder Weiterentwicklung erhoffen, für welche es im Berichtsjahr tatsächlich bereits die höchste Zeit geworden war.

Mit dem Eintritt des Herrn Präsidenten des Stadtschulrates Nationalrat Otto G l ö c k e l in das Präsidium, des Herrn Kammerrates Hermann K a n d l als Vertreter der Handelskammer und des Herrn Dr. Georg K o t e k als Vertreter des Deutschen Volksgesangvereines in den Ausschuß darf die Vereinsleitung mit Freude die Hoffnung auf eine bedeutungsvolle Förderung ihrer Aufgaben verbinden. Mit innigstem Leidwesen erinnern wir uns dagegen des schmerzlichen Verlustes, den wir im Mai des Berichtsjahres durch den frühen Heimgang des Ausschußrates Konrad M a u t n e r, dieses bewährten Freundes und Mitarbeiters, erfahren haben.

Dem Direktor des Museums und Generalsekretär des Vereines Professor Dr. Arthur H a b e r l a n d t, der als einziger wissenschaftlicher Beamter das Institut zu leiten hat und die vielseitige, ihm auferlegte Arbeitslast mit Aufopferung trägt, steht der im Ruhestand befindliche Prof. Dr. Michael H a b e r l a n d t mit Aufwendung seiner ganzen Muße und Kraft helfend zur Seite. Als freiwillige Helfer betätigten sich in den letzten Monaten des Jahres 1924

auch die Herren Hofrat Stiefler und Rudolf Gallois in dankenswerter Weise bei verschiedenen Museumsarbeiten

Dank der Unterstützung durch die Handelskammer war es im Berichtsjahre auch möglich, die als Restaurator, Photograph und sonst in jeder musealen Arbeit bewährte Kraft des Herrn Robert Mučnjak ganzwöchentlich für die Museumsagenden zu verwenden. Im gleichen erreichte das Museum durch die Einstellung einer tüchtigen Bibliothekskraft in der Person von Dr. Adelgart Perkmann die Ausfüllung einer längst schmerzlichst empfundenen Verwaltungslücke. Zu unserem Leidwesen mußten die Entlohnungen für das gesamte Museumspersonal im Jahre 1924 noch derart niedrig gehalten werden, daß eine Aufbesserung dieser beschämenden Ansätze nunmehr ganz unausweichlich erscheint. Wir erwarten eine solche auf das bestimmteste für das Jahr 1925 von der maßgebenden Stelle.

Außer der Bestellung des bundesstaatlichen Museumsdirektors hat das Ministerium für Unterricht für die Personalkosten, die Beheizung der Arbeitsräume, das Telephon und die Kanzleiauslagen den Unterstützungsbetrag von K 42,530.200 gewährt. Die Vereinsleitung fühlt sich angenehm verpflichtet, für diese Zuwendung dem Ministerium für Unterricht geziemend zu danken.

Besonders dankbar verzeichnen wir ferner die Zuwendung von 7 Millionen Kronen seitens des Vereines der Museumsfreunde, der Kranzablösungsspende von K 2,250.000 nach unserem verstorbenen Ausschußrate Konrad Mautner, für die wir dessen Herrn Bruder Stephan Mautner herzlichen Dank schulden, den Beitrag von 2 Millionen durch den Verein der Banken und Bankiers sowie die Widmung von K 500.000 durch Herrn Vizepräsidenten Robert Hammer.

Auf Grund mehrfacher dringender Vorsprachen und Vorstellungen beim Herrn Bürgermeister der Stadt Wien Karl Seitz und dem geschäftsführenden Herrn Stadtrat Hugo Breitner, bei welchen Herr Präsident Otto Glöckel der Vereinsleitung seine unschätzbare Unterstützung lieh, hat die Stadtverwaltung im Herbst 1924 nicht nur die dringendsten baulichen Erneuerungen am Museumsgebäude zur Durchführung gebracht, sondern auch durch Gewährung einer Subvention von 20 Millionen die Erstattung des Mietzinses und der sonstigen städtischen Gebühren ermöglicht. Die Vereinsleitung spricht hierfür auch öffentlich den wärmsten Dank aus.

Die Vermehrung der Sammlungen hielt sich begreiflicherweise in den bescheidensten Grenzen; vom Stadterweiterungsfonds wurden rund 56 Nummern überlassen, die geschenkweisen Zuwendungen (von Lehrer Otto Mikka, Dr. E. Goldstern, J. Czech-Czechenherz, E. Winkler, J. Iskra, Dr. E. Friess, F. Mučnjak) betragen 88 Nummern, angekauft wurden 22 Objekte.

Neu zur Aufstellung gelangten die zahlreichen, mit Unterstützung des Vereines der Museumsfreunde erworbenen prächtigen Volkskunstobjekte aus den österreichischen Alpenländern, worunter besonders 6 prächtige Öfen des 17. und 18. Jahrhunderts sowie eine gotische Tafelung aus Südtirol hervorzuheben sind. Für die Aufstellung derselben hat der genannte Verein den namhaften Betrag von 7 Millionen gewährt, wofür die Museumsleitung den wärmsten Dank abstattet. Für die bezüglich mehrerer Sammlungsabteilungen (Eisenobjekte, Holzgeräte, Textilien, Trachtenstücke)

äußerst notwendigen Restaurierungsarbeiten, die von der sachkundigen Hand Robert Mučnjaks höchst befriedigend durchgeführt wurden, wurde der Betrag von K 3,627.200 verausgabt. Der Restaurierabteilung des Kunsthistorischen Staatsmuseums sind wir für die sachkundige Behandlung zahlreicher Beleuchtungsgeräte der vormaligen Sammlung Benesch sehr zu Dank verpflichtet. Vermehrte Fürsorge wurde im Berichtsjahre unserer Bibliothek zugewendet; die Vermehrung betrug 169 neue Nummern mit 184 Bänden, 8 neue Fachzeitschriften, 494 Photographien, 23 Ansichtskarten und 154 sonstige Abbildungen. An Diapositiven zur Unterstützung der Vortragstätigkeit wurden 66 Stück neu angefertigt.

Für die Lehrkräfte der Volks- und Bürgerschulen wurde über Wunsch und im Einvernehmen des Stadtschulrates im Frühjahr 1924 ein sehr gut besuchter achtwöchiger Vorkurs zur Einführung in die Volkskunde abgehalten; desgleichen im Herbst auf Anregung der Kammer für Handel und Gewerbe ein Museumskurs zur produktiven Auswertung der Museumsammlungen, für welche sich 160 Teilnehmer gemeldet hatten. Beide Kurse gelangen in diesem Jahre zur Wiederholung. Die Kurse werden von Hofrat Prof. Dr. Michael und Prof. Arthur Haberlandt in Gemeinschaft abgehalten. Für die Hörer der Universität fanden durch die gleichen Vortragenden Vorlesungen und Übungen volkkundlichen Inhalts statt. Museumsassistent Vlakovic aus Belgrad, Dr. M. Orend aus Klausenburg sowie Dr. Vuja wurden je durch mehrere Wochen in den Museumsbetrieb eingeführt.

Der Besuch des Museums blieb zufolge des Umstandes, daß während der zweimonatlichen baulichen Adaptierung im Museumsgebäude der Einlaß für die Schulen und den allgemeinen Besuch gesperrt werden mußte, hinter dem vorjährigen zurück. Immerhin verzeichneten wir 206 Schulklassen mit 6753 Schülern sowie rund 2500 sonstige Personen, darunter zirka 200 Ausländer, im Besuchsbuche. Für zahlreiche Schulklassen, Vereine, Arbeiterverbände und gewerbliche Schulen und Vereine wurden Führungen durch die Sammlungen veranstaltet.

Von unserer Wiener Zeitschrift für Volkskunde ist der 29. Jahrgang mit zahlreichen wertvollen Beiträgen von Dr. L. Franz, Dr. E. Goldstern, Prof. Dr. Völker, Direktor Loehr, Prof. Dr. R. Much, Dr. R. Schömer, L. Höfer u. a. erschienen; für die Beigabe von Abbildungen haben Frau Dr. E. Goldstern und Herr Großgrundbesitzer Sandor Wolf namhafte Beträge gewidmet, wofür ihnen herzlichst gedankt sei. Außerdem wurde als XV. Ergänzungsband die wichtige und inhaltvolle Monographie über »Die Weihnachtsbräuche der Serbokroaten« von Prof. Dr. E. Schneeweis veröffentlicht. Der ausgewiesene Saldo von K 16,653.709 ist durch die Druckkosten für diese Veröffentlichung im Betrag von 26 Millionen Kronen belastet, der allerdings durch den Absatz voraussichtlich zum größeren Teil gedeckt werden wird und von der Druckerei Reißer bis 30. Juni 1925 gestundet wurde. Wie im Vorjahre spendete über freundliche Befürwortung durch Herrn Hofrat Professor Dr. R. Wettstein die Emergency Society for German and Austrian Art and Science durch Herrn Prof. Dr. Franz Boas in New-York zur Unterstützung unserer Veröffentlichungen den Betrag von 75 Dollar, wofür wir aufrichtigsten Dank sagen.

Rechnungsabschluss des Vereines und Museums für Volkskunde für das Jahr 1924. Ausgaben.

	Kronen	Kronen
Kassensaldo ex 1923	9,078,542	
Verein:		
Mitglieder- und Bezugsbeiträge	K 8,265,000	
Verkauf von Zeitschriften und Sonderabdrucken	6,707,400	
Verkauf des Ergänzungshandes XV	» 1,178,600	
Subvention des Volksbildungsamtes einschließlich Zeitschrift-Bezug	» 2,000,000	
Subventionen der Emergency Society for German and Austrian Art and Science 1923 und 1924	» 10,186,300	
Beiträge für Klischees	» 1,897,880	
Zinsen	» 68,800	
Summe	31,042,980	
Museum:		
Bundesministerium für Unterricht	K 42,530,200	
Stadt Wien	» 20,000,000	
Kammer für Handel und Gewerbe	» 10,000,000	
Verein der Museumstreunde	» 7,000,000	
Verein der Banken und Bankiers	» 2,000,000	
Kranzablassungsspenden nach Konrad Mauthner	» 2,250,000	
Generaldirektor Robert Hammer	» 500,000	
Filmleihgebühren	» 3,633,000	
Eintrittsgelder, Verkauf von Führern	» 7,810,000	
Gebühren für Kurse und Führungen	» 2,103,000	
Krankenkassenbeiträge	» 1,990,450	
Versicherungsbeiträge	» 352,000	
Zinsen	» 67,000	
Summe der Einnahmen	140,359,172	
Verein:		
Druckkosten der Zeitschrift und Sonderabdrucke	K 8,473,500	
Klischee- und Tafelkosten	» 3,983,200	
Redaktion und Registeranfertigung für Ergänzungshand XV	» 3,500,000	
Drucksorten, Stempel, Kanzelei Porti für Versendung der Zeitschrift und der Nachbestellungen	» 527,000	
Summe	17,247,800	
Museum:		
Personal Gehälter und Remunerationen) K 41,171,580		
Krankenkasse u. Pensionversicherung » 3,863,400		
Stempelabzüge und Kanzeleikosten	» 1,866,700	
Porti und Zustellungsgebühren etc.	» 1,993,813	
Reisen und Fahrten	» 743,900	
Telephon	» 4,649,000	
Ankäufe für die Sammlungen	» 4,591,650	
Bibliothek, Ankäufe, Buchbinder	» 8,980,950	
Reinigungsarbeiten	» 1,865,000	
Restaurierung der Sammlungen	» 3,627,200	
Beheizung	» 6,964,800	
Beleuchtung und Beleuchtungskörper	» 2,152,700	
Miezzins, Instandhaltungszins, Wohn- bausteuer	» 11,715,400	
Installationsarbeiten und Anschaffungen	» 9,486,970	
Vorträge und Führungen	» 1,100,000	
Gartenpflege	» 1,744,600	
Summe der Ausgaben Saldo	123,705,483 16,653,709	
Summe	140,359,172	

Geprüft und in Ordnung befunden:
Dr. Leonhard Franz. Richard Fischer.

Der »Lehrer« des Herondas.

Von L. Radermacher, Wien.

Vom Schulbetrieb der Antike ist uns durch Papyrusfunde mancherlei und auch Ergötzliches bekannt geworden. Da gibt es zum Beispiel die lateinische Uebersetzung einer griechischen Babriusfabel,¹⁾ die in naiver Mißhandlung des Latein wohl das Aeußerste leistet, das je von einem Abc-Schützen erdacht worden ist, beginnend mit dem Satz: *luppus autem auditus anucellam vere dictum putatus mansit*, was heißen soll: »Als es der Wolf gehört hatte, blieb er, weil er glaubte, die alte Frau rede wahr.« Das beste und wertvollste Stück dieser Art ist der dritte Mimiamb des Herondas mit der Ueberschrift *διδάσκαλος* »der Lehrer«. Herondas ist ein alexandrinischer Dichter, der in seinen lebendig geführten Dialogszenen, Nachbildungen des alten Mimus, eine scharfe Beobachtung des täglichen Lebens mit ironischem Humor verbindet. Die Ungeschminktheit, mit der er sich über alles Menschliche äußert, mag nicht nach jedermanns Geschmack sein, und niemand wird behaupten wollen, daß solche Poesie — denn die Darstellung bedient sich der Hinkjamben — auf einer hohen Stufe stehe, aber für den Kulturhistoriker hat sie doch einen starken Reiz. Hier, wo das Leben der schlichten Leute geschildert werden soll, dürfen wir auch erwarten, Dingen zu begegnen, die dem Volkskundler wichtig und belehrend sein können, und wenn ich nun vom »Lehrer« des Herondas etwas ausführlicher spreche, so geschieht dies hauptsächlich, um ein paar Stellen zu behandeln, die in ihrer Absicht noch nicht genügend gewürdigt zu sein scheinen.

Daß sich Eltern über die Faulheit und Nichtsnutzigkeit ihrer Söhne beim Lehrer beschwerten, ist ein Vorgang, der in der Geschichte der Menschheit sich wahrscheinlich so lange wiederholen wird, als es überhaupt Schulen gibt. Für die Antike ist der Brauch durch eine Aeußerung des Dio Chrysostomus als bestehend erwiesen.²⁾ Es ist nicht ohneweiters verständlich, warum in solchen

¹⁾ S. Rhein. Mus., LVII, 142 f.

²⁾ Or. XLVI, 14: ὡπερ τῶν παιδίων τῶν ἀτακτοτέρων οἴκοι πρὸς τοὺς διδασκάλους κατηγοροῦσιν οἱ προσήκοντες, ὅπως καὶ τὰ τῶν δέμων ἁμαρτήματα πρὸς ἐκείνων (die Römer) ἀπαγγέλλεται.

Fällen die Mütter vorgeschoben zu werden pflegen; aber auch die Erfahrung von heute lehrt, daß Väter sich zurückzuhalten pflegen, vielleicht weil sie die Einbuße an Autorität befürchten, die sich ergeben muß, wenn sie gestehen, selber mit ihren Sprößlingen nicht fertig zu werden. Doch war der Vater des Sohnes, um den es sich bei Herondas handelt, nach den Angaben der Gattin alt, blind und taub und somit schon infolgedessen hinreichend entschuldigt.

Ich gebe zunächst in etwas freierer Form die Ansprache wieder, mit der die Mutter sich an den Lehrer wendet, um dessen Zorn gegen den ungeratenen Sproß kräftig zu entflammen. Es ist ein Register aller möglichen Missetaten. »So wahr Dir, Lampriskos,« hebt sie an, »die lieben Musen (die Schirmherrinnen des pädagogischen Betriebs) einen angenehmen Genuß von Deinem Leben gewährleisten mögen, bitte ich Dich, diesem Burschen hier die gebührende Tracht Prügel zu verabreichen, bis seine üble Seele noch gerade auf seinen Lippen ein Halteplätzchen findet. Mir Armen demoliert er das Haus mit seiner Spielwut. An den Würfeln hat er nicht sein Genügen, Lampriskos, sondern macht sich schon an schlimmere Dinge. Wo der Herr Lehrer wohnt und man am dreißigsten das Schulgeld, sauer genug, zu zahlen hat, vermag er nicht so schnell anzugeben, mag's mich auch Tränen kosten, wie weiland Nannakos. Aber den Spielplatz, wo Zuhälter und Diebe angesiedelt sind, den weiß er genau auch einem andern zu zeigen. Die Schreibtafel, die ich ihm jeden Monat mühsam neu überwachse, liegt verlassen vor dem Bettpfosten an der Wand, längst bevor er sie, mit einem Blick wie auf ein Gespenst, nicht sowohl beschrieben, nein, ganz und gar verkratzt hat. Aber die Marmeln, die er im Sack trägt, glänzen vom Gebrauch ärger als unsere Oelflasche, die wir doch in täglicher Verwendung haben. Noch nicht auf den ersten Buchstaben im Alphabet weiß er sich zu besinnen, es sei denn, daß man ihm fünfmal das A ins Ohr schreit. Als vorgestern der Vater ihm ‚Maron‘ vorbuchstabierte, hat dieser Edle daraus einen ‚Simon‘ gemacht. So daß ich mich eine Närrin schalt, die ich ihn in die Schule schicke, in der Hoffnung, eine Stütze für das Alter zu gewinnen, statt ihn zum Eseltreiber¹⁾ ausbilden zu lassen.«

Die Mutter redet wie eine Frau aus dem Volke, die ihr Herz ausschüttet. Der kräftige Ton wird auch im Folgenden beibehalten. Wir erfahren, daß der Sohn nicht imstande ist, auch nur über den Anfang hinwegzukommen, wenn man ihn auffordert, ein Gedicht aufzusagen. Stellt man ihn zur Rede, so meidet er tagelang das Haus und vertreibt sich die Zeit bei der Großmutter oder sucht eine Zuflucht auf dem Hausdach; dort sitzt

¹⁾ Noch jetzt auf dem Balkan, mindestens in Albanien, nach mir zugekommener Mitteilung ein Beruf der Minderbegabten.

er rittlings wie ein Affe nach unten schauend und verdirbt die Ziegel. Die Worte, die eine Anmerkung verdienen, lauten:

ἢ τοῦ τέγους ὑπερθε τὰ σκέεα τείνας
κάθηθ' ὅπως τις καλλίης κάτω κέπτων.

Was hier von der Kletterkunst des Knaben ausgesagt wird, gilt im modernen Griechenland von den Kallikanzaren, den gefürchteten Plagegeistern: ἔχουσι δὲ τὴν δύναμιν ἢ ἀναρριχθῶνται μὲ μεγάλην εὐκνησίαν εἰς τοὺς τοίχους καὶ γὰ περιπατῶσιν εἰς τὰς στέγας (Politis, Paradoxeis, II, 1303).

Nachher erhalten wir von der Mutter auch noch die Versicherung, alles, was sie über ihren Sprößling vorbringe, sei unbedingt wahr:

καληθὲν, ὥστε μηδ' ὀδόντα κινῆσαι.

Da hat Bücheler das ὀδόντα κινεῖν als eine sprichwörtliche Redensart verstanden, und zwar soll sie bildlicher Natur sein, verwandt dem ὀδόντα θήγειν, dem »Wetzen des Zahns«, doch ist einmal κινεῖν und θήγειν dem Sinne nach kaum in nähere Beziehung zu bringen, andernteils das Wetzen des Zahns Vorbereitung eines zornigen Vorgehens; was soll dann die Verneinung μηδὲς? Gewöhnlich versteht man ὀδόντα κινεῖν vom »Reden«: »es ist so wahr, daß man's nicht auszusprechen braucht«. Folgerichtig hat Crusius dann vorgeschlagen, ὀδόντα in ὀδόντας zu ändern; denn beim Sprechen braucht man den Mund mit allen seinen Zähnen. Aber die Erkenntnis, daß die Zunge zum Sprechen und die Zähne zum Beißen oder Kauen da sind, war doch den Alten nicht weniger vertraut als sie es uns ist, und so ist ganz unglaublich, daß die dunkle Redewendung etwas mit der Sprache zu tun hat. Daß die Zunge als Werkzeug der Rede gilt, ließe sich auch mit unzähligen Belegen gerade aus dem Griechischen dartun; man kann behaupten, daß kaum ein anderes Volk, abgesehen vielleicht von den nah verwandten Römern, diese Vorstellung so selbstverständlich gehegt hat, und noch heute bezeugt der Ausdruck Glosse, den wir übernommen haben, wie der Begriff auch ins Metonymische gewendet worden ist. Griechisch ist zudem die Phrase γλωτταν κινεῖν, die Groeneboom im Herondas-Kommentar mit mehreren Beispielen belegt; gerade der Umstand, daß sie als formelhafte Redeweise vorkommt, muß uns warnen, zu denken, daß sich der Begriff »Zunge« darin einfach durch »Zahn« ersetzen läßt. Es ist gewiß interessant, daß der holländische Herausgeber ein heimisches Vers'chen nachweisen kann, in dem »k beweeg geen tand« soviel wie »ich rede nicht« zu bedeuten scheint, doch sieht man sofort, daß dort »tand« um des Reimes willen gesucht ist. Wir kennen noch einen Vers des Hipponax, der auch dem Herondas als Nachahmer des Aelteren sicher bekannt war (71 Diehl):

— — — οἱ δὲ μὲν ὀδόντας
(ἐντοῦς) ἐν τῆσι γνάθοισι πάντας (ἐν) κενιέσται.

Kein Zweifel, ἐκκινεῖν ὀδόντα, wenn richtig hergestellt, bedeutet soviel wie »einen Zahn ausschlagen«. Auch sonst finden wir ἐκκινεῖν in Verbindungen, wo es den Sinn von »ausstoßen«, »austreiben« hat. Trotzdem ist zu beachten, daß die Hipponax-Ueberlieferung κενιέσται bietet und daß der Vers von den alten Grammatikern gerade um dieses κενιέσται willen angeführt wird. An zwei Stellen haben moderne Kritiker einen Einschub gemacht, um den von ihnen gewünschten trochäischen Tetrameter zu gewinnen. Dies Verfahren ist nicht einwandfrei. Man könnte sich eine mildere Behandlung denken, die der Ueberlieferung eher gerecht wird. Bergk hat denn auch in seiner Behandlung des Verses (Frg. 62) wenigstens κενιέσται behalten. Aus solchen Einwänden möchte ich jedoch nicht den Schluß gezogen wissen, daß ich mich durchaus für κενιέσται einsetze. Denn wenn ἐκ-κενιέσται bei Hipponax das Rechte war, so wäre auch daraus notwendig zu folgern, daß κινεῖν ὀδόντα soviel bedeuten kann, wie »einen Zahn zum Wackeln bringen«. Zum mindesten kann demnach der Herondas-Vers folgendermaßen übersetzt werden:

»Es ist so wahr, daß es auch nicht einen Zahn ins Wackeln bringt.«

Wie läßt sich das verstehen? Ich meine, es ist vollkommen verständlich, wenn wir, entsprechend sonst bekanntem Aberglauben, in dem Wackeln des Zahnes eine Strafe für eine Lüge sehen. So war es auch altgriechischer Glaube, daß, wer lügt, ein Bläschen auf der Zunge bekommt.¹⁾ Lügenstrafen mancherlei Art hat sich der Volksglaube ausgedacht; in Greifswald warnte man die Kinder vor dem Betreten der Rykbrücke; denn wer gelogen hatte, sollte durchbrechen. Es ist ziemlich selbstverständlich, daß man die Lügner vor allem von körperlichem Ungemach betroffen denkt, darum sagt man am Rhein, daß man vom Lügen weiße Flecken auf den Fingernägeln bekommt (Wuttke, 309). In diesen Zusammenhang darf man, denke ich, die Wahrheitsversicherung der Mutter bei Herondas stellen und demgemäß den ganzen Vers als solche und wohl auch als eine Art von sprichwörtlicher Redeweise betrachten.

Weiter klagt die Mutter, daß der Junge sich das Gewand²⁾ vollkommen zerschlissen habe, weil er sich im Wald herumzutreiben

¹⁾ Sitzungsber. der Wiener Ak., 202, 1, S. 4, Anm. 3.

²⁾ τὴν ῥάκην im Text; der Sinn kann nur »Kleid« sein, wie heute wohl allgemein zugegeben wird. ῥάκος in der Bedeutung »schlichtes Gewand« ist uralt (s. auch meinen Kommentar zu Aristophanes Fröschen, S. 199); ein Femininum dazu ist sonst nicht bekannt. Aber allgemein verbreitet stehen neben den Neutra auf -ος Feminina auf -η: βλάβος βλάβη, νάπος νάπη, νεῖκος νείκη, νίκος νίκη, πάθος πάθη. Bei μῖσος blieb das Femininum als Name (Μίσση). Die Analogie fordert an der Herondas-Stelle demnach τὴν ῥάκην; das ich herzustellen vorschlage; ῥάκην ist itazistische Verschreibung, vielleicht unter dem Einfluß von ῥάκην.

liebt, und wie ihm das freie Leben teuer ist, so ist er auch auf die schulfreien Tage ganz und gar versessen; »er kann nicht einschlafen, denkt er an den Tag, wo ihr die Paignia begeht«:

τὰς ἐξόδους τ' ἄρεινον εἰκάδας τ' οἶδε
τῶν ἀπυροδιπέων, κοῦδ' ὕπνος νῦν αἰρεῖται
νοεῖν ἢ ὁπῆμος παιγνίην ἀγνίητε.

Der siebente und zwanzigste Tag des Monats waren dem Apoll heilig und sicherlich nach dem Zusammenhang, in dem sie bei Herondas erscheinen, auch Ferientage; für den siebenten gibt es ein Zeugnis Lucians. Nun ist aber die Herondas-Stelle wichtig, weil sie in besonders eindrucksvoller Weise lehrt, daß die Jugend solche Tage im Altertum mit Spiel und Scherz festlich beging, ja aus der Wendung *ὁπῆμος παιγνίην ἀγνίητε* ist man versucht, zu schließen, daß die Schule selbst bei diesen Begehungen beteiligt war. Quintilian bezeugt uns gelegentlich das Thema eines Schulfestes: an den »dies festae licentiae« (was dem griechischen *παιγνίη* oder *παιδιαί* entspricht) wurden in der Rhetorenschule »Prozeßverhandlungen« in komischer Verdrehung, wie man annehmen muß, aufgeführt.¹⁾ Derartige Veranstaltungen erklären dann, wie die Ferientage geradezu *παιδιαί* genannt werden konnten.²⁾ Mit den Ferien der heutigen Schule sind sie nicht einfach gleichzustellen. So versteht man auch, warum der Junge vor dem freien Tag nicht schlafen kann.

Ueber seinem Haupte zieht sich nun das Gewitter zusammen. Nicht einmal den Wunsch, ihn ordentlich durchzuprügeln, kann die Mutter zu Ende sprechen, einen Wunsch, den sie mit einer Art von »Vergeltsgott« für den Lehrer einleitet. Da es sich um eine große Exekution handelt, werden Hilfstruppen aus dem Hause herangezogen, und es mag wenigstens angemerkt werden, daß die Dreizahl dieser Gehilfen einem Brauche entspricht, den zu beobachten die antike Komödie öfters Gelegenheit bietet.³⁾ Die Rede, in der die Drei zur Beteiligung eingeladen werden, ist besonders lebhaft und scheint in eine drastische Wendung auszuklingen, die wir keineswegs sicher verstehen. So mag sie hier noch den Versuch einer Deutung finden:

Ἐθδῆς κοῦ μοι;
κοῦ Κόκκαλος; κοῦ Φίλλος; οὐ τάρως τοῦτον
ἀρεῖτ' ἐπ' ὄρω, τῇ Ἀκέσῳ σελιγναίῃ
δειξόντας; αἰνέω τάρως, Κόκκαλ', ἃ πρήσσεις.

»Wo steckt Euthias?

Wo Kokkalos; wo Phillos? Sputet Euch, den Buben auf die Schulter zu heben, um (ihn?) dem Mond des Akeseos zu zeigen. Nette Sachen sind es, mein Söhnchen, die Du aufführst.«

¹⁾ Institutio oratoria, VI, 3, 16. Für die Griechen Menander, Rhetores gr. (ed. Spengel), III, S. 398, 6.

²⁾ Die von Groeneboom im Kommentar zu Vers 53 und 55 angeführten Zeugnisse brauche ich hier nicht zu wiederholen.

³⁾ Vergl. meine Anmerkung zu Aristophanes Fröschen S. 230.

Leider sind die Mittel dürftig, die uns zur Verfügung stehen, um den Mond des Akeseos zu erklären. Schon Bücheler hat alles Wesentliche beigebracht. Ein alter Sammler, Zenobios (I, 41), berichtet von einem Sprichwort εἰς τὴν Ἀκεσαίου σελήνην, »bis zum Monde des Akesaios«; man soll es gebraucht haben von Leuten, die eine Handlung oder ein Geschäft auf spätere Zeit verschieben, also von Säumigen. »Akesaios nämlich war Steuermann des Neleus. Er pflegte zu sagen, er wolle lieber warten, bis der Mond voll geworden, um die Fahrt bei Licht zu machen.« Photios (II, p. 212 Nb.), Suidas, Apostolides geben dasselbe in kürzerem Auszug, und dies ist, wie schon Crusius bemerkt hat, alles, was zur Verfügung steht. Sämtliche Versuche, damit die Stelle zu erklären, sollen hier nicht besprochen werden; es ist ganz Abenteuerliches darunter. Ich will nur von dem sprechen, was eine Auseinandersetzung verdient. Crusius selbst versteht das Zeigen als eine Art von Parade, wie es Theseus nach Plutarch mit dem marathonschen Stier machte, den er im Triumph durch die Straßen von Athen führte. Zeigt man den Knaben dem Mond, so soll es in dem Sinne geschehen, als ob eine Art von Monstrum vorgeführt werde. Aber wer empfindet bei dem angestellten Vergleich nicht deutlich, daß das, was der siegreiche Theseus getan haben soll, etwas sehr Natürliches war, das wesentlich wegen des Sieges über ein solches Ungetüm geschah, wie es der eingefangene Stier war? Da zeigt man sich eben allen. Und damit soll erklärt sein, daß man den zu bestrafenden Knaben dem Monde, und zwar ausgemacht dem Monde des Akeseos zeigt? Groeneboom schreibt: Le maître impatienté demande aux élèves, qui ne se hâtent pas suffisamment à son avis avec les préparatifs du châtement, s'ils ont parfois l'intention d'exhiber le gamin à la pleine lune d'Akésès, worauf noch die Zeugnisse über den Gebrauch von δείκναι und das Sprichwort εἰς τὴν Ἀκεσαίου σελήνην folgen. In dieser Erklärung liegt, wenn auch nicht bestimmt genug ausgedrückt, doch ein Versuch, Sprichwort und Herondas in einen Zusammenhang zu bringen. »Hebt den Buben auf die Schulter«, sagt der Lehrer, »sputet Euch, ihn dem Mond des Akeseos zu zeigen«, damit der sieht (so könnte man hinzudenken), daß es in unserem Fall keinen Aufschub gibt. Der Einwand, der gegen diese Auffassung erhoben werden muß, ist jedoch, daß dem Lehrer, der sich sonst des natürlichsten Ausdruckes bedient, damit eine Redewendung zugeschoben wird, die mindestens gesucht und dunkel ist. Wäre sie es nicht, würde es nicht solche Plage machen, den Witz im angegebenen Sinne zu verstehen. Die Schwierigkeit ist eben, daß das Sprichwort vom Mond des Akeseos den Saumseligen gilt, während bei Herondas eilig gehandelt werden soll; die Gedankenarbeit, die nötig ist, um die Unklarheit zu lösen und einen Zusammenhang herzustellen, durfte nicht dem Leser zugemutet werden. Man möchte lieber meinen, daß in dem Ausdruck »zeigt ihn dem Mond des Akeseos« eine volkstümliche Redensart steckt,

etwas, das dem Leserkreis, an den sich Herondas wendete, als geflügeltes Wort, wenn wir so sagen wollen, ohne weiteres Grübeln verständlich war.

Klar ist, daß die Handlung, die mit dem Knaben vorgenommen wird, das über die Schulter Ziehen, gerade denjenigen Körperteil in hellste Beleuchtung rückt, der von den Prügeln unmittelbar betroffen werden soll. Nicht minder gewiß ist den Angaben der Paroemiographen zu entnehmen, daß der Mond des Akeseos der Vollmond, das heißt jene Phase hieß, in der allein eine Verfinsternung eintreten kann. Mondfinsternis wird im Volksglauben auf Angriff von Dämonen zurückgeführt, und unter den apotropäischen Bräuchen, die man anwendet, um den Dämon zu verschrecken, spielt die Entblößung der partes pudendae eine Rolle.¹⁾ Auf dieser Grundlage meine ich also einen Zusammenhang zwischen dem, was mit dem Knaben geschieht, und dem Mond des Akeseos zu erkennen, halte auch Bildung und Verhandensein einer sprichwörtlichen Rede, »sich dem Mond des Akeseos zeigen«, für möglich, als euphemistische Umschreibung für »sich in schamloser Weise entblößen«. Ziemlich gewiß scheint mir, daß die Erzählung, Akeseos sei ein Steuermann des Neleus gewesen, der seine Fahrten gern auf die lange Bank schob, daß diese Erzählung nur eine von den zahlreichen ätiologischen Erfindungen ist, die in der antiken Ueberlieferung umgehen. Akeseos heißt der »Heiler«; dem Namen wohnt wohl eine tiefere mythische Bedeutung inne, da doch heroischen Wesen solch ein Name öfters gegeben wurde. Die Gruppe Jason, Jasos, Jaso mag es für die Griechen beweisen. Vielleicht ist Akeseos der, der den kranken Mond heilt; die strahlende Scheibe des Vollmondes ist sein Verdienst und heißt darum nach ihm, weil er sie gegen alle Anfälle beschützt. Zufällig kennen wir noch ein weiteres griechisches Sprichwort: »*Ακεσίας τὸν πρωκτὸν ἰάσατο*«, »der Heiler hat den Hintern kuriert«. Ist es allzu phantastisch anzunehmen, daß die runde Mondscheibe selber in komischer Derbheit als *πρωκτός* bezeichnet wurde? Die Anschauung, die in der Mondfinsternis eine Erkrankung des Gestirns erblickt, ist wenigstens im heutigen Volksglauben weit verbreitet und nicht nur bei den sogenannten Primitiven zu finden.²⁾

Der weitere Verlauf der an dem Knaben vollzogenen Exekution braucht uns hier nicht mehr zu interessieren. Er ist von einer lebhaften Wechselrede zwischen dem Lehrer und dem Delinquenten begleitet, deren Einzelheiten mehr allgemein menschlich sind, als für den Volkskundler im besonderen lehrreich erscheinen.

¹⁾ Vergl. O. Jahn, Berichte der sächs. Gesellschaft der Wissenschaften, 1855, S. 68. Samter, Geburt, Hochzeit, Tod, S. 117, Anm. 5.

²⁾ S. Lasch in *Achelis' Archiv für Religionswissenschaft*, III (1900), S. 140 (französisch), S. 103, 104, 106 ff., 110 f., 118.

Die Münze als Schmuck.

Von Nicola Z e g g a, Belgrad.

Die Balkanländer sind verhältnismäßig sehr reich an alten Münzen aus dem klassischen Altertum und dem Mittelalter. Der Umstand, daß wir viele dieser Münzen gelocht vorfinden, oft mit zwei und drei Bohrungen versehen, spricht deutlich dafür, daß dieselben zu Schmuckzwecken verwendet wurden. Die Bohrungen dienten zum Aufreihen der Münzen, sei es an einer Schnur oder Draht, Tuch oder Leder, und wurden so aufgereiht als Kopf-, Hals- oder Brustschmuck getragen. Neben diesen auf primitivste Art zu Schmuckzwecken bearbeiteten Münzen finden wir auch solche mit angeschmiedeten Oesen und auch eingefaßte Münzen, wobei die Einfassung die zum Aufhängen bestimmte Oese trägt. Diese letzteren, die nur von fachkundigen Metallarbeitern hergestellt werden konnten, zeigen oft, besonders an den Einfassungen, den jeweiligen Entwicklungsgrad der damaligen Gold- und Silberschmiedekunst und geben uns wertvolle Erkennungsmerkmale zur Bestimmung des Ursprunges und der Zugehörigkeit des Schmuckes selbst. Als Beispiel sei hier der im Jahre 1797 in Szilagy-Sómljó gemachte Fund angeführt. Derselbe stellt einen Brustschmuck von 24 Medaillons dar. Alle Medaillons sind eingefaßt und mit Oesen zum Aufhängen versehen. Durch langes Tragen sind sämtliche Medaillons an einer Seite vollständig abgewetzt. Immerhin ließ sich an der Art der Ausführung dieses Schmuckes mit Sicherheit feststellen, daß es ein Stück tatarischer Goldschmiedekunst sei und einem gotischen Heerführer angehört habe.

Im klassischen Altertum bis zur ersten Zeit des römischen Kaiserreiches scheint der Münzenschmuck noch nicht gebräuchlich gewesen zu sein. Die ersten aufgefundenen Schmuckgegenstände, bei denen die Münze in den Vordergrund tritt, datieren aus dem 2. Jahrhundert n. Chr. So finden wir in der letzten Zeit der römischen Herrschaft Münzen in allen möglichen Arten zu Schmuckzwecken verarbeitet. Wir sehen sie statt der »Gemme« am Ringe (Marshall, Catalogue of the fingerings in the British Museum, Nr. 259—270). Als Halsschmuck: Eine Halskette, ein schönes Exemplar antiken Halsschmuckes, die sich im Kunsthistorischen Museum in Wien in der ehemaligen Bachofen-Sammlung, befindet (Voetter, Katalog der Sammlung Bachofen von Echt, Taf. 46). Auch im Belgrader National-Museum befindet sich ein Teil eines in Gold gearbeiteten Münzenschmuckes, der in der Umgebung von Smederevo gefunden wurde. Die Münze zeigt die Köpfe von Kaiser Honorius und Valentinianus III. (nach Dr. B. Saria).

Wie allgemein der Münzenschmuck verbreitet war, zeigt der Umstand, daß wir viele Münzen mit einseitiger Prägung, also ganz ausschließlich für den Schmuckgebrauch hergestellt, vorfinden. So kennen wir zum Beispiel ganze Gruppen von Goldmünzen Kaiser Konstantins und seiner Söhne, bei welchen nur

eine Seite die Prägung zeigt (R. Münsterberg, Numismatische Zeitschrift, LXI, 1923), dann die sogenannten Zierbrakteaten, welche von den Germanen ausschließlich zu Schmuckzwecken hergestellt wurden; dieselben waren Nachahmungen von römischen Münzen, auch nur auf einer Seite geprägt, meist aus Gold, seltener Silber oder Bronze hergestellt (Forrer, Reallexikon, S. 111).

Im 5. und 6. Jahrhundert finden wir Brakteaten als Halschmuck in Skandinavien, Hannover, England, zum Teil in Belgien und Mitteleuropa.

In England verlieren die Brakteaten das Aussehen von Münzen, da die geprägte Seite nur Tierbilder zeigt, welche im 8. Jahrhundert von ornamentalen Linien und Arabesken verdrängt wurden.

Die Balkanvölker zeigten seit alters her eine besondere Vorliebe für den Münzenschmuck und es ist die Münze noch heutzutage der in den breiten Volksmassen verbreitetste und beliebteste Schmuck. Vorherrschend sind es Silber-, dann Gold- und selten Kupfermünzen, letztere oft versilbert.

Reich mit Münzen geschmückt sehen wir Frauenhauben, Halsbänder, Kinnbänder, Brustschmuck, dann Gürtel und Obergewänder (als Beispiel eines dekorativ geschmückten Obergewandes sei der bis vor 50 Jahren getragene sogenannte Žubun in der Šumadija angeführt).

Professor Milan Rešetar schreibt in seinem Werke »Die Numismatik der Republik Dubrovnik« (Ragusa), I. Teil, S. 318:

»In den Gegenden, wo unser Volk lebte, wurde seit jeher die Münze zu Frauenschmuck verwendet. So trugen die Mädchen sehr oft ihre ganze Mitgift an barem Gelde in Form von Kopf-, Hals- und Brustschmuck an sich. Die Benützung der Münzen zu Schmuckzwecken war niemals verboten, wiewohl dadurch ein schöner Teil des geprägten Geldes dem Umlauf entzogen wurde. Durch das Tragen und Lochen der Münzen verloren dieselben nicht bloß ihr ursprüngliches Aussehen, sondern bedeutend an Wert, so daß sie nicht mehr als vollwertig in Umlauf gesetzt werden konnten. Wie nun das Geld der Republik Dubrovnik (Ragusa) am ganzen Balkan stark zirkulierte, und ganz besonders in den benachbarten Ländern, der Herzegowina und Bosnien, wurde es sehr gern zu Schmuckzwecken verwendet, und ist dies wohl der Grund, warum von den noch erhaltenen Münzen der Republik Dubrovnik sich ein so hoher Prozentsatz gelochter vorfindet.«

Auch Professor Dr. L. Kostov hat eine Abhandlung, betitelt: »Parite kato nakite« (Geld als Schmuck) in der ethnographischen Zeitschrift »Izvestija«, IV. Heft, 1923, Sofia, veröffentlicht. Kostov beginnt mit der Beschreibung eines Schmuckes, der aus Muscheln hergestellt ist und noch bei den Naturvölkern, so in Bengalen, Sudan u. s. w. anzutreffen ist, der aber auch in Mazedonien noch heute von den Frauen an den sogenannten Sokaj (Frauenhauben) getragen wird. Darin bespricht Kostov an Hand einer photo-

graphischen Aufnahme einen alten Schmuck aus aufgereihtem altbulgarischen Geld, der zuversichtlich aus der Zeit herstamme, da dieses Geld im Umlauf war. Weiter beschreibt Kostov einen Brautschmuck, Haarschmuck; Kinn- und Halsbänder sind alle aus Münzen verschiedener Länder hergestellt.

Von den alten serbischen Frauenhauben, welche durchwegs mit kleinen Silbermünzen geschmückt sind und ihre eigenen Namen hatten, wären zu erwähnen: Tarpoš in der unteren Drinagegend, Smiljevac in der Šumadija, Trvelj im Moravatale u. s. w., die Brauthaube (Mladina Kapa) in der Mačva (Serbien) und die Brauthaube (Kapa s'nanizom in Srečka (Prizrener Kreise).

All diese Hauben waren sehr dekorativ und reich mit Münzen geschmückt, aber ihres bedeutenden Gewichtes wegen (oft 4 bis 5 *kg*) zum Tragen sehr unpraktisch, so daß sie oft Anlaß zu Erkrankungen ihrer Trägerinnen gaben. Zum Schmücken einer solchen Haube waren mehrere hundert kleiner Silbermünzen nötig, bei einigen sogar über 1000 Stück. Man kann sich also ein Bild machen, welche Menge kleiner Silbermünzen auf diese Weise durch Lochen entwertet wurde, darunter ein bedeutender Teil antiker Münzen. Diese Hauben, die von Generation auf Generation vererbt wurden, finden sich heute nur sehr selten. Mit dem kulturellen Fortschritt haben auch diese Hauben eine praktischere Abänderung erlitten. Sie sind kleiner, leichter und zum Teil auch in der Form abgeändert oder auch ganz und gar verloren gegangen.

Abb. 1 zeigt das Bild einer Braut aus dem Srečkaer Bezirk (Kreis Prizren). Die Haube ist helmartig, ganz übersät mit Silbermünzen. Diese Haube (Preves sa nakitom) als auch der Brustschmuck (Gjerdan) und der Gürtel (Koan-pojas) sind meist mit türkischem Silbergeld geschmückt, zwischen welchem sich auch einige altserbische, österreichische und Ragusaner Münzen befanden. Das Ethnographische Museum zu Belgrad besaß ein komplettes Kostüm einer Braut aus Srečka, welches aber leider der Krieg größtenteils vernichtet hat und sind uns nur einige photographische Aufnahmen desselben geblieben. (Abb. 2, links.)

Abb. 3. Eine Städterin aus Prizren mit Goldmünzenschmuck: Dukaten und Venetianer Goldmünzen eingefast. Auch türkische Goldmünzen sind da stark vertreten.

Abb. 5 stellt eine junge Frau (Rumänin) aus der Krajna (Umgebung von Negotin) dar, welche ihre Haube ebenfalls reich mit Silbermünzen dekoriert hat.

Bei eingehender Betrachtung dieser Frauenhauben, Hals-, Brust-, Kinn- und Gürtelbänder fand ich förmliche numismatische Sammlungen, und ich glaube, daß es von Interesse sein dürfte, an dieser Stelle etwas Näheres über den Ursprung dieser Münzen zu berichten. (Vergl. Abb. 2, rechts, und Abb. 4.)

Zum Schmücken der Hauben wurden nur kleine Silbermünzen verwendet, für die sogenannten Gjerdans (Hals- und Brustschmuck) größere Münzen. Für die ersteren fand ich am

häufigsten kleine türkische Silbermünzen, die silbernen Aspra und versilberte Metaliks, für Gjerdans türkische Jakluks und Medschidije; von österreichischen Münzen: Silbergrotschen von Leopold, Ferdinand, Maria Theresia, Josef II., Franz I. und aus neuerer Zeit die Sechserln (10 Kreuzer) von Franz Josef I. An Gjerdans: Zwanziger und Taler der gleichen Herrscher. Mit besonderer Vorliebe wurde der Kreuztaler Maria Theresias getragen.

Von polnischen und ungarischen Herrschern fand ich am häufigsten größere und kleinere Groschenstücke, die sogenannten Sechsgrötscher und Dreigrötscher von Sigismund I. und III., seltener von Bathory und anderen. Die russische Münze ist schwach vertreten; so fand ich bloß den Rubel der Elisabeth, Nikolaus II., Alexander II. und den Petersburger Rubel.

Von alten serbischen Münzen waren anzutreffen: Dinars der Könige Milutin, Dragutin, Vladislav, König und Zar Duschan, Urosch, Wukaschin und Knez Lazar, dann von den Despoten Stephan und Georg Brankovitsch; Münzen anderer altserbischer Herrscher sind sehr selten anzutreffen.

In neuerer Zeit wurden sehr viel die Dinars, Zwei- und Fünfdinarstücke von König Milan und König Alexander Obrenovitsch und König Peter verwendet.

Von albulgarischen Münzen fand ich solche von Joan Alexander Strazimir und Michael. Stark vertreten sind auch die Silbermünzen der Republiken Venedig und Dubrovnik (Ragusa) gewesen.

Von den römischen Münzen fand ich Denare aus der Konsular- und Kaiserzeit, mit welchen die Bäuerinnen ihre Hauben vervollständigten, wenn ihnen das eingesammelte kleine zirkulierende Silbergeld nicht ausreichte. Besonders häufig trifft man solche Hauben in den Gegenden, wo einstens große römische Ansiedlungen waren. Bei uns im Kreise Požarevac in der Krajna und in der Timoker und Nischer Gegend.

Am meisten sind vertreten nebst verschiedenen Konsularmünzen Münzen von: Vespasianus, Titus, Nerva, Trajanus, Alexander Severus, Faustina senior, Commodus, Antoninus Pius. Die Münzen späterer Herrscher wurden nicht gebraucht, da ihr Silber stark legiert war.

Antik griechische Münzen sind nur selten anzutreffen. Einmal weil sie zu massiv und ungleich sind, dann aber hielt es schwer, eine genügende Menge gleichgeformter kleiner Münzen einzusammeln, um sie symmetrisch auf einer Haube aufreihen zu können. An den Gjerdans findet man wohl hie und da ein Stück einer Tetradrachme von Alexander oder Philippus von Mazedonien.

Reichere Bäuerinnen trugen und tragen jetzt noch Gjerdans mit Goldmünzen, wobei häufig die Zekinendukaten, hier genannt »Ruschpia« und »Schljivak«, der Republik Venedig vorkommen.

Seltener sind Kremnitzer und belgische Dukaten.

In neuer Zeit trifft man am häufigsten den österreichischen Dukaten (Dukat cesarski) an. Selten kommt wohl in der Reihe der Dukaten und Zekinen einmal eine römische oder byzantinische Goldmünze vor.

Sehr beliebt sind die Fünfdukatenstücke, die als Gjerdans auch heute in der Vojvodina, Syrmien, Slavonien und Bosnien von den Bäuerinnen getragen werden.

Von versilberten Kupfermünzen fand ich nur die Fünf- und Zehparamünzen von den Fürsten Michael und Milan, abgesehen von einigen römischen.

Die Silberschmiede von Janjevo (Kreis Kosovo), die als abgefeymte Kaufleute berühmt waren, durchkreuzten den ganzen Balkan, ihre beliebten Erzeugnisse anbietend, als: Gürtelschnallen (Pafte), Ringe, Kettchen, Kreuzlein und andere Kleinigkeiten (alles aus Blei und Messing oder versilbertem und schwach vergoldetem Messing hergestellt). Sie tauschten ihre Erzeugnisse gern für römische, byzantinische und griechische antike Münzen. So sammelten sie eine Menge kostbarer alter Münzen von den unkundigen Bäuerinnen und verkauften dann diese preiswürdig in Wien, Budapest, Serbien, Rumänien und Bulgarien den dortigen Numismatikern.

Gewissenlose Händler verkauften den naiven Bäuerinnen auch wertlose und falsche Münzen. So trifft man in manchem Frauenschmuck: Nürnberger Rechenpfennige, Spielmarken, Biermarken u. s. w.

Nicht bloß die Form und das Außere der Münze ist es, was sie zum beliebtesten Schmuck dieser Völker machte. Von bedeutend größerem Einfluß ist der Glaube der breiten Volksmassen an die Münze als solche.¹⁾ In der Münze sieht der schlechte Mann etwas Reelles, dessen Wert von einem ganzen Staate, einem ganzen Volke verbürgt wird. Und dieser Glaube, der den Balkanvölkern vom frühesten Mittelalter eigen war, hielt durch alle Jahrhunderte fest und beherrscht noch heutzutage die großen Volksschichten unvermindert.

Erläuterung der Abbildungen:

Abb. 1: Braut aus Srecka, Kreis Prizren, Halbfigur mit Kopf-, Hals- und Brustschmuck. (Nach S. Trojanović, Cvijić — Festschrift.)

Abb. 2, links: Braut aus Srecka, Kreis Prizren, ganze Figur; rechts: Braut aus der Umgebung von Peć (Ipek); Taler und Zwanziger an Kopf- und Brustschmuck.

Abb. 3: Bürgersfrau aus Prizren mit Goldmünzenschmuck (Dukaten, venezianische und türkische Goldmünzen)

Abb. 4: Mädchen aus Bukovica, Dalmatien, mit reichem Brustschmuck aus Silbermünzen, Kronen, Dinare und Taler (»gjendar« genannt).

Abb. 5: Bäuerin aus der Krajna, Serbien (Photographien im Ethnographischen Museum in Belgrad).

¹⁾ In einem Dorfe im Banat sagte mir eine Bäuerin, sie möchte so gerne ihre Tochter in Belgrad verheiraten, sie ist brav, häuslich, schön, gesund und trägt auf der Brust Vierhundert; mit dem wollte sie sagen, daß ihre Tochter eine Mitgift besitzt von 400 kaiserlichen Dukaten.

Primitive Fischerhütten am Ochridasee.

Von E. Schneeweis, Belgrad.

Als Gast des Belgrader Historikervereines, der im April 1925 eine Studienreise durch Mazedonien unternahm, hatte ich Gelegenheit, eine Reihe von volkskundlichen Beobachtungen zu machen. Viele altertümliche Züge weist die Fischerei in dem abgeschlossenen Gebiet des Ochridasees auf, von dessen schmackhaften Fischen schon die serbischen Volksepen berichten: Reitet doch Kraljević Marko von seiner Burg Prilep dahin, um seinen Gästen einen besonders guten Fisch vorsetzen zu können. — Der See ist ungewein reich an Aalen und Forellen, die besonders in dem Städtchen Struga am Abfluß des Sees in den Crni Drim auf einfache und mühelose Weise in großen Mengen (während unseres Aufenthaltes täglich etwa 2000 Oka) gefangen werden.

Um zu den Fischerhütten zu gelangen, gehen wir vom See aus 1 km weit an dem Westufer des Drims abwärts, bis wir zu einem über den Fluß führenden Steg kommen, von dem aus südwärts (stromaufwärts) etwa 20 m lange parallele Stege zu je einer Hütte führen. Jeder Steg (most) ruht wie die Hütten auf Pfählen (kolje) und trägt einen Schilfbelag (ševar). Die Hütte (koliba) selbst ist aus Flechtwerk und Schilf hergestellt und mißt etwa 3–4 m

im Quadrat. (Abb. 1.) Sie dient nicht als Wohnraum, sondern ausschließlich dem Fischfang. Der Fußbodenbelag weist eine 1,5 m² große Ausnehmung (den kotec) auf, durch den das Wasser hindurchfließt. Durch ein geschickt eingerichtetes System von Schilfwänden (lešy) und Reusen werden die Fische, welche allabendlich aus dem See strom-

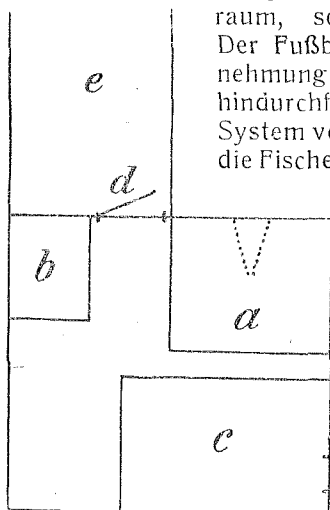


Abb. 1. Fischerhütte im Grundriß.
a) Kotec, b) Fischerhütte, c) Schlafstätte,
d) Tür, e) Steg.

abwärts ziehen, in den kotec gelenkt, dessen Zugang sich allmählich so verengt, daß sich die großen Fische hindurchzwängen müssen und wohl hinein können, aber nicht mehr zurück. Der Fischer liegt bequem auf einem Lager neben dem kotec, langt ab und zu mit dem crpac (kleines Netz an einem Stiel) und der rilica (Stiel mit segmentförmigem Querholz am unteren Ende zum Aufstöbern der Fische aus den Ecken) ins Wasser und wirft die gefangenen Fische in den danebenstehenden Behälter. Diese

primitive und mühelose Methode ermöglicht den Fischfang bei jeder Witterung sowie bei jeder Tages- und Nachtzeit und macht einen sehr altertümlichen Eindruck. In ähnlicher Weise mögen die Bewohner der Pfahlbauhütten an dem mazedonischen See Prasias

gefischt haben, von denen Herodot, V, 16 (deutsch von J. F. Degen, Wien 1794, III. Bd., S. 13), berichtet:

»...Mitten in dem See sind auf eingeschlagenen Pfählen Dielen aneinander befestigt, wohin vom Festland aus nur eine einzige schmale Brücke führt... Auf diesen Dielen nun hat jeder eine Hütte zur Wohnung, worin eine Falltür hinab in den See führt. Weil sie nun befürchten, ihre Kinder möchten hinab ins Wasser fallen, so binden sie dieselben an den Beinen mit einem Strick an. Ihre Pferde und Lasttiere füttern sie mit Fischen, die sie so im Ueberfluß haben, daß man, wenn man durch die Falltür an einem Seil einen Korb hinab in den See läßt, bald darauf denselben voll zweierlei Fische heraufzieht, wovon sie die einen Papraken, die anderen Tilonen (*πάπρακις τε και τίλωνας*) nennen...«

Beiträge zur Kenntnis der Trachten von Südwest-Bulgarien.

Von Marianne Schmidl, Wien.

Die vorliegende Arbeit bildet das erste Ergebnis einer Studienreise nach Bulgarien, die ich infolge freundlicher privater Zuwendung in den September- und Oktoberwochen des Jahres 1924 unternehmen konnte.¹⁾ Ich hatte dabei von vornherein eine Untersuchung der farbenreichen Trachten der Bauernschaft von Sofisko, der sogenannten Schopen, ins Auge gefaßt. Trotz der Nähe der Großstadt stellt sie einen von der westeuropäischen Kultur noch verhältnismäßig unberührten Teil der bulgarischen Bevölkerung dar, der sich seine Eigentümlichkeiten bis zum heutigen Tage bewahrt hat.

Der Name Schop ist nun keineswegs ein Ausdruck, der allein den Bewohnern der Sofioter Ebene zukommt. Das Wort besitzt nämlich im allgemeinen einen verächtlichen Beigeschmack, ähnlich wie der in Westbulgarien und auch sonst vorkommende Name Torlak, mit dem zum Beispiel die Sofioter ihre Nachbarn in Caribrod und Pirot verspotten und diese umgekehrt die Leute bei der bulgarischen Hauptstadt.²⁾ Man hält die Träger

¹⁾ Es ist mir eine angenehme Pflicht, bei diesem Anlasse meinem Gönner für die gütige Unterstützung meiner Bestrebungen auf das herzlichste zu danken. Ich wurde außerdem von den Behörden wie privat auf das liebenswürdigste gefördert. Insbesondere bin ich Herrn Direktor Kostov für die mir bereitwilligst gewährte Ueberlassung des Materials der öffentlichen Sammlungen verpflichtet. Ferner möchte ich nicht verfehlen, meinen Freunden, Herrn Architekt Tschardafonoff, Herrn Major Todoroff, Herrn Rechtsanwalt Konstantinoff, Herrn Hauptmann Popoff, wie allen übrigen für alle mir erwiesenen Dienste und Informationen meinen Dank auszusprechen. Sie haben mir, indem sie sich mir als Dolmetscher zur Verfügung stellten, meine Arbeiten eigentlich erst ermöglicht. Ja, ich habe eine Gastfreundschaft genossen, die mich nicht anders als mit den innigsten Gefühlen an dieses freundliche Land zurückdenken läßt.

²⁾ C. Jireček, Das Fürstentum Bulgarien, Wien 1891, S. 57.

dieses Namens für geistig minderwertig, so daß sich selbst niemand gerne zu denselben zählen läßt, aber um so lieber die Bevölkerung eines anderen Landesteiles zu ihnen rechnet.¹⁾ Allerdings weist seine ganz bestimmte Verbreitung darauf hin, in ihm eine Stammesbezeichnung zu suchen.²⁾ So sind es vor allem neben den Bauern um Sofia, die der hochgelegenen Becken von Breznik und Radomir, die diesen Namen tragen. Dieses Gebiet wird auch direkt als Schopsko oder Schopluk bezeichnet. In der Gegend von Küstendil (im Kraischte), Kratovo, Palanka, Kumanovo versteht man unter dem Ausdruck außerdem noch die Gebirgsbewohner der nächsten Umgebung.³⁾ Karanov führt sogar die Namen der einzelnen Schopendörfer in den verschiedenen Bezirken im Gegensatz zu den übrigen an.⁴⁾ Die Bulgaren des Ostens zählen zu ihnen ebenfalls die Leute von Vidin, Vraca und Trn, obwohl diese selbst davon nichts wissen wollen.⁵⁾ Allerdings geben auch die Bauern von Sofia, Breznik und Radomir ihre Zugehörigkeit zu dem Schopenvolke nur widerwillig zu.

Ebenso strittig wie die Frage der Verbreitung des Namens ist die nach einer engeren ethnologischen, respektive anthropologischen Zusammengehörigkeit seiner Träger. Was den sprachlichen Gesichtspunkt anbelangt, lehnt Jiriček einen eigenen Schopendialekt ab. Der Name haftet nach ihm bloß an Tracht und Gebirge.⁶⁾ Jedenfalls verbindet heute der Bulgare, das wurde mir überall versichert, mit der Vorstellung des Schopen auch die Vorstellung eines ganz bestimmten Kostümtypus. Ueber ihre Abstammung liegen die verschiedensten Hypothesen vor. Jireček⁷⁾ und Dobruski⁸⁾ bringen die Schopen mit dem turanischen Element der Petschenegen in Zusammenhang, die nach dem Bericht des griechischen Schriftstellers Kedrinus um die Mitte des 11. Jahr-

¹⁾ M. Konsulowa, Das Sofiabecken und seine Ansiedlungen. Erlangen 1914, S. 60.

²⁾ I. Ivanov (Bulgarit v Makedonija, Sofia 1917, 2. Aufl.) hält dagegen den Ausdruck Schop nur für einen Spitznamen.

³⁾ C. Jireček, a. a. O., S. 56.

⁴⁾ Opisanije na kratovskata kaza. Period. Spis. XI und XII. S. 127.

⁵⁾ In Nordwest-Bulgarien selbst kommt (I. Trifonov: Po proizchoda na imeto Schop. Spis. na belg. akad. na naukit XXII, kl. ist. filol. i filos. obscht. 12) übrigens nur der Name Torlau vor. Allerdings erwähnt Miletitsch (Alte bulgarische Bevölkerung von Nordwest-Bulgarien) zwischen Nikolpol und Plevna bei dem Dorfe Meschka eine Grenze zwischen Chercvite und Schopen.

⁶⁾ Jireček, a. a. O., S. 56. Die Mundart von Sofia gehört, ebenso wie die von Breznik, Vraca, Vidin, zu den westbulgarischen Dialekten, während die von Kraischte, Kratovo etc. sich dem Makedonischen nähert. Die Mehrzahl der Kraischteleute stammt übrigens nach Schariev aus Makedonien selbst. Ob damit die verschiedentlich geäußerte Vermutung von einem Vorkommen von Schopen auch in diesen Gebieten (wie zum Beispiel im östlichen Makedonien bei Petrič, Trifonov, a. a. O.) zusammenhängt, wage ich nicht zu entscheiden.

⁷⁾ Jireček, a. a. O., S. 377.

⁸⁾ Nekolko hist.-arheol. beleschki. Sbornik za narodni umotv. III, S. 43.

hundertes im Becken von Sofia, Nisch und Ovcepole angesiedelt wurden.¹⁾ Noch einen Schritt weiter geht der serbische Geograph Cvijič. Nach ihm bildet die Bevölkerung von Sofisko ein Gemisch von Slovenen, Petschenegen, Kumanen und Wlachen.²⁾

Es kann natürlich hier nicht meine Aufgabe sein, auf alle diese Verhältnisse im einzelnen einzugehen. Ich habe sie nur deshalb erwähnt, weil die Frage der Abstammung gerade mit der Frage der Tracht in Verbindung gebracht worden ist.³⁾ Ich werde an den betreffenden Stellen noch einmal auf sie zurückkommen. Im übrigen kann wohl eine mehr oder weniger kostümgeschichtliche Studie, wie ich sie mir zur Aufgabe machte, derartige Probleme nur wenig fördern. Dazu fehlen auch alle Vorarbeiten, ist doch die Genesis der meisten Trachtenstücke des Balkans so gut wie unbekannt. Haberlandt⁴⁾ und Nopcsa⁵⁾ haben zwar in dieser Hinsicht einiges vorgearbeitet, aber auch ihre Untersuchungen reichen für eine wirkliche Erkenntnis noch nicht aus. Ich werde mich daher in folgendem begnügen, die einzelnen Kostüme, wie ich sie in Sofisko Polje, Grachovo⁶⁾ und an den Beständen des Museums studieren konnte, nach ihrer räumlichen und zeitlichen Verbreitung darzulegen, um nur zum Schluß einige Hinweise auf weitere Zusammenhänge zu geben.

Die Schopen gehen heute noch im allgemeinen durchwegs in der Nationaltracht, wenn auch moderne Kleidungsstücke schon ab und zu bei ihnen Eingang gefunden haben. Das gilt zum Beispiel für die Schuhe und die Strümpfe bei den Frauen, die in den letzten Jahren fast gänzlich die Sandalen verdrängen und oft zu der übrigen Kleidung in einem sonderbaren Gegensatz stehen. Weniger beständig als das Kostüm der Weiber scheint, wie ja auch anderswo, das der Männer zu sein, insbesondere ist die weiße Tuchhose im Verschwinden begriffen.

Da die Stoffe zum größten Teil im Hause hergestellt und fertige Kleidungsstücke noch so gut wie nicht gekauft werden, spielt der finanzielle Faktor bei der Erhaltung der Tracht keine überwiegende Rolle, wenigstens heute noch nicht. Die Anfertigung erfolgt, sei es in althergebrachter oder moderner Art, entweder

¹⁾ Aus diesem Grunde führt wohl I. Ivanov (Severna Makedonija, Sofia 1906) auch Ovcepole als Schopensiedlung an.

²⁾ Srpski Narod, I, 85 und 117, nach Trifonov, a. a. O., S. 136.

³⁾ Vergl. diesbezüglich Trifonov, a. a. O.

⁴⁾ A. Haberlandt, Kulturwissenschaftliche Beiträge zur Volkskunde von Montenegro, Albanien und Serbien. Erg.-Bd. XII d. Zeitschr. f. österr. Volksk. 1917.

⁵⁾ F. Nopcsa, Albanien. Bauten, Trachten und Geräte Nordalbaniens. Berlin 1925.

⁶⁾ Jireček, a. a. O., S. 467, bezeichnet mit diesem Namen die Landschaft von Breznik und Pernik. In folgendem verstehe ich unter Grachovo nur die letztere. Als solche wurde mir der Ausdruck auch von den Land-leuten selbst erklärt.

zu Hause oder bei einem Dorfschneider, der aber ein derartiges Gewerbe meist nur nebenbei betreibt.

Aber zum Teil aus einem anderen Grunde dürfte der Schope seine Tracht nicht mehr allzulange bewahren. Infolge der Schwierigkeit, farbechtes Material zu erhalten, beginnen die bunten Stickereien zu verschwinden und werden immer mehr durch Spitzen ersetzt, die der Wäsche besser standhalten. Dazu kommt, daß infolge der allgemeinen Verelendung nach den vielen Kriegen die kostbareren Kostümstücke, wie die großen silbernen Gürtelschnallen der Weiber oder die reichen Stirnbehänge, meist schon längst ihren Weg zum Trödler gefunden haben.

Charakteristisch ist für alle Stücke die Zusammensetzung aus schmalen Stoffbahnen, eine Technik, die sich durch die Art des Webens erklärt.

Je nach den einzelnen Landschaften sind verschiedene Typen an der Kleidung zu beobachten.

Die Männertrachten:

a) von Sofijsko: Sie besteht aus einem aus Baumwollstoff, seltener aus Hanfgewebe hergestellten Hemd, das an Kragen und Aermel gestickt ist und vorn einen gestickten Brustlatz

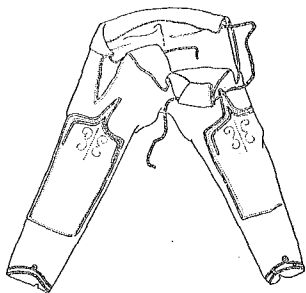


Abb. 2. Benevreci.
(Nr. 2002 Ethn. Mus. Sofia.)

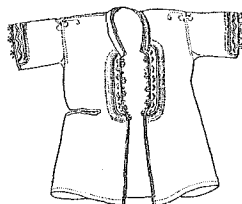


Abb. 3. Dolaktanec.
(Nr. 2005 Ethn. Mus. Sofia.)

(moschambak) aufgenäht zeigt (koschula). Die Ornamentik der weiß-roten Stickereien, und das gleiche gilt auch für die Frauenhemden, ist eine durchaus charakteristische. Sie wechselt von Ort zu Ort, so daß der Kenner allein nach den Mustern die Herkunft eines Stückes bestimmen kann. Kostov hat uns über sie eine umfangreiche Monographie geschenkt, so daß es sich erübrigt, näher auf diese Arbeiten einzugehen. Die gestickten Teile werden selbstständig für sich hergestellt und dann erst auf oder in das Hemd eingesetzt. Ueber dem Hemd trägt der Schope die Hosen, die sogenannten Benevreci oder Česchiri. Sie sind aus weißem, lodenähnlichem Hausmacherstoff (schajak) verfertigt, mit weißen und schwarzen Schnüren (gaitani) verziert und engen anliegenden Beinteilen, die mit besonderen Kniestücken (nakolenizi) besetzt

sind. Eigentümlich ist ihr tiefer Sitz an der Hüfte. Sie werden meist mit einer Hanfschnur geschlossen.¹⁾ Als Gürtel (pojas) dient ein breiterer, — nach der letzten Mode blau karrierter, — Baumwollstreifen, der in mehrfacher Windung um den Leib geschlungen und durch ein schmäleres, bis vor kurzem noch in Brettchenwebarbeit in schönen Mustern gearbeitetes Wollband zusammengehalten wird. In ihm verwahrt der Bauer auch seine Habseligkeiten wie Messer und Pfeife. Ein weiteres Kleidungsstück stellt der Dolaktanec dar.²⁾ Das ist eine mit nur den halben Oberarm bedeckenden Aermeln versehene Jacke aus dunkelblauem, mit weißen und blauen Schnüren benähtem Schajak, die bis zur Hüfte reicht und vorn den gestickten Brustlatz freiläßt. Sie wird offen getragen. Als Ueberkleid dient ein rund geschnittener, ärmelloser Mantel (mente) aus dem gleichen braunen oder blauen Tuch, dessen schiefe Seitenteile zu einer nach innen sich öffnenden Hohlfalte zusammengefaßt sind und der in ähnlicher Weise wie der Dolaktanec mit Schnurstickerei geschmückt ist.³⁾ Als besonderer Kälteschutz dienen bis zur Hüfte reichende Pelzjacken (kožuch). Die Fellseite wird nach innen gewendet, die Außenseite ist oft schön mittels bunter Lederapplikation verziert. Sie haben stets Aermel, zum Unterschied von dem kurzen Frauen-kožuchče, das selbst im strengsten Winter ärmellos getragen wird. Alte Bauern besitzen mitunter auch lange Pelzmäntel, die einen aus zahlreichen Stücken zusammengenähten, mehrere Meter weiten Schoßteil an einem kurzen Leibrock zeigen. Daneben sind kurze, ärmellose Pelzwesten mit übereinandergeschlagenen Vorderteilen (elek) zu beobachten. Als Regenmantel kommt ein runder, gleichfalls aus vielen schmalen Teilen zusammengefügtcr Kragen mit Kapuze vor. Die mir bekannten Stücke waren aus braunweiß gestreiftem Ziegenhaarloden.⁴⁾ Als Kopfbedeckung ist eine niedere schwarze Schaffellmütze, der Kalpak, üblich. Früher scheinen allgemein ganz kleine hochrote Tuchmützen getragen worden zu sein, die im Gegensatz zu dem türkischen Fes keine Quasten hatten und zur Zeit von Jireček im ganzen Westen ebenfalls zur Tracht der kleinen Kinder gehörten.⁵⁾ Die Füße stecken in aus Schweinsleder gearbeiteten Sandalen (opinci), die eine Art Bundschuh darstellen. Die durch eine kleine vordere Längsnaht zu einem offenen Schuh geformte Ledersohle wird mittels eines längs des ganzen Randes durchgezogenen Bandes in der Form gehalten und so durch Rist und Fersenriemen (remik) an dem Fuß befestigt.

¹⁾ Siehe Abb. 2.

²⁾ Siehe Abb. 3.

³⁾ Siehe bezüglich des Schnittes Abb. 5.

⁴⁾ Konsulova (a. a. O., S. 69) bezeichnet ihn als Japunčak. Daneben erwähnt sie noch als Hirtenkleidung den Kosjanik, eine Art Japunčak ohne Kapuze, und die Nogavizi, das sind grobe Gamaschen aus Ziegenfell. Außerdem soll in Sofia, ebenso wie in Grachovo, Breznik und Trn eine Anteria mit Aermeln getragen werden.

⁵⁾ C. Jireček, a. a. O., S. 68. Siehe dort auch Anmerkung 1.

Wollene weiße Socken (schorapi) oder Fußlappen (navuschta) aus Baumwollstoff vervollständigen den Anzug. Die letzteren werden vor allem im Winter über die Hosenbeine mittels des Sandalenriemens bis zur halben Wade hinaufgebunden, der dann mit Hilfe eines kleinen Eisenhäkchens in den Stoff eingehakt wird.

Zur Tracht im weiteren Sinne rechnet man auch die großen, meist schwarz-weiß gemusterten gewirkten Tragtaschen. Diese Doppelsäcke werden über die Schulter geschlagen und sind bei Männern und bei Weibern im Gebrauch. Ebenso ist der dicke Stock (schopa) charakteristisch, ohne den kein Bauer das Dorf verläßt.

b) von Grachovo. Sie ist im großen und ganzen mit der von Sofijsko identisch. Der Unterschied besteht nur darin, daß die gewöhnlich mit schwarzen Schnüren verzierten Hosenbeine keine aufgenähten Kniestücke zeigen und der Dolaktanec fehlt. An seine Stelle tritt ein Mente aus weißem Tuch, der im Schnitt vollkommen dem von Sofijsko gleicht und fast bis zu den Knien reicht. Seine Vorderteile greifen stets schief übereinander. Der Gürtel (pojas) besteht aus einem breiten Streifen roten Wollstoffes, der über dem Mente angelegt diesen in mehrfacher Windung umschlingt. Er wird manchmal noch durch einen besonderen Lederriemen zusammengehalten. Von Kožuchs sah ich nur die gewöhnliche gerade geschnittene Aermeljacke aus weißem Lammfell, doch sollen auch lange Pelze ohne Aermel und darüber noch kurze mit Aermel vorkommen.¹⁾

c) von Radomirsko, Küstendilsko Kraischte und Kratovo. Noch vor nicht lange dürften allgemein die weißen Benevreci üblich gewesen sein. Nach den Nachrichten, die wir von Liprandi²⁾ und Karanov aus dem ersten Drittel und der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts besitzen, trugen damals die Schopen eine besondere Tracht, bestehend aus Hosen und engen Röcken (dolami) aus weißem Tuch, die wenigstens in Kratovo und Kumanovo mit schwarzen Schnüren verziert waren, ja Karanov stellt die Bevölkerung der letztgenannten Dörfer gewissermaßen als weiße Schopen den schwarzen, das heißt schwarzgekleideten von Küstendil und Pijanecko gegenüber.³⁾ In diesen Gegenden haben nämlich zirka 15 Jahre nach der Befreiung des Landes die dunklen Breeches mit langen Gamaschenteilen, die sogenannten Potūri mit dazugehörigem breiten Gürtel, Weste und meist schon der städtischen Mode nachgearbeiteter Jacke das alte Kostüm verdrängt.⁴⁾ Dasselbe gilt auch für Radomir, wo heute schon fast durchwegs die Poturi zur Tracht gehören.

¹⁾ Siehe die beigelegte Tafel Abb. 5.

²⁾ J. Trifonov, a. a. O., S. 141.

³⁾ Karanov, Po etnografijata na Makedonija. Sbornik za narodnata umotvor., IV, S. 280 ff.

⁴⁾ Sachariev, a. a. O., S. 89. An dieser Stelle gibt er auch eine eingehende Beschreibung dieser Kleidung.



Die Frauentrachten:

a) von Sofijsko: Die Schopin trägt über dem aus Hanfgewebe oder jetzt auch aus Baumwollstoff gefertigten Hemd (koschula) ein Schlupfkleid (sukman) aus schwarzem oder dunkelblauem Schajak, das den meist aus feinerem Stoff angesetzten, reich verzierten Hemdsaum und Brustlatz wie die mit einer Manschette versehenen gestickten Aermel freiläßt. Er ist stets mit schief geschnittenen Seitenteilen gearbeitet und in typischer Weise mit roten und blauen Schnüren besetzt. Die Nähte sind durch eine Stickerei von naturfarbenen Baumwollfäden betont.¹⁾ Ueber den Sukman wird ein Gürtel angelegt, der je nach dem Alter

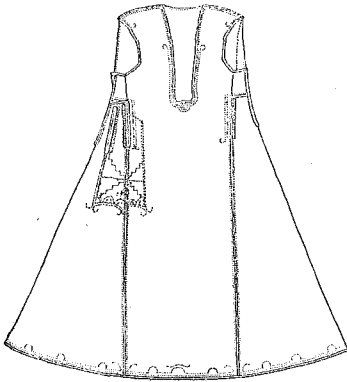


Abb. 4. Sukman.
(Nr. 1917 Ethn. Mus. Sofia.)



Abb. 5. Frauenmente.
(Nr. 1918 Ethn. Mus. Sofia.)

der Trägerin mehr oder weniger breit ist (pojas oder kolan), häufig auch ein schmaler Kolan zugleich über den Pojas. Breitere Bänder sind stets ein Bestandteil des Altweiberkostüms. Früher wurde der Kolan allgemein mit großen Silberschnallen (pafci oder čaprasi) geschlossen, sie sind aber heutzutage nirgends mehr anzutreffen, die Bandenden werden einfach in den Gürtel selbst gesteckt. Wie bei den Männern vervollständigt ein ärmelloses Mantel (mente) aus schwarzem oder dunkelblauem Tuchstoff die Tracht. Er ist genau wie dieser geschnitten, nur länger und in anderen Mustern und Farben bestickt, insbesondere ist ein Besatz aus roten und weißen Wollquasten längs der schiefen Seitennähte charakteristisch.²⁾ Eine Schürze fehlt. Was die Felljacken betrifft, so wurde bereits ein ärmelloses Kožuchče oder Elek erwähnt. Seine Vorderteile werden bei der Arbeit nach rückwärts geknüpft. Aeltere Frauen tragen manchmal noch einen bis zu den

¹⁾ Siehe Abb. 4.

²⁾ Siehe Abb. 5.

Knien reichenden Mantel mit langen Ärmeln aus Schaffell. Endlich sind die meist in der Stadt erworbenen wattierten abgesteppten Jacken aus Baumwollstoff (*anteria*) mit oder ohne Ärmel zu erwähnen, die man teils über, teils unter dem Sukman anlegt.

Die Frauen haben den Kopf stets mit einem Tuch bedeckt, das je nach ihrem Alter verschieden gebunden und in der Farbe gewählt wird. Während die alten Bäuerinnen ein schwarzes Tuch unter dem Kinn kreuzen, so daß ein Teil des Gesichtes mitverhüllt ist, binden die jungen Frauen die weißen Fekeli glatt über die Stirne nach rückwärts, wo sie die Zöpfe umschließend in langen Zipfeln über den Rücken fallen. Früher wurden sie dabei als eine Art Haube am Hinterkopf geknüpft, — nicht unter den Zöpfen wie jetzt —, und dort mit großen Silbernadeln befestigt.

Die Mädchen gehen gewöhnlich barhäuptig und tragen künstliche oder natürliche Blumen im Haar, wie überhaupt die Bulgarin selten ohne einen Blumenschmuck erscheint. Nur bei der Arbeit oder im Winter nehmen auch die Mädchen einfache weiße Tücher oder wollene Schals zum Schutz gegen die Sonne oder die Kälte um. Allgemein waren noch zur Zeit Jirečeks falsche Zöpfe aus Ziegenhaar oder Wolle zu sehen, die, meist reich mit Silbermünzen und Kaurirmuscheln besetzt, manchmal bis zum Boden herabreichten.¹⁾ Eine eigentümliche Haartracht der Mädchen beschreibt Konsulova.²⁾ Eine große Anzahl falscher Zöpfchen, in welche Münzen, Perlen u. s. w. eingeflochten sind, wird nach und nach mit einer stärkeren Mittelflechte von eigenem und künstlichem Haar vereinigt, wodurch eine Art Schild entsteht. Auch sonst spielt natürlich der Münzenschmuck eine große Rolle, er kommt sowohl als Stirn- und Gürtelornament in den verschiedensten Formen vor. Daneben werden silberne oder messingene massive Armspangen, Ringe, Ohrgehänge und dergleichen Zierat getragen.

Als Fußbekleidung dienen bunt gestrickte oder gestickte Strümpfe und Opinci, die im Gegensatz zu den Männersandalen weiter ausgeschnitten sind. Neben den Tragtaschen verwenden die Frauen auch Tragtücher, die sie mittelst der vier an ihren Ecken befestigten Schnüre auf den Rücken oder über eine Schulter binden. In diesen werden sogar die kleinen Kinder auf das Feld zur Arbeit mitgenommen.³⁾

b) von Grachovo: Sie zeigt gegenüber der Sofioter Kleidung nur geringe Variaten. So ist das Hemd gewöhnlich am unteren Rande und an den Ärmeln statt mit Stickerei mit breiten gehäkeltten Spitzen versehen. Die feineren Ärmelteile sind nicht selten mit Seide

¹⁾ C. Jireček, a. a. O., S. 378. Vergl. die angefügte Tafel Abb. 2.

²⁾ M. Konsulova, a. a. O., S. 66.

³⁾ Die auf Abb. 1 der Tafel abgebildete Braut zeigt die typische Frauentracht. Nur der Gürtel mit den beiden seitlich herabhängenden Teilen und die Krone aus Papierrosen gehören zum Hochzeitsschmuck.

durchschossen. Ueber dem Hemd wird ähnlich wie dort ein Schlupfkleid getragen, nur daß dieses nicht schief, sondern gerade geschnitten und nicht aus Schajak, sondern aus einem leichten Wollstoff, respektive Leinen hergestellt ist, der Litak. Er ist stets von schwarzer Farbe, sehr eng, kurz und am unteren Rande, am Aermel-, am Brustausschnitt wie an den Nähten in verschiedener Breite mit Gold- oder Silberschnüren und Flitter benäht. Er wird so gegürtet, daß sich vorn unter der Brust eine Hohlfalte bildet. Das Band wird als Tkanica oder Sunica bezeichnet. Ein Mente ist nicht üblich.¹⁾ Was die Kopfbedeckung betrifft, so tragen hier die Mädchen weiße Baumwolltücher (fekeli), während die Frauen farbige seidene, oft mit Spitzen benähte Paralenti um den Kopf schlingen.

c) von Radomirsko und Küstendilsko Kraische: Bei den Frauen sind die Unterschiede zwischen nördlicher und südlicher Tracht noch größer als bei den Männern. In den genannten Landschaften tragen die Weiber an Stelle eines Schlupfkleides die vorn offene Saja, das ist ein im ganzen geschnittenes, vorn der ganzen Länge nach offenes Kleid mit kaum bis zum Ellbogen reichenden, mit bunten Schnüren benähten Aermeln. Es ist mit schiefen Zwickeln versehen. Darüber wird eine meist rotgestreifte Schürze (prestilka) und ein in ähnlicher Farbe gehaltener, mehrere Meter langer Stoffstreifen als Gürtel angelegt. Er wird manchmal noch durch einen zweiten Gürtel mit Metallschließen ersetzt oder ergänzt. Der zu dem Kostüm gehörige Mente zeigt am Rücken eine Anzahl plissierter Falten eingesetzt.²⁾

Wie ist nun die weitere Verbreitung dieser Trachten? Für das südliche Kostüm ist nicht viel hinzuzufügen. Außerhalb der genannten Gebiete wurden Benevreci aus Džumaia und Dupnica erwähnt,³⁾ heute sind sie allerdings schon zum größten Teil auch dort durch die Poturi ersetzt, die im ganzen Süden Westbulgariens von Osten her immer mehr an Terrain gewinnen. Eine allerdings ärmellose Saja⁴⁾ ist mir dagegen nur noch aus Rila bekannt. In diesem Dorfe konnte ich unter anderem einen eigenartigen Kopfschmuck bei jungen aromunischen Frauen beobachten.⁵⁾ Er bestand aus einem reich mit Münzen und Flitter benähten dreieckigen Stück roten Tuches,

¹⁾ Nach Konsulova (a. a. O., S. 65), — ich habe es selbst nicht beobachtet, — wird er durch einen Mantel (palto) aus dunklem Wollstoff und farbigem Samt ersetzt, der über die Hüften reicht, lange Aermel besitzt und mit Pelz verbrämt wird.

²⁾ Die Schilderung bezieht sich im allgemeinen auf eine aus Radomirsko stammendes Weibertracht (Nr. 2104—2107) des Sofioter Museums. Weitere Abbildungen wie Beschreibungen siehe bei Sachariev: Küstendilsko Kraische. Sbornik za nar. umotv. XXXII. 1918.

³⁾ Nach Liprandi, a. a. O., und Jireček, a. a. O., Abb. 2.

⁴⁾ Sie wurde über einer Aermeljacke getragen. Die Saja war meist von dunkelroter Farbe.

⁵⁾ Die im übrigen genau den anderen Rilafrauen gleich gekleidet waren. Daß ich es hier nicht mit Bulgarinnen zu tun hatte, zeigte unter anderem auch ihr ungemein scheues Wesen. Siehe Abb. 3 der Tafel.

das an die hochgelegten Zöpfe angelehnt eine Art Krone bildete, die durch ein Stirnband gehalten wurde. Die rückwärtige Seite bildete eine ähnlich gearbeitete runde Scheibe. Ueber das Ganze kam gewöhnlich noch ein dunkles Kopftuch. Interessant war auch die dazugehörige Haartracht, bei der die vorderen Haare perückenartig nach innen eingeschlagen wurden. Ob es sich bei dieser Art von Hornputz¹⁾ um einen rumänischen oder einen älteren süd-bulgarischen Trachtentzug handelt, der sich gerade hier erhalten hat, vermag ich nicht zu sagen.

Genauere Angaben kann ich für die Trachtentypen von Sofijsko und Grachovo bringen. Die charakteristische Sofioter Kleidung ist fast genau auf die Ebene beschränkt. Im Osten läuft die Grenze den ersten Terrassenstufen entlang²⁾ und das gleiche dürfte im großen und ganzen für den Süden gelten, wenigstens hat bereits in Vakarel Typus und Kostüm der Umgebung der Hauptstadt ein Ende,³⁾ während umgekehrt in Pancarevo und Kokaljane noch die richtigen Schopentrachten vorkommen. Gegen Südwesten zu haben wir in der Vituscha die natürliche Trennungslinie gegen das Gebiet von Grachovo. Die alte Dörferreihe von Simeonevo bis Knjaževo zeigt noch rein schopisches Gepräge, im Engpaß von Vladaja tritt bereits die andere Kleidung auf. Wie die Grenze gegen Norden verläuft, ist nicht vollkommen klar. In Michalovo kommen beide Trachten nebeneinander vor, Klisura wird von Konsulova für Grachovo angesprochen.⁴⁾ Man hat den Eindruck, daß hier die Tracht von Grachovo, besonders die weibliche, gegen Nordosten vorstößt und das eigentliche Schopenkostüm zu verdrängen beginnt, denn selbst in den Sofia direkt nördlich vorgelagerten Dörfern, wie Kumarica, Gniljane und Negovan, tragen die Mädchen, besonders zu Festzeiten, einen schwarzen Litak mit Goldstickerei, während die älteren Frauen sich mit dem gewöhnlichen Sukman begnügen. Die gleiche Beobachtung konnte ich auch in anderen Dörfern machen. Zur Zeit von Jireček scheint die Tracht von Sofia noch in Breznik vorgekommen zu sein.⁵⁾ Heute fügen dort die Frauen kleine Aermel aus farbigem Samt oder Seide an den Litak, ihn so zu einem Dolaktanec machend, und zieren ihn mit einer Stickerei aus bunter Wolle, Spitzen und Litzen, während die Männer sich im weißen Doramtsche oder Mente (ohne Aermeln)⁶⁾ mit rotem

¹⁾ Vergl. A. Haberlandt: Der Hornputz. Slavia. R. II, S. 4. 1924.

²⁾ Konsulova gibt als die östlichsten Schopendörfer die Siedlungen Guredschija, Gaitanevo, Belopopci, Čekančevo, Saranci und Osoica an, wo bereits die Tracht von Pirdop auftritt. Jireček (a. a. O., S. 418) nennt als letztes Dorf mit Sofioter Kostüm die Ortschaft Stolnik.

³⁾ C. Jireček, a. a. O., S. 379.

⁴⁾ A. a. O., S. 63.

⁵⁾ Jireček, a. a. O., S. 467.

⁶⁾ Konsulova, a. a. O., S. 64 und S. 69. Jireček bildet allerdings einen Bauern aus Breznik mit einer weißen Aermeljake ab (a. a. O., S. 65, Abb. 1).

Gürtel, ähnlich wie bei Pernik, zeigen.¹⁾ Die Sofioter Kleidung dürfte damals bis Dragoman ausgebreitet gewesen sein, von wo die Grenze gegen den Iskrec verlief.²⁾ Drončilov bildet selbst noch alte Frauen im gestickten Sukman ab.³⁾ Im übrigen jedoch ist heute im Burelgebiet das Kostüm von Trn, das im großen und ganzen mit dem von Grachovo identisch ist, üblich. Ob die Sofioter Tracht gegen den Balkan zu reicht, kann ich nicht sagen. In Cerovo habe ich fast überall noch die typische Kleidung der Umgebung der Hauptstadt angetroffen, in Iskrec war dagegen schon deutlich der westliche Einfluß von Trn bemerkbar.

Aber auch außerhalb der eigentlichen Schopenbezirke sind einzelne ihrer Trachtenstücke nachzuweisen. So kommt die weiße Männerkleidung (benevreci, dolaktanci, dolami), zum Teil mit rotem Pojas und Ledergürtel darüber, in Nordwest-Bulgarien vor, wo sie aus Vidin, Belogradžik, Kula, Lom, Berkovica, Vraca, Orechovo und Plevna bezeugt ist,⁴⁾ also aus jenen Gebieten, die ebenfalls mitunter für diesen Stamm in Anspruch genommen werden. Sie findet sich ferner im mittleren Teil von Donaubulgarien, — die Bewohner der Ebene werden dort direkt als Benevrecane von den Gebirglern, den Schalvarene (schalvari = poturi), unterschieden, — und war früher noch weiter gegen Osten üblich.⁵⁾ Ueber die Verbreitung der Benevreci außerhalb Bulgariens vergl. Nopcsa.⁶⁾

Für die Weibertracht kann ich mangels geeigneter Vorarbeiten nur wenige Angaben bringen. Stellt man, von kleineren Varianten abgesehen, allgemein das Kostüm mit Schlupfkleid (sei es mit oder ohne angefügte oder angeschnittene Aermel) als nördlichen Typus dem südlichen der Saja gegenüber, so scheint der erstere nach Abbildungen bei Jireček unter anderen sowohl auf dem Balkan als in der westlichen Sredna Gora vorzukommen und bildet im Süden einen Bestandteil der Tracht von Samokov, Kosteneč und Vakarel.⁷⁾

Wie wir also sehen, zeigt die Verbreitung der Schopen-Kleidung keineswegs einfache Verhältnisse. Das Bild wird noch komplizierter, sobald man frühere Trachtenschilderungen heranzieht. Ami Boué, dessen Darstellungen⁸⁾ auf Reisebeobachtungen aus den Dreißigerjahren beruhen, beschreibt zwar den Bauern von Sofijsko ähnlich wie heute in Weiß mit rotem Gürtel, jedoch die

¹⁾ Konsulova (a. a. O., S. 63) gibt als Grenze der Tracht von Pernik gegen Westen die Dörfereihe Slatuschka bis Barloschnica an. Von Dragotinci bis Dragoman ist dagegen das Kostüm von Trn vertreten.

²⁾ C. Jireček (a. a. O., S. 458 und 417).

³⁾ K. Drončilov: Le Bourel. Etudes Anthropogéographiques. Annuaire de l'université de Sofia. Fac. hist. phil. t. XIX. 2. Sofia 1923. Taf. XX.

⁴⁾ D. Marinov, Živa Starina t. II.

⁵⁾ A. Ischirkoff, Bulgarien. II. T. Leipzig 1917. S. 26.

⁶⁾ A. a. O., S. 184 u. 185.

⁷⁾ A. a. O., Abb. 9, 6 u. 10.

⁸⁾ Die europäische Türkei, Wien, 1889. Bd. I, S. 462 ff.

Frauen in einer der donaubulgarischen verwandten Kleidung. Nach ~~ihm~~ trugen die Weiber in Radomir, Breznik und Sofia über dem bloßen Hemd nur vorn und hinten je eine blau-rot verzierte Schürze. In Sofia kam darüber noch ein Gürtel mit großen Schließen aus gewöhnlichem oder versilbertem Kupfer. Auch der von ihm erwähnte Frauenkopfschmuck weicht von der jetzigen Tracht ab. In den Bezirken Radomir und Breznik sah Boué vorn auf den losen Haaren ein kleines Horn aus rotem Tuch und in Sofia eine Art Kapuze, die rückwärts in ein viereckiges Stück schwarzen Stoffes endigte, auf dem eine Unmenge von Münzen symmetrisch aufgenäht war. Von einer ähnlichen Haube (pročelnik), an der das falsche Haar befestigt wurde, habe ich übrigens selbst noch bei Sofia gehört.

Die Schilderungen der älteren Reise- und Gesandtschaftsberichte geben allerdings nur wenig kostümgeschichtlich brauchbares Material. Das hat verschiedene Gründe. Der eine liegt darin, daß fast sämtliche Reisenden die gleiche Straße von Belgrad über Nisch, Pirot, Dragoman nach Sofia benützten, um von dort über Vakarel, Ichtiman nach Konstantinopel weiterzuziehen. Sie mußten sich dabei zu ihrem Aufenthalt stets der bereitstehenden Herbergen bedienen, die, wenn überhaupt bewohnt, von Türken oder fremden Kaufleuten gehalten wurden. So kamen sie mit der einheimischen Bevölkerung fast gar nicht in Berührung, umso mehr diese die Landstraßen infolge der Bedrückungen der christlichen Dorfbewohner von Seite der durchreisenden Türken nach Möglichkeit vermieden.¹⁾ Aber auch sonst waren die meisten der alten Reisenden mit wenigen Ausnahmen schlechte Beobachter und scheinen in ihren Darstellungen keineswegs unabhängig voneinander zu sein. Immerhin dürften nach einer Abbildung bei Des Hayes²⁾ die Schopen bereits im 17. Jahrhundert enge Hosen und Dolaktanci getragen haben, wie eine mehrzipfelige Tuchmütze, die wohl schon Derscham³⁾ auffiel. Nach C. v. Driesch⁴⁾ besteht 1723 die Männerkleidung in Ichtiman aus einem wollenen Wams aus blauem oder weißem Tuch und Hosen von der gleichen Farbe, über die die Strümpfe genäht wurden, Bundschuhen und Kalpak.

Weniger klar sind die Darstellungen der Frauentracht. Obgleich auf der bereits zitierten Abbildung ein sukmanartiges Kleidungsstück vorzuliegen scheint, müssen doch nach anderen Schilderungen eher bloß Hemdröcke üblich gewesen sein, die reich gestickt und zum Teil bunt gewirkt die Bewunderung der

¹⁾ C. Jireček: Die Heerstraße von Belgrad nach Konstantinopel und die Balkanpässe. Prag 1877, S. 115 u. 116.

²⁾ De Courmemin: Voyage de Levant. Fait par le Commandement du roy en l'année 1621. Paris 1632. S. 76.

³⁾ Tagebuch einer Reise nach Konstantinopel und Kleinasien (1553/55). Nach der Urschrift im Fugger-Archiv herausgegeben und erläutert von Franz Babinger. Studien zur Fugger-Geschichte. Heft 7. 1923. S. 14.

⁴⁾ Historische Nachricht von der Röm. Kayserl. Groß-Botschaft nach Constantinopel. Nürnberg 1723. S. 104.

Reisenden erregten.¹⁾ Sie wurden mit einem bunten Wollgürtel zusammengehalten.²⁾ Ueberall wird ferner ihr grobes Gewebe und ein Kopfschmuck erwähnt, der heute vollkommen verschwunden ist. Er bestand aus einer aus Geflecht hergestellten, nach oben zu ausladenden Krone, die, einem reich mit Münzen und Flitter behängten umgekehrten Topf nicht unähnlich, oben flach war.³⁾ Ebenso fiel überall der reiche Münzenschmuck auf. Interessant ist übrigens, daß die beschriebenen Haartrachten der Mädchen genau mit dem von Konsulova geschilderten Typus übereinstimmen.

Fassen wir nun die einzelnen Tatsachen zusammen, so ergeben sich folgende Resultate: Die Männertracht von Südwest-Bulgarien ist im Verlauf der letzten Jahrhunderte im großen und ganzen ziemlich die gleiche geblieben, nur kamen, wie bereits erwähnt, die weißen Kleider viel weiter nach Osten als heute vor. Dernschwam erzählt zum Beispiel von weißen Jacken aus der Gegend von Philippopel,⁴⁾ und dasselbe berichtet C. v. Driesch aus Ichtiman. Heute wird in diesen Gebieten überall das türkische Poturikostüm getragen, womit auch zusammenstimmt, was wir durch Miletič über die ehemalige Verbreitung der Schopentracht im östlichen Donaubulgarien wissen. Das Kostüm von Sofijsko mit seinen weißen Benevreci und dunklem Dolaktanec und Mentec ist wohl als eine Uebergangsform zwischen der alten westbulgarischen und der neu eindringenden dunklen ostbulgarischen,⁵⁾ respektive Balkankleidung anzusehen. Die blauen und braunen Dolaktanci und Mentec scheinen bei der Hauptstadt jungen Datums zu sein, spricht doch noch Jireček von den weißen Kleidern der Sofioter Ebene. Was übrigens die braunen Poturi und die dazugehörigen kurzen Jacken selbst betrifft, so will Haberlandt in der ersteren einen thrakischen Trachtenrest erkennen,⁶⁾ ob mit Recht, wage ich nicht zu entscheiden. Möglich, daß hier zwei ursprünglich alte Kostüm-

¹⁾ C. v. Driesch, a. a. O., S. 105: »Ihr Rock gehet ihnen bis auf die Flüsse, und siehet einem Hembd ähnlich, ausser welchem sie fast zur Sommers-Zeit nichts anders anhaben: dessen Materie von eben nicht zart gesponnener Wolle ist, als woraus wir in unsern Ländern Säcke zu machen pflegen, aber von vielfältiger Stückerey und Farben ganz bund...« Busbeck, Reysen und Botschaften. Franckfurt a. M. 1596. S. 38: »Sie gehen gemeinlich in groben leinwatn Hembdern, nicht reiner als bey uns die Säcktücher geweben werden, aber auff mancherley art mit vielerley farben... aussgenähet...« Dernschwam, a. a. O., S. 14. »Man sieht an inen khain wullen gewandt, sunder alles von grober leinwat, die sy machen.« Er hält übrigens diese Tracht, die er von Bjelica beschreibt, für nicht bulgarisch.

²⁾ C. v. Driesch a. a. O. S. 105.

³⁾ Dieser Kopfschmuck kam nach einer Abbildung bei E. Brown (A brief Account of some Travels, London 1673) auch in Serbien vor, wo er von Badicna erwähnt wird.

⁴⁾ A. a. O., S. 251.

⁵⁾ Vergl. Ischirkoff, a. a. O., S. 27. Der Vorgang ist also gerade umgekehrt wie Ischirkoff meint. Der dunkle Kostümtypus ist heute fraglos in Ausbreitung begriffen.

⁶⁾ Haberlandt, a. a. O., S. 144.

typen aufeinandergestoßen sind, heute stellt jedenfalls die Poturikleidung für den Westen eine jüngere Ueberdeckung dar.

Ueber die einzelnen Stücke selbst ist wenig zu sagen. Für die Benevreci und die verschiedenen Formen der Dolami verweise ich auf Nopcsa.¹⁾ Mit den Dolami steht ohne Zweifel auch der Dolaktanec in Zusammenhang, tritt doch die Dolama sowohl ohne als mit kurzen oder langen Aermeln auf. Sehr wahrscheinlich ist der Dolaktanec mit der türkischen Anteria verwandt, die mit ihren sekundären Aermelteilen ein ähnliches Bild wie dieser mit dem gestickten Hemd darstellt.²⁾ Es hat den Anschein, daß wir es hier mit einem wohl dem Mediterraneum zugehörigen Kleidungsstück zu tun haben, tragen doch selbst die Sarazenen auf den großen Kartons von Vermens, die den Feldzug Karl V. in Afrika schildern, Wämser mit kurzen Aermeln. Ja sogar die jetzt vollkommen verschwundene zerschlissene Tuchmütze und die wagrechte Schnurbenähung des Rockes der Abbildung von De Hayes findet sich auf diesen Gemälden wieder, ebenso wie die eng anliegenden Beinkleider. Das Vorkommen von kurzen Aermeln ist übrigens von verschiedenen, zum Teil antiken Trachtenstücken belegt, die sonst mit der Dolama nichts zu tun haben. Es ist nicht undenkbar, daß hier gleichfalls Beziehungen vorliegen.

Aehnliche Verhältnisse wie für die Männer- sind auch für die Frauenkleidung wirksam gewesen. Nach den bereits angeführten Berichten scheint der Sukman nicht in den Schopendlandschaften heimisch zu sein. Schon durch die Mode, den gestickten Hemdsaum unter dem Rock zu zeigen, wird das Hemd als das wesentlichere Trachtenstück betont. Fraglos stehen alle diese Schlupfkleider mit den sonstigen Röcken und Leibröcken in engster Beziehung. Darauf deutet auch schon der Name, der die verschiedensten Kostüme dieser Art bezeichnet.³⁾ Wir haben es bei ihm wahrscheinlich trotz der altertümlichen Form mit einem städtischen Kleid zu tun. Ob der von Boué erwähnte Schürzenrock sich ohneweiters in diese Entwicklungslinie einfügt, ist fraglich, ich möchte eher meinen, daß hier direkte walachische Beeinflussungen vorliegen. Infolge der Bedrückungen durch die Kyrdžali's war nämlich zu Beginn des vorigen Jahrhunderts ein großer Teil der Bauern der Schopengebiete über die Donau geflohen und unmittelbar vor der Zeit, in der Boué seine Beobachtungen machte, erfolgte damals der Rückstrom.⁴⁾ Er brachte wohl die Tracht der Wirtbevölkerung mit. Vielleicht steht damit auch der schon erwähnte Hornschmuck von Breznik und Radomir in Zusammenhang; wie wir ja gesehen haben, hat

¹⁾ Nopcsa, a. a. O., S. 184 u. 193 ff.

²⁾ Vergl. Boué, a. a. O., S. 448.

³⁾ Jireček (Fürstentum Bulgarien a. a. O., S. 71) bezeichnet den schwarzen faltigen Rock der Stadtfrauen allgemein als Sukman. Boué (a. a. O., S. 463) kennt einen Ausdruck Suknja für die weißen Tuchröcke der Serbinnen in Nisch, Ochrida u. s. f.

⁴⁾ Jireček, a. a. O., S. 466 u. 50.

rumänisches Volkstum verwandte Trachtenstücke in Rila erhalten. Daß außerdem, ähnlich wie bei der Uebernahme der albanischen Kleidung in Serbien,¹⁾ dabei eine bewußte Unkenntlichmachung mit Hilfe des fremden Kostüms gewollt war, ist nicht ganz von der Hand zu weisen. Jedenfalls dürfte erst nach der Zeit von Boué das Schlupfkleid in Sofisko und Grachovo allgemein getragen worden sein. Frägt man nach den Faktoren, die diesen Umschwung in der Tracht bewirkt haben, so muß in erster Linie an die Befreiung des Landes gedacht werden, die in diese Zeit fällt. Sie brachte neben der Entwicklung der Hauptstadt vor allem eine Erweiterung des Verkehrs nach allen Richtungen mit sich, die zugleich ein stärkeres Vordringen der östlichen, hauptsächlich städtischen Trachenelemente zur Folge hatte, eine Erscheinung, auf der letzten Endes wohl auch die Verbreitung der Poturitracht beruht.

Zum Schluß noch eine Bemerkung über die Saja. Sie ist wohl den dolamaartigen Kleidungsstücken zuzuzählen, die ihre spezielle Form in Anlehnung an städtische Kostüme erhalten hat. Das gilt ebenso von dem dazugehörigen, mit Faltenteilen versehenen Mente. Unbedingt zur Saja gehört die Schürze, sie ist vielleicht, nach der stets roten Farbe zu schließen, mit der makedonischen verwandt.

Suchen wir endlich nach der Bedeutung der Schopentracht für die ethnologische Stellung des Volkes selbst, so kann aus dem Vorhergehenden nicht viel für diese Frage gewonnen werden. Eine oberflächliche Betrachtung der Verbreitung der Kostüme scheint zwar die Vermutung Jirečeks zu erhärten, daß der Name Schop an der weißen Kleidung der Männer hänge. In Wirklichkeit aber unterscheiden sich die Schopen in dieser Beziehung in nichts von der Bevölkerung Südwest-Bulgariens, ja vielleicht West- und Donaubulgariens überhaupt. Das einzige, was für ihr Kostüm charakteristisch ist, ist die zähe Bewahrung der altentümlichen Züge.

Wie verfehlt es wäre, allein aus der Altentümlichkeit eines Stückes auch auf eine solche für ein Gebiet zu schließen, das haben diese Untersuchungen deutlich gezeigt. Man hat vielfach gerade dem osteuropäischen Kulturbesitz eine gewisse Konstanz der Formen fast bis in die prähistorische Zeit hinein zugesprochen. Genau wie anderswo können aber die verschiedensten Formen auch hier über sehr verschiedene Entwicklungsstufen und Wege erreicht werden. Alle diese Fragen sind methodisch nicht anders als wie für den Westen zu behandeln, für den eine bis ins Detail gehende Lokalforschung längst die notwendigen Grundlagen für eine historische Bearbeitung gegeben hat.²⁾

¹⁾ Haberlandt, a. a. O., S. 144.

²⁾ S. 46—48 lese man richtig: S. 46 und 48: Sofijsko, S. 47: Jireček, Bulgarite, bulg., naukite, Torlak, Miletič, Mečka, Chercoite, ist; S. 48: Ovčepole.

(Aus technischen Gründen konnte eine Berichtigung der Druckfehler an Ort und Stelle nicht mehr erfolgen. Die Schriftleitung.)

Ueber eine alte Form des alpinen Hausbaues.

Von Hermann Wopfner, Innsbruck.

Der Rückgang der Siedlung in vielen unserer Alpentäler, so sehr wir ihn im allgemeinen beklagen, bietet doch der Hausforschung wertvolles Quellenmaterial. Die Häuser der verlassenen Siedlungen dienen, da die zugehörigen Fluren als Voralmen oder Almen, oder in einer andern Form als Zugüter, das heißt in wirtschaftlicher Vereinigung mit einem Hauptgut benützt werden, nur mehr vorübergehend, nur während eines kleinen Teiles des Jahres und meist nur wenigen Personen zur Unterkunft; es wird daher für ihre Instandhaltung nur das unbedingt Notwendige getan, Umbauten, wie sie Wohn- und Wirtschaftsgebäude der Dauersiedlungen zufolge gesteigerter Ansprüche an die Wohnräume oder aus wirtschaftlicher Zweckmäßigkeit erfahren, unterbleiben. Weil die Wohn- und Wirtschaftsgebäude dieser Zugüter die Aenderungen, welche die Bauten der Dauersiedlungen erfahren, nicht mehr mitmachen, sind sie in vielen Fällen geeignet, uns den älteren Typus des Hauses kennen zu lehren. Für Erforschung der Geschichte des Hauses bilden daher die Bauten auf den verlassenen Dauersiedlungen eine wertvolle Quelle.

Sehr ursprünglichen Charakter weist der Typus der Häuser zu Pfafflar in einem südlichen Nebental des tirolischen Lechtales auf. Den Namen Pfafflar führt heute eine Gemeinde, die aus zwei Fraktionen Bschrabs und Boden besteht. Das Bschrabsertal¹⁾, in welchem die Fraktion Bschrabs gelegen ist, teilt sich bei Boden in zwei Täler, das Pfafflartal und das Angerletal. Das Pfafflartal führt zum Hahntennjoch (1895 m) empor, das einen verhältnismäßig leichten, auch den Uebertrieb von Rindern gestattenden Uebergang nach Imst und ins Inntal vermittelt. Ueber Hahntenn führt ein alter, in früherer Zeit stark benützter Saumweg, der für die Ortschaften des mittleren tirolischen Lechtales die kürzeste Verbindung mit dem Inntal und der Landeshauptstadt darstellte. Man will sogar Römermünzen auf diesem Wege gefunden haben.

Die Fraktion Boden zerfiel ursprünglich in zwei Gruppen von Siedlungen, Boden und Pfafflar (im engeren Sinne). Die Häusergruppe von Pfafflar ist am Zusammentreffen des Pfafflartales mit dem Fundeistal gelegen. Die Häuser verteilen sich über zwei Terrassen des gegen Südwesten zum Boden des Fundeistales sich senkenden Hanges. Die Siedlungen auf der oberen Terrasse liegen in einer Seehöhe von annähernd 1600 m, die auf der untern Terrasse in einer Höhe von ungefähr 1500 m.

¹⁾ Die ansässige Bevölkerung sagt »Bschrabsertal« nicht Bschrabertal, wie man in Analogie zu andern Fällen, in denen das »s« solcher vordeutscher Ortsnamen bei Zusammensetzungen wegfällt, erwarten sollte.

Pfafflar besitzt heute keine einzige, ständig bewohnte Siedlung mehr. Häuser und zugehörige Güter sind von den Bewohnern des tiefer gelegenen Boden aufgekauft worden. Die Entsiedlung, die im 19. Jahrhundert zum Abschluß gelangte, setzte schon frühzeitig ein. Bereits im 17. Jahrhundert erscheinen Häuser und Güter in Pfafflar als Zugüter, deren Besitzer außerhalb Pfafflar ihren ständigen Wohnsitz hatten. Die Zahl der (ständig bewohnten) Bauerngüter zu Pfafflar betrug nach dem Steuerkataster von 1629¹⁾ neun bis zehn.²⁾

Pfafflar mit Boden sowie Bschlabs waren einst Almen der Imster. Im 13. Jahrhundert hat das mächtige Adelsgeschlecht der Starkenberger die »communia pascua« der Imster, die Almen Pisklaves und Pavelaers (Bschlabs und Pfafflar) mit Viehhöfen besetzt und damit die dauernde Besiedlung dieser Almen, die, wie uns ihre Namen sagen, schon in vordeutscher Zeit benützt wurden, eingeleitet.³⁾ Weil die neu angelegten Siedlungen auf Imster Boden lagen, gehörten sie kirchlich und gerichtlich zu Imst. Eine heute noch in diesen Gegenden lebende Sage erzählt, daß die Almen von Leuten aus dem Engadin, die ihres katholischen Glaubens wegen ihre Heimat verlassen mußten, besiedelt worden seien. Der Typus mancher, aus alten Familien stammenden Talbewohner, mit ihrer dunklen Färbung von Haar, Augen und Haut, sowie dem scharfen Schnitt des länglichen Gesichtes würde solcher Zuwanderung nicht widersprechen. Es wäre ja immerhin denkbar, daß eine der im 16. Jahrhundert grassierenden Seuchen die ältere Bevölkerung stark vermindert hätte, so daß für die Zuwanderung Auswärtiger Raum gewonnen wurde. Es wäre aber andererseits auch möglich, daß die ersten Ansiedler im dreizehnten Jahrhundert der dinarischen Rasse, die ja in Tirol stark verbreitet erscheint, angehörten und ihren Rassecharakter dank der Abgeschlossenheit des Hochtales und der in solchen Hochtälern starken Inzucht verhältnismäßig rein erhielten. Wenn es sich auch nicht urkundlich erweisen läßt, so ist es doch wahrscheinlich, daß Pfafflar (im engeren Sinn) die älteste Siedlung des Tales ist. Es würde dies einer häufig gemachten Beobachtung entsprechen, daß die oberste (im innersten Talteil) gelegene Siedlung eines alpinen Hochtales die älteste ist. Nach dem ältesten Teil der Siedlung hat dann die ganze Gemeinde (Bschlabs und Boden) den Namen Pfafflar erhalten.

1) Landesregierungsarchiv Innsbruck.

2) Bei einem der im Kataster angeführten Güter wird die Lage in Pfafflar nicht ausdrücklich angegeben, sie ist aber, nach der Stelle, an welcher das Gut im Kataster genannt erscheint, wahrscheinlich.

3) Aufzeichnung aus der Wende des 13./14. Jahrhunderts im Landesregierungsarchiv zu Innsbruck (Schatzarch. 4019). Ueber die Besiedlungsgeschichte dieser Gebiete, vergl. Wopfner, Besiedlung unserer Hochgebirgstäler. Zeitschr. d. deutschen u. österr. Alpenvereines 1920 (51.) S. 61 ff.

Die Häuser in Pfafflar (im engeren Sinne) stellen nun nach Technik, Grundplan und Gestaltung ihrer Innenräume eine sehr ursprüngliche Form des Wohnbaues dar. Die meisten von ihnen vereinigen Wohn- und Wirtschaftsgebäude unter einem Dach, vereinzelt kommt auch die Trennung vor. Besonders urwüchsig ist die Technik des Baues. Die Häuser sind ganz überwiegend Holzbauten. Nur die Küche weist Mauerung auf und auch hier beschränkt sich dieselbe zumeist auf die Wand zwischen Stube und Küche, an welcher einerseits der Herd, andererseits der Stubenofen steht. Die Mauer weist als Bindemittel nicht Kalk sondern Lehm auf. Die zum Bau der Wände verwendeten Hölzer wurden nicht behauen sondern als rohe Rundhölzer übereinander geschichtet (»augnolpet«). Die Balkenköpfe stehen an den Ecken des Hauses über die Wand vor. Die Enden der Balken zeigen oft nur eine Bearbeitung mit dem Beil und nicht mit der Säge. Um die bei der Verwendung von Rundhölzern sich ergebenden Fugen zwischen den einzelnen Balkenlagen zu dichten, erhielt jeweils der untere Stamm eine Auflage von Moos, das dann durch das Gewicht des aufliegenden Stammes angedrückt wurde. Außerdem wurde der Raum zwischen den vortretenden Rundungen des unteren und des oberen Balkens in seinem inneren Teil an beiden Wandseiten mit einer Mischung von Lehm, Spelzen (sogenannter »Balle«) und Kuhmist verschmiert. Das Aussehen einer solchen Wand zeigt die Abb. Nr. 2.

Das Dach ist das flache Legschindeldach, das in den Alpenländern weit verbreitet ist. Der Dachstuhl ist mit großem Holzaufwand errichtet; er besteht nicht aus den in Tirol üblichen drei bis fünf Pfetten, sondern das Dach ist ein sogenanntes »Nolpendach«; auf jedem Balken des Giebelfeldes, und zwar auf den Balkenenden ruhen je zwei Rundhölzer als Dachträger. Nur der oberste, kürzeste Balken des Giebeldreieckes trägt kein Rundholz, es fehlt also der Firstbalken, der durch die große Zahl der Beifirsten überflüssig wurde. Auf den »Nolpen« des Dachstuhles liegen die »Roafen«, die Sparrenhölzer, die wieder ihrerseits die Latten tragen, auf welchen die mit Steinen beschwerten Schindeln liegen.

Wohn- und Wirtschaftsgebäude erscheinen in einer sehr ursprünglichen Weise mit einander zum Einheitshaus verbunden. Bei den ursprünglichsten Bauten nimmt der Stall annähernd die Hälfte des Hauses im Erdgeschoß ein. Die Teilung erfolgt bei einigen Häusern in der Längsachse (Firstlinie), bei anderen quer zu derselben. Die Raumzuweisung ist immer von der Art, daß die Stube die beste Lage zur Sonne erhält. Wohnteil und Stall sind durch eine Tür, die aus der Küche in den Stall führt, mit einander verbunden. Auf eine ursprünglich enge Verbindung von Stall- und Wohnraum weist noch eines der Häuser hin, bei welchem der Stall überhaupt keinen gesonderten Zugang besitzt, sondern

das Vieh seinen Weg durch die Küche nehmen muß. Das verweist uns auf eine Vorstufe dieser Hausform, bei welcher der Mensch noch mit dem Vieh beisammen in einem Raum wohnte. Solches Beisammenwohnen bot den Vorteil, daß der Mensch in der rauhen Jahreszeit von der Körperwärme seiner tierischen Hausgenossen Vorteil zog. Auf solches Beisammenwohnen könnte sich die Stelle in der *Germania* des Tacitus (c. 20) beziehen, in welcher bemerkt wird, daß die Kinder der Freien wie der Unfreien »inter eadem pecora, in eadem humo degunt«. ¹⁾ Noch heute leben in den holzarmen Gebirgstälern Savoyens die Menschen mit den Tieren in Stallwohnungen beisammen um die Heizung zu ersparen. ²⁾

Daß diese Hausform, bei welcher Mensch und Vieh denselben Zugang zum Haus benützen müssen, nicht als untypisch, etwa nur durch besondere Umstände hervorgerufen zu betrachten sei, ergibt sich daraus, daß sich in einem der Nachbartäler, im Rotlechtal, im innersten, abgeschiedensten Teil desselben (Gemeinde Bärwang, Fraktion Mittereck) ein gleichartiges Haus befindet. Auch hier ist die Erhaltung dieser ursprünglichen Hausform dem Umstand zu danken, daß das betreffende Haus seit geraumer Zeit nur mehr als Zuhaus dient.

Die Häuser Pfafflars, im engeren Sinne, sind durchwegs Küchenflurhäuser, das heißt die Haustüre führt unmittelbar in die Küche, welche also zugleich als Flur für die übrigen Wohnräume dient. In wenigen Fällen ist der Wohnteil nur zweizellig, aus Küche und Stube bestehend. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß die Stube auch bei den einfachsten Wohnbauten nicht fehlt. Sie muß also, wie sich auch aus anderwärtigen Beobachtungen ergibt, in Tirol und den westlichen Alpenländern schon früh Bestandteil des Hauses gewesen sein, während in den östlichen Alpenländern die Ofenstube erst spät zu allgemeiner Verbreitung kam.

Der Herd ist noch durchwegs der gemauerte offene Herd, etwa einen halben Meter hoch und in einzelnen Häusern von bedeutendem Umfang. Der dem Herd zunächst gelegene Teil der Küche ist bei einzelnen Häusern mit einem Scheingewölbe aus Holz, das einen Verwurf erhalten hat, versehen. Zuweilen nimmt ein Rauchhut den Rauch auf und leitet ihn in den Kamin. In einigen Häusern fehlt der Kamin und muß sich der Rauch den Ausweg durch undichte Stellen der Küchendecke suchen; er breitet sich dann in dem ober der Küche gelegenen Raum. aus und entweicht hier durch

¹⁾ Vergl. Rhamm, *Urzeitliche Bauernhöfe im germanisch-slavischem Waldgebiet*, I., 1908, S. 770.

²⁾ Vergl. hierüber die treffliche Arbeit E. Goldsterns, *Hochgebirgsvolk in Savoyen und Graubünden*. XIV. Ergänzungsband zur *Wiener Zeitschrift für Volkskunde*, S. 17.

undichte Stellen des Daches ins Freie. Der Raum ober der Küche wird als Rauchdille bezeichnet, auch dort, wo bereits ein Kamin für die Ableitung des Rauches eingebaut wurde. In einzelnen Häusern (so dem obersten Haus rechts vom Bach) läßt sich noch feststellen, daß die Küchendecke erst später eingebaut wurde, während früher, wie das beim ursprünglichen Wohnbau allgemein der Fall war, das Dach unmittelbar über den Herdraum sich breitete. In einzelnen Häusern weist die Außenwand der Küche ein Rauchloch auf, durch welches der Rauch, der sich trotz Kamin unter besonderen Luftdruckverhältnissen im oberen Teil des Küchenraumes angesammelt hatte, entweichen konnte.

Aus der Küche führte eine Tür in die Stube, während im angrenzenden Oberinntal die direkte Verbindung zwischen Küche und Stube durchaus untypisch ist. Der Ofen weist, wo er noch in seiner alten Form vorhanden ist, eine Gestalt auf, wie sie mir wenigstens bisher nur im Lechtal und seinen Nebentälern begegnete (vergl. Abb. Nr. 2). Er wird aus Lehm und Steinen über ein Holzgerüst errichtet, das dann ausgebrannt wird. Das für die meisten Tirolerstuben so charakteristische »Ofenschahl«, das hölzerne Ständerwerk, das den Ofen umschließt, fehlt hier. In der Feuerwand, und zwar an einer Stelle zwischen dem Ofen und der Stuben-Küchentür, ist zuweilen eine Nische, der sogenannte »Kemm« zu sehen, eine alte Einrichtung zur Beleuchtung der Stube, die wir in Westtirol häufig antreffen. Das »Kemm« ist durch eine Türe verschließbar. Auf dem Boden der Nische wurde zur Beleuchtung der Stube ein Feuerchen aus Kienspänen entzündet; der Rauch desselben konnte durch eine Öffnung im oberen Teil der Nische in die Küche abziehen. Die für die oberdeutsche Stube kennzeichnende, feste, an den Wänden umlaufende Bank kehrt in der Pfafflarer Stube wieder und umschlingt auch den Ofen. Die in Westtirol, in Vorarlberg, Allgäu und in Graubünden gebräuchliche breite, gepolsterte Ruhebänk neben dem Ofen (»Gutsche« oder »Kutsche«, vom romanischen »cuotsch«, Liegestätte) scheint für das Pfafflarer Haus nicht typisch zu sein.

Gelegentlich begegnet man auch in Pfafflar jener eigenartigen Verbindung zwischen Stube und der ober ihr gelegenen Kammer; eine kleine Stiege hinter dem Ofen führt durch eine Öffnung der Stubendecke durch das sogenannte »Kammerloch« in den Oberstock. Durch eine Falltüre kann das »Kammerloch« verschlossen werden. Diese Art der Verbindung von Oberstock und Kammer ist im gleichen Gebiet verbreitet wie die »Kutsche«; sie mag aus einer Zeit stammen, da in den Dachraum erst einzelne Wohnräume eingebaut waren. Der Dachraum, der damals in erster Linie der Aufbewahrung von Futtermitteln diente, dürfte nur mit dem Stall verbunden, im übrigen aber nur von außen her zugänglich gewesen sein. In manchen alten Häusern dieser Art (so in Gramais, einem dem Bschlabsertal benachbarten Tale) hat die ober der

Stube gelegene Kammer gar keinen anderen Zugang als jenen durch das Kammerloch, größere Einrichtungsgegenstände, wie Kasten, konnten nur zerlegt in diese Kammer gebracht werden.

In dem schon eine etwas vorgeschrittenere Entwicklung darstellenden dreizelligen Haus führt aus der Stube eine Tür in den »Gäden«,¹⁾ der als Schlafraum dient. Gäden und Stube liegen regelmäßig nebeneinander an der vorderen Giebelseite. Während die Stube zwei Fensteröffnungen in der Giebelwand besitzt, hat der »Gäden« nur ein Fenster in derselben. Wie der Grundriß (Plan Nr. 3) ersehen läßt, ist im Einheitshaus, das Wohn- und Wirtschaftsgebäude vereinigt, der Einbau des gesonderten Schlafraumes auf Kosten des Stalles erfolgt, der »Gäden« wurde vom Stallraum abgetrennt. Bei alten, in ihrer Bautechnik noch recht ursprünglich anmutenden Häusern erscheinen gleichwohl bereits vier Zellen: Küche, Stube, Gäden und Stoangäden, wobei der zuletzt genannte Raum der Verwahrung von Vorräten dient.

Fenster und Türen weisen die für alte Holzhäuser kennzeichnende Beschränkung der Ausmaße auf. In dem alten Haus zu oberst von Pfafflar (auf der rechten Bachseite) waren die Türen ursprünglich durchwegs nur 146 cm hoch. Jedenfalls hat auch hier wie anderwärts die Höhe des »Drischübel's«, der Schwelle, welche die beiden Pfostenhälter auseinander zu halten hat, die Türhöhe so sehr beschränkt. Bei anderen Häusern ist eine Höhe der lichten Türöffnung von nur 160 cm zu beobachten. Die Fensteröffnungen in dem vorhin genannten alten Haus besaßen früher nur 21 cm Höhe und 30 cm Breite; das hatte den Vorteil geboten, daß man nur zwei Balkenlagen der Wände anschneiden und keinen Balken ganz durchschneiden mußte.

Der Oberstock als Wohnraum steht noch im Zustand der Entwicklung. Bei jenen Häusern, die Wohn- und Wirtschaftsräume unter einem Dach vereinigen, wird im Raum ober dem Stall wie in jenem ober den Wohnräumen das Futter für das Vieh verwahrt. Bei steigendem Bedarf an Wohnräumen wurde auch der Dachraum für Wohnzwecke herangezogen, zunächst in der Form, daß in

¹⁾ »Gäden« wird in Nord- wie in Südtirol als Bezeichnung für eine Schlafkammer verwendet, häufig aber auch als Bezeichnung des nicht selten »Speis« genannten Vorratsraumes neben der Küche. Im mittleren Lechtale wird der Vorratsraum »Stoangäden«, in Ober-Vintschgau »Speisgäden« genannt. Bei den Ladinern Ennebergs wird das deutsche Lehenwort »Stoangäden« zur Bezeichnung des hinter der Stube gelegenen Schlafzimmers der Eheleute verwendet; bei den Ladinern Grödens wurde das deutsche »Stoangäden« zu »Standegun« verballhornt und bezeichnet hier ebenfalls die Schlafkammer der Eheleute. »Stoangaod« mit dem Zusatz »ciasa da föc« wird in Enneberg (Corvara und St. Leonhard) zur Bezeichnung der »Speis« verwendet. In der Leutasch (Nordtirol) hörte ich einen gemauerten Speicher, der sonst in Tirol zumeist als »Kaschten« bezeichnet wird, »Stoangäde« nennen.

dem die größte Höhe besitzenden Teil desselben, in dem unter dem First liegenden Mittelteil, eine Kammer als Schlafräum eingebaut wurde. In weiterer Folge erhöhte man die Wände des Dachraumes, so daß es zur Ausbildung eines eigenen Oberstockes kam, dessen Räume durch eine Decke vom eigentlichen Dachraum geschieden wurden. Der verhältnismäßig bedeutende Futtermittelvorrat, der zufolge der einseitigen Viehwirtschaft in den Dachräumen untergebracht werden mußte, hat übrigens auch dort, wo es nicht zum Einbau von Kammern kam, zu einer Erhöhung der Wände des Dachraumes geführt. In dem in Abb. Nr. 3 dargestellten Haus dient der Oberstock nur der Unterbringung von Vorräten. Der Raum über Stube und Gäden wird in diesem Fall als Heudille, jener über der Küche als Rauchdille bezeichnet. Dieser Raum dürfte in ähnlicher Weise wie das bei alten Häusern im Salzburgischen und anderwärts, so bei den Schwaben und Sachsen der Fall ist,¹⁾ der Trocknung und Durchräucherung des unreifen und ungenügend getrockneten Kornes gedient haben.¹⁾

Der Grundriß des Pfafflarer Hauses zeigt weniger Verwandtschaft mit den im Oberinntal verbreiteten Haustypen als mit jenen des Lechtals. Im Lechtal ist — ähnlich wie in den benachbarten, von Schwaben bewohnten Landschaften — das Küchenflurhaus verbreitet, allerdings in der schon etwas vorgeschritteneren Form, bei welcher von der Küche ein Vorraum abgetrennt erscheint, der den Zugang zur Stube vermittelt. In der etwa hundert Meter tiefer als Pfafflar liegenden Häusergruppe von Boden, das heute noch eine Dauersiedlung darstellt, treffen wir bereits verschiedene Häuser dieses vorgeschritteneren Typus. Er äußert sich in der Bautechnik — es werden behauene Hölzer statt der unbehauenen Rundhölzer verwendet und es werden die Wände auf der Außenseite mit Brettern oder Schindeln verkleidet —, in den Ausmaßen von Türen und Fenstern, im durchwegs vorhandenen Oberstock und in der größeren Zahl von Wohnräumen.

Das Pfafflarer Haus weist also nicht den Typus der Häuser um Imst auf, zu welchem es seit altersher wirtschaftlich, kirchlich und gerichtlich gehört, sondern zeigt in seiner Hauskultur stärkere Verwandtschaft mit dem Lechtal. Wenn das Haus Pfafflars als Küchenflurhaus den typischen Grundriß jener Häuser besitzt, die wir in den von Schwaben bewohnten Gebieten finden, so müssen wir uns gleichwohl hüten, daraus etwa voreilig einen Schluß auf eine schwäbische Besiedlung Pfafflars zu ziehen. Das Küchenflurhaus, das heute unter den Bauernhäusern des Inntales selten angetroffen wird, begegnet auch hier öfters bei den Hausbauten der sogenannten Sölleute oder Kleinhäusler; diese Bauwerke haben wegen der Armut ihrer Besitzer ältere, einfachere

¹⁾ Vergl. Rhamm a. a. O. S. 323 ff.

Formen gewahrt. Es dürfte also auch im Inntal vor Zeiten der Typus des Flurküchenhauses größere Bedeutung besessen haben. Der Einfluß des gemauerten mehrräumigen romanischen Hauses¹⁾ mag aber im oberen Inntal schon frühzeitig auch die bayrischen Siedler zu gänzlicher oder teilweiser Uebernahme der Bauformen ihrer romanischen Nachbarn veranlaßt haben.

Unser Pfafflarer Haus stellt jedenfalls eine beachtenswerte Urkunde zur Geschichte des alpinen Hausbaues dar. Wer die aus unbehauenen Stämmen errichteten Wände betrachtet, wird wohl an die Worte bei Tacitus (*Germania*, c. 16) » . . . materia ad omnia utuntur informi et citra speciem aut delectationem«; ja selbst die folgenden Worte: »quaedam loca diligentius inlinunt terra ita pura ac splendente, ut polituram ac lineamenta colorum imitatur«, könnten sich auf eine Art der Fugendichtung beziehen, wie wir sie oben beim Pfafflarer Haus feststellten. Durch den Wechsel wagrechter schwarzer und weißer Streifen, hervorgerufen durch die dunkle Färbung des Holzes und die helle des Leimes, wird immerhin der Eindruck einer zweifarbigen Musterung der Wandfläche hervorgerufen. Eine ähnliche Art der Fugendichtung könnte der Wand des altgermanischen Hauses ein Aussehen gegeben haben, das zur erwähnten Schilderung bei Tacitus Anlaß gab, zumal Tacitus ja nicht als Augenzeuge sondern auf Grund der ihm zugekommenen Berichte seine Beschreibung des germanischen Hauses verfaßte.

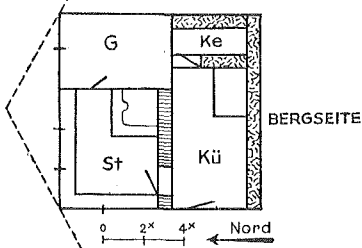
Ursprüngliche Formen, wie wir sie zu Pfafflar finden, werden immer seltener. Feststellung und genaue Beschreibung des noch Vorhandenen ist daher dringend geboten. Die Quellen zur Geschichte unseres Volkes, die in Archiven und Bibliotheken verwahrt werden, bleiben auch künftigen Geschlechtern erhalten; aber viele der Quellen zur Kultur unseres Volkstumes, die in mündlichen Traditionen, Sitte, Brauch, alten Arbeitsformen und Arbeitsgeräten, alten Hausbauten u. s. w. bestehen, schwinden ungemein rasch dahin und versiegen, wenn wir nicht in elfter Stunde alle verfügbaren Kräfte aufbieten, um durch Aufzeichnung und Beschreibung das noch Vorhandene für die gegenwärtige und künftige Forschung zu retten.

Eine zweckmäßige Organisation der Arbeit des Sammelns und Beschreibens ist die nötige Voraussetzung für eine tunlichst vollständige Erfassung des noch Vorhandenen. Es gehört zu den besonderen Verdiensten Michael Haberlandts, daß er schon zu einer Zeit, als noch nicht wenige hochnäsiger auf volkswissenschaftliche Arbeiten herabsahen, Sinn und Verständnis für die lange vernachlässigte Sachkunde weckte. Hoffen wir, daß es seiner trefflichen Einführung in die Volkskunde gelingt, recht viele Arbeiter für die noch immer reiche Ernte zu gewinnen.

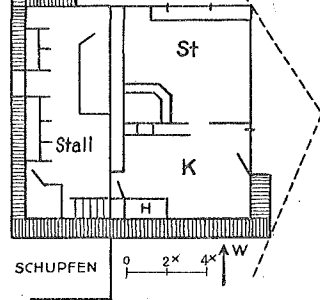
¹⁾ Vergl. Wopfner, Formen des bäuerlichen Hausbaues in Tirol. Mitteilungen des Vereines für Heimatschutz in Tirol. II. (1918.) S. 25 ff.

Planskizzen.

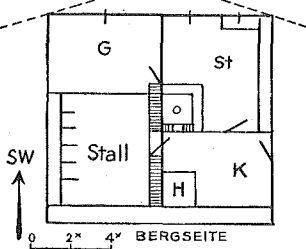
Oberstes Haus in Pfafflar (links vom Bach)
PLAN N^o 1.



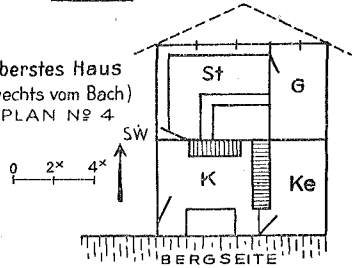
Haus der unteren Häusergruppe
PLAN N^o 2.



Haus auf der unteren Stufe
PLAN N^o 3.

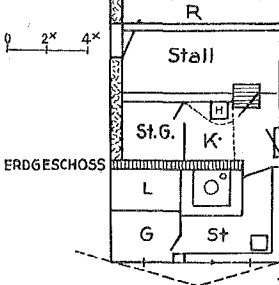


Oberstes Haus
(rechts vom Bach)
PLAN N^o 4.

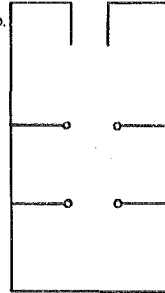


Haus auf der unteren Stufe

PLAN N^o 5a



PLAN N^o 5b.



- x = 1 SCHRITT (75 cm)
- ▨ = MAUER
- ▩ = TROCKEN-MAUER
- K = KÜCHE
- St = STUBE
- G = GADEN
- Ke = KELLER
- StG = STOAN-GADEN
- L = LAGER (PRITSCH)
- H = HERD

Die geographische Verbreitung und Dichte der ostalpinen Rauchstuben.

(Mit einer Karte.)

Von Viktor Geramb, Graz.

Vorbemerkungen.

Zum Verständnis der folgenden Arbeit sind einige Mitteilungen notwendig:

Was hier abgedruckt erscheint, ist der zweite Teil einer größeren Untersuchung, die ich in den Jahren 1908—1920 im Auftrage der Akademie der Wissenschaften in Wien durchgeführt und im Jahre 1920 in einer über 500 Folioseiten umfassenden Handschrift abgeschlossen und festgelegt habe.

Infolge der mißlichen Geldverhältnisse konnte damals das ganze Werk nicht auf einmal gedruckt werden. Ich mußte mich also zur allmählichen Drucklegung der einzelnen Teile entschließen. Natürlich hat das manche Mißstände zur Folge. So sehr jeder der vier Teile, in die die Gesamtarbeit zerfällt, ein in sich geschlossenes Ganzes darstellen möchte, so kann doch dem Leser, der jeweilig nur einen solchen Teil (ohne die übrigen) zu Gesicht bekommt, der Gesamtaufbau und Zusammenhang nicht so klar werden, als dies wünschenswert wäre.

Nach dem Erscheinen des zuerst gedruckten und in der Zeitschrift »Wörter und Sachen«, Bd. 9 (Heidelberg 1924), veröffentlichten Teiles, der den vierten (d. i. den Schluß-) Abschnitt des Gesamtwerkes unter dem Titel »Die Kulturgeschichte der Rauchstuben« brachte, hat A. Haberlandt eine ausführliche Kritik dieses Teiles vorgenommen.¹⁾ Ohne auf sie hier eingehen zu wollen, muß ich doch sagen, daß diese Kritik und mehr noch der rege Gedankenaustausch, der ihr dann brieflich und mündlich zwischen ihm und mir folgte, die ganze Frage weitergebracht und etliche Einzelheiten einer Klärung nähergeführt hat. Andererseits aber zeigte sie auch, daß das Fehlen der vorangehenden drei Teile des ganzen Werkes doch dem Verständnis jenes vierten Teiles manchen Eintrag tat.

Als ich daher A. Haberlandt mitteilte, daß ich meiner Verehrung für seinen Vater gerne durch einen Beitrag zu der vorliegenden Festschrift Ausdruck verleihen wolle, schlug er mir selber vor, einen der bisher noch ungedruckten Teile meiner Arbeit diesem Zwecke zuzuführen, was hiemit geschieht.

Ich bitte nun die Leser der folgenden Abhandlung zur Kenntnis zu nehmen, daß immer noch zwei wichtige Teile des Gesamtwerkes ungedruckt sind: der erste Teil, der die Darstellung der ostalpinen Rauchstuben in ihren Formen, Teilen, Grundrissanlagen, in ihrem Bauegefüge und in ihren Maßen, sowie die Geschichte des Namens »Rauchstube« enthält, und der dritte Teil, der eine vergleichende Untersuchung aller rauchstubenähnlichen Wohnräume in Skandinavien, Finnland, Rußland, Livland, Polen, bei den Tschechoslowaken und Südslaven bringt. Immerhin aber möge derjenige, den die Frage näher interessiert, den gedruckten Schlußteil im Jahrgang 1924 von »Wörter und Sachen« nachlesen. Er wird dort einleitend auch die mit Abbildungen versehene Klarstellung des Begriffes »Rauchstube« näher ausgeführt finden.

Für diejenigen Leser, die nur den hier vorliegenden Teil durcharbeiten wollen, sei dazu folgendes gesagt: Als »Rauchstube« bezeichnet das Volk einen Wohnraum des Bauernhauses, der weder eine Rauchküche (Kochraum mit offenem Herd) noch eine »Stube« oder »Kachelstube« (Wohnraum mit Wärmeofen), sondern etwas ganz anderes ist. In der »Rauchstube« befindet sich vor allem eine Doppel-Feuerstätte, die aus

¹⁾ Wiener Zeitschrift für Volkskunde 1925.

einem offenen Kochherd und einem mit diesem eng verbundenen großen steingemauerten Ofen besteht. In der (weitaus vorherrschenden) reinen Type dieser Feuerstätte liegt der Herd vorne an der Breitseite jenes Ofens, so daß der Ofenmund (die Einheizöffnung des Ofens) unmittelbar auf die Oberfläche des Herdes herausführt. Vom Oberteil des Ofens her ragt über den Herd ein baldachinartiger Feuer- und Funkenhut hervor, der mit verschiedenen Namen (»Gwölb«, »Kogel«, »Leichten«, »Himmel« u. a.) bezeichnet wird.

Gewöhnlich ist über dem Herd auch ein Hängekessel an einer drehbaren, galgenförmigen Vorrichtung (»Kesselreidn«, »Kesselschwing«) angebracht.

An der Langseite des Ofens erstreckt sich eine Mauerstufe (»Ofengreadn«, »Ofenmäuerl«) und etwas tiefer die Ofenbank, unter der gewöhnlich die Hühnersteige untergebracht ist.

Auf dem Herde wird gekocht (die Kochstelle heißt gegendweise auch »Winklkuchl«), im Ofen wird das Brot gebacken und (sofern noch kein eigener »Saukessel« eingerichtet ist) auch noch das Schweinefutter bereitet. In früheren Zeiten war dies ausnahmslos der Fall. Damals diente die Ofenbank und die Oberfläche des Ofens auch als Schlafplatz (zu dem man über Ofenbank und »Ofengreadn« emporstieg) und damals wurde durch Begießen des erhitzten Steinofens auch das Dampfbad bereitet, so daß die Rauchstube gleichzeitig Badestube war.

Diagonal gegenüber jener zusammengesetzten Feuerstätte befindet sich die Tischecke (ganz so wie in der »Kachelstube«) mit »Winklkastl«, Wandbänken, dreieckigem Stellbrettchen mit berußten Heiligenfiguren und über dem Tisch hängt häufig ein dichtberußtes »Tischkreuz« mit der Heiligen Geist-Taube von der schwarzgeräucherten Decke herab.

Die Fensterseite der Rauchstube, die der Feuerstättenseite parallel gegenüberliegt, zeigt immer zwei Fensterreihen übereinander: in der unteren sind meist drei (höchstens fünf), in der oberen eines, meistens zwei (höchstens drei) kleine Fensterchen aus dem Wandgebälk herausgeschnitten.

Die dritte Wandseite zwischen Fenster und Feuerstelle gehört der »Liegerstatt« (ehemals als Pritschenlager von der Ofenbank her verbreitert, heute meist Betten).

Der Rauch, der unter dem Feuerhut hervorquillt, erfüllt als dicke blaue Wolke die obere Hälfte des Raumes und findet seinen Ausgang durch die genannte obere Fensterreihe (»Rauchfenster«, »Hochfenster«, »Rauchbalken«) einerseits und durch ein Rauchloch ober der (oder in der) Türe andererseits. Im Vorhaus (»Labn« = Laube) erhebt sich unmittelbar über dieser selben Tür ein meist aus Brettern trichterförmig gebildeter Schlot (»Raachgang«), der durchs Dach ins Freie führt und den Luftzug zwischen »Rauchfenstern«, »Rauchloch« und »Rauchgang« in Bewegung setzt.

Das also ist (in groben Strichen gezeichnet) die »Rauchstube«. — Sie unterscheidet sich von der Rauchküche vor allem dadurch, daß sie einerseits nicht nur den Herd, sondern auch — und zwar in enger Verbindung mit ersterem — den (Back-) Ofen enthält und andererseits nicht nur Koch-, sondern auch Wohnraum ist. Von der Ofenstube aber unterscheidet sie eben schon der offene, rauchende Kochherd.

Jedes Bauernhaus, das eine solche Rauchstube enthält, bezeichnen wir als »Rauchstubenhaus«. Im ersten (noch ungedruckten) Teil der Gesamtarbeit konnte der Nachweis erbracht werden, daß jedes Rauchstubenhaus (mit verschwindenden Ausnahmen in Grenzgebieten) die Grundrißform besitzt, die Rhamm — nicht ganz glücklich — als »Doppelhaus« bezeichnet hat, die das Volk selbst aber (in der Ausseer Gegend) besser »durchgängiges« Haus benennt. Bei dieser Hausform befindet sich der Haupteingang in der Mitte der Trauf-(Lang-)Seite und führt unmittelbar in die schon erwähnte »Laube« (Hausflur), die das ganze Haus der Quere nach von einer zur anderen Traufseite durchschneidet, während rechts und links von ihr (also giebelseitig) einerseits die Rauchstube, andererseits ein Vorratsraum (Kammer oder Keller) liegen,

welch letzterer heute oft in eine »Kachelstube« umgewandelt ist. Es muß hier mitgeteilt werden, daß im dritten (ebenfalls ungedruckten) Teil der Gesamtarbeit ausgeführt wird, daß sich dieser Grundriß vom Fletthaus Norddeutschlands, vom »fränkischen« Flurküchen-(»Eren«-)Haus Mitteldeutschlands (einschließlich des österreichischen Donaugebietes) und vom »bayrisch-alemannischen« (sogenannten »oberdeutschen«) Küchenstubenhaus Süddeutschlands und der Alpen wesentlich unterscheidet, daß er sich aber bei allen rauchstubenähnlichen Wohnformen in Skandinavien, Finnland, Rußland, Polen, bei den Tschechoslowaken und bei den Slowenen wiederfindet. —

Zum Schlusse dieser Vorbemerkungen muß ich nochmals betonen, daß die Handschrift dieser Arbeit schon 1920 beendet war, daß daher die folgenden Ausdrücke, wie »heutige« Grenze, Dichte u. s. w. nur für die Zeit von 1910—1920 Geltung haben. Seither sind durch den — leider nur sehr vorübergehenden — wirtschaftlichen Aufschwung unseres Bauernstandes neuerdings zahlreiche Rauchstuben verschwunden, das heißt in Sparherdzimmer oder in Ofenstuben umgewandelt, beziehungsweise in Herd- und Ofenraum zerteilt worden.

Einleitung.

Ueber die geographische Verbreitung der Rauchstube in den Ostalpen, deren Feststellung meine eigentliche, im Auftrage der Akademie der Wissenschaften in Wien übernommene Aufgabe war, lagen bisher (in chronologischer Folge) folgende Nachrichten vor:

1. Peter Rosseggers Mitteilungen über Rauchstuben im steirischen Mürztale.¹⁾

2. Hohenbruck-Romstorfer, Pläne landwirtschaftlicher Bauten²⁾ mit Mitteilungen über Rauchstuben in der Gegend von Deutsch-Landsberg und Arnfels in der westlichen Mittelsteiermark (1878).

3. Janisch³⁾ erwähnt Rauchstuben in den Bezirken Murau, Voitsberg, Gleisdorf, Weiz, Hartberg, Mahrenberg und Rann.

4. J. Krainz⁴⁾ berichtet im allgemeinen über Rauchstuben in Obersteier.

5. G. Bancalari⁵⁾ erwähnt eine Rauchstube aus Kärnten.

6. K. Rhamm⁶⁾ teilt mehrere Rauchstuben aus Untersteier mit.

7. J. R. Bünker⁷⁾ beschreibt die Rauchstuben der Vorauergegend.

8. R. Meringer⁸⁾ berichtet über oststeirische Rauchstuben.

9. J. R. Bünker⁹⁾ beschreibt die Rauchstuben des Millstätter-Gebietes.

10. A. Dachler¹⁰⁾ erwähnt Rauchstuben in der »buckligen Welt« im nördlichen Wechselgebiet.

11. A. Dachler¹¹⁾ berichtet von Rauchstuben im Mölltal, im Drautal nördlich von Oberdrauburg, im Gurk- und Metnitztal, im Lavanttal und am Bachergebirge.

¹⁾ Volksleben aus Steiermark, 1. Aufl. 1870, 10. Aufl. 1905, S. 12 ff. — ²⁾ »Pläne landwirtschaftlicher Bauten in Oesterreich«, 1878. — ³⁾ Topographisch-statistisches Lexikon von Steiermark, 3 Bde. Graz 1878—1885. — ⁴⁾ Band »Steiermark« der »Oesterreichisch-ungarischen Monarchie in Wort und Bild«, 1890, S. 146. — ⁵⁾ »Ausland« (1890), S. 467 f. — ⁶⁾ »Globus«, Bd. 71, S. 185/6. — ⁷⁾ M. A. G. (Mitt. d. Anthropol. Ges. Wien) 27, S. 161 ff. (1897). — ⁸⁾ Sitz-Berichte d. Akad. d. Wissensch. Wien, Phil.-histor. Kl., Bd. 144 (1901). — ⁹⁾ M. A. G. 32 (1902). — ¹⁰⁾ Das Bauernhaus in Niederösterreich (Bl. d. Ver. f. Landeskunde, Nachtrag 1905, S. 5/6). — ¹¹⁾ Bauernhauswerk, Textband S. 51.

12. M. Murko¹⁾ beschreibt die Rauchstuben im slowenischen Untersteier und berichtet über deren Verbreitung im Draugebiet.

13. V. Geramb²⁾ stellt die bisherigen Ergebnisse betreffend die geographische Verbreitung der Rauchstube zusammen.

14. K. Rhamm³⁾ berichtet über die geographische Verbreitung der Rauchstube in Osttirol und Oberkärnten (wonach das Isel-, Kaiser-, Deifreggen- und obere Mölltal rauchstubenfrei wären), ferner im Pongau, Lungau, Obersteier (Zeyringer-Gegend), Oststeier (Fischbacher-Gegend), Unterkärnten und Untersteier östlich der großen Draubiegung.

15. V. Geramb⁴⁾ versucht eine genauere Feststellung der geographischen Verbreitung der oben angeführten Rauchstuben.

16. Derselbe⁵⁾ berichtet über das Rauchstubenhaus in Steiermark.

17. Derselbe⁶⁾ versucht eine kartographische Darstellung der geographischen Verbreitung der oben angeführten Rauchstuben zu geben.

18. J. R. Bünker⁷⁾ beschreibt die Rauchstuben der Murauer-Gegend.

19. V. Geramb⁸⁾ veröffentlicht die Ergebnisse seiner Reisen zur Feststellung der geographischen Verbreitung der oben angeführten Rauchstuben.

20. J. R. Bünker⁹⁾ erwähnt Rauchstubenspuren in der Gegend von Lienz (Osttirol).

Ich habe im ganzen beiläufig 800 über das gesamte Verbreitungsgebiet verstreute Rauchstubenhäuser in die stumme Karte (Maßstab 1:250.000) der Ostalpen eingezeichnet,¹⁰⁾ so daß ich daraus ein klares Bild für die Beantwortung unserer Frage zu gewinnen vermag. Von diesen 800 sicher festgestellten Rauchstuben habe ich 287 persönlich in Grundrissen etc. aufgenommen, 253 auf meinen Wanderungen oder durch Freunde, Bekannte und verlässliche Bauern festgestellt, 145 aus der hauskundlichen Literatur und über 100 aus archivalischen Forschungen entnommen. Nicht mitgerechnet sind bei diesen Zahlen die nur allgemeinen Angaben (zum Beispiel »in dieser Gegend kommen Rauchstuben vor«), wie sie sich unter anderem im Topographischen Lexikon von Janisch finden. Solche Angaben habe ich selbstverständlich wohl für die Feststellung der geographischen Verbreitung und Dichte mitverwendet; in die Karten eingetragen habe ich aber nur ganz bestimmte Häuser, die ich eben als Rauchstubenhäuser feststellen konnte.

Ich schätze aus diesen Ziffern und aus der kartographischen Eintragung, daß es im genannten Gesamtgebiet heute (1920) noch etwa 3000 Bauernhäuser mit Rauchstuben geben dürfte.

¹⁾ M. A. G. 36 (1906). — ²⁾ M. A. G. 38 (1908). — ³⁾ Urzeitliche Bauernhöfe im germanisch-slawischen Waldgebiet, Braunschweig 1908, bes. S. 833 f., 864, 867 u. 894. — ⁴⁾ Anzeiger der phil.-hist. Kl. d. k. Akad. d. Wiss. Wien vom 7. Juli 1909. — ⁵⁾ »Das Bauernhaus in Steiermark« (Festschrift des hist. Ver. f. Steiermark, Graz 1911). — ⁶⁾ »Die Feuerstätten des volkstümlichen Hauses in Oesterreich-Ungarn«, W. u. S. 1911. — ⁷⁾ M. A. G. 43 (1913). — ⁸⁾ Anzeiger d. phil.-hist. Kl. d. k. Akad. d. Wiss. Wien vom 5. Februar 1913. — ⁹⁾ M. A. G. 44 (1914). — ¹⁰⁾ Die betreffenden 7 Blätter hat mir Herr Univ.-Prof. Dr. R. Sieger aus dem geographischen Institut der Universität Graz kostenlos zur Verfügung gestellt, wofür ihm auch an dieser Stelle herzlich gedankt sei.

1. Kapitel: Die heutige geographische Verbreitung.

Aus den Eintragungen in meinen Karten ergibt sich zunächst folgender Umriss des heutigen Verbreitungsgebietes:

Die nördlichsten Rauchstuben fanden sich noch vor 20 Jahren in der »Buckligen Welt«, nördlich der Gemeinde Mönichkirchen im niederösterreichischen Wechselgebiet.¹⁾ Fast ebenso nördlich liegen die Spuren von einstigen Rauchstubenhäusern, die ich selbst, die eine in Döllach bei Liezen, die andere in Au bei Gaishorn (beide im Gebiete des Rottenmanner Tauern), festgestellt habe, und noch nördlicher liegt das noch heute als wirkliches Rauchstubenhaus in Benützung stehende Gehöft »Grill« am Südostende des Grundlseees in der Gegend, die »bei den Weanern« heißt, das ich selbst im Sommer 1918 aufgenommen habe. Es ist das nördlichste noch bekannte, allerdings schon vollkommen vereinzelt stehende Rauchstubenhaus, von dem wir überhaupt Kenntnis haben. Nicht viel südlicher befindet sich eine Rauchstubenspur, die Rhamm in Untersulzbach bei Radstatt festgestellt hat,²⁾ und eine tatsächliche Rauchstube beim »Seywald« in Sonnberg nahe von Hütttau (im Pongau), deren Grundriß mir Herr Dr. med. Hans Wimberger eingesendet hat.

Während nun die im Osten (also im Wechselgebiet) erwähnten Rauchstuben noch in festem Zusammenhang mit dem von Südwesten heraufreichenden geschlossenen Rauchstubengebiet stehen (ich konnte sowohl bei Friedberg als auch in Höffern nahe der Festenburg sowie in Roseggers Waldheimat Krieglach-Alpl noch heute bestehende Rauchstubenhäuser feststellen), erscheinen die westlicheren, im Gebiete der Rottenmanner Tauern, am Grundlsee und im Salzburger Pongau genannten nur mehr wie weit hinaufgeschobene Vorposten oder, besser gesagt, wie stehen gebliebene Reste eines einst bis hierher reichenden Meeres, das heute schon recht weit, nämlich bis auf den Kamm der niederen Tauern (Mur-Enns-Wasserscheide) zurückgewichen ist.

Mit anderen Worten: Wir haben mit den erwähnten Rauchstuben erst sozusagen die nördlichsten Merkpfähle³⁾ ausgesteckt, von denen wir nach Süden zu die genaue Grenze des heutigen geschlossenen Verbreitungsgebietes zu suchen haben. Daß die Rauchstube aber einst geschlossen so weit nach Norden gereicht hat, beweisen uns nicht nur jene Spuren und Einzelvorkommen, sondern auch sichere historische Nachrichten, die wir im dritten und vierten Kapitel dieses Abschnittes kennen lernen werden.

Die Nordgrenze des heute noch (freilich im einzelnen auch nur mehr oder minder) geschlossenen Rauchstubengebietes stecken wir vorerst durch folgende Rauchstuben ab: Bauernhaus neben dem

¹⁾ Dachler, Bauernhaus in N.-Ö. Nachtrag 1905 (Bl. d. Ver. f. Landeskunde in N.-Ö.), Wien 1905, S. 5/6.

²⁾ Rhamm, a. a. O., S. 875, Fig. 121.

³⁾ Ich habe diese »Merkpfähle« auf der beiliegenden Karte mit schwarzen schrägen Kreuzlein eingetragen.

»Gaberl« im Hofgraben gegen die Hilm (Gemeinde Pinggau bei Friedberg), Höffern bei Festenburg, Mönichkirchen, Krieglachs-Alpl, Urberberg bei Stanz im Mürztal,¹⁾ Rennfeldgebiet, St. Stephan ob Leoben, »Gruber« im Feistritzgraben und »Wilhuber« bei Seckau (beide in den Seckauer Alpen), Gegend von St. Johann am Tauern,²⁾ »Bischofhueben« im Scharnitzgraben hinter Pusterwald, Schönberg bei Oberwölz, Schöderberg, Krakau-Ebene, Seetal und Sauerfeld (letztere schon im Lungau).

Von hier aus sinkt die Nordgrenze (im ganzen genommen) nach Südwesten ab, so daß man sie hier nicht mehr als Nordgrenze allein, sondern gleichzeitig auch als Westgrenze ansprechen muß. Wir stecken sie ab durch mehrere Rauchstubenspuren, die ich in der Nähe von St. Michael im Lungau, in den Quell-tälern der Mur (Zederhaus- und oberstes Murtal) aufgefunden habe, ferner durch die westlichsten bekannten Rauchstuben beim »Pichler« in Putschall bei Döllach (nahe von Heiligenblut am Glocknerfuß)³⁾ und die von mir in den Gemeinden Lainach und Reintal im Mölltal sowie in der Gemeinde Stronach (mit dem Defreggerhaus) festgestellten Rauchstubenhäuser. Ihnen schließen sich schon nach Südosten hin die von Bünker bei Lienz gefundenen Spuren und zwei von mir erfragte Rauchstubenhäuser in Simmerlach und Irsching bei Oberdrauburg an, mit denen wir schon zur Südgrenze des Verbreitungsgebietes stoßen.

Im ganzen Lessachtal, das ich zu Fuß durchwanderte, und im ganzen Gailtal, wo Bünker geforscht hat, fanden sich keine Rauchstuben und auch keine Spuren von solchen. Wohl aber konnte ich in Kreuzen beim Weißensee und in Kardutschen bei Bleiberg noch Rauchstuben nachweisen, so daß sich damit die Drau-Gail-Wasserscheide deutlich als Südostgrenze des Gebietes ergibt.

Jenseits der Gailmündung geht die Grenze noch weiter nach Süden. Wir marken sie vorerst durch die von Rhamm in Unterloibl⁴⁾ und im Gebiete zwischen der Drau und den Karawanken⁵⁾ festgestellten Rauchstubenhäuser ab. Gegen Osten hin schließen sich ihnen die von Murko aufgezeichneten Rauchstuben in Tolsti vrh bei Gutenstein, ferner bei Windischgratz und bei St. Kunigund am Bachern⁶⁾ an, die einem bis zur Drann reichenden, ziemlich geschlossenen Rauchstubegebiet angehören und mit denen auch die von Rhamm in Brinjavec bei Oberfeistritz und in Prichowa aufgenommenen Rauchstuben in geographischem Zusammenhange stehen.⁷⁾

¹⁾ Rhamm, a. a. O., S. 923, Fig. 130.

²⁾ Rhamm, a. a. O., S. 830 und 862.

³⁾ Bauernhauswerk, Kärnten, Tafel 2.

⁴⁾ Rhamm, a. a. O., S. 868, Fig. 120.

⁵⁾ Rhamm, a. a. O. S. 861.

⁶⁾ Murko, M. A. G. 36, S. 22.

⁷⁾ Rhamm, a. a. O., S. 864, Fig. 118, und S. 865.

Damit gelangen wir schon in die Nähe des Draufeldes, wo sich die Südgrenze des Rauchstubengebietes bereits zur Ostgrenze umzubiegen beginnt. Wir stecken sie in schräg nordöstlicher Richtung ab durch die Rauchstuben bei Marburg (an beiden Draufuern)³⁾ sowie die von St. Jakob bei Jahring, Draußenberg und Staintal¹⁾ und gelangen damit bis in die Gegend von Mureck. Dort wendet sich unsere Grenze scharf nach Norden und wird zur reinen Ostgrenze.

Den südlichen und mittleren Teil dieser Ostgrenze mußte ich ganz aus eigener Forschung bestimmen, da uns für diese Gebiete gar keine Arbeiten vorliegen. Sie sind überhaupt viel vergessener als die sogenannten »vergessenen Lande« der Nordoststeiermark. Ich marke sie durch die Rauchstuben bei Klöch (nördlich von Halbenrain) und Jamm (südlich von Fehring) ab. Während die Grenze hier der steirisch-ungarischen Kronlandsgrenze folgt, weicht sie nördlich der Raab zunächst nach Westen zurück. Die östlichste Rauchstube ist hier die des »Hasenburger« nördlich von Studenzen an der Raab im Scheibengraben, die selbst schon als ganz vereinzelter Vorposten in der Gegend erscheint. Nach Norden hin folgen dann die von mir in Oberfeistritz bei Anger aufgenommenen Rauchstuben. Hier wendet sich unsere Grenze, der Streichrichtung der Fischbacher Alpen folgend, stark nach Nordosten. Es folgen die Rauchstuben der Pöllauer-²⁾ und Vorauer-³⁾ sowie der Friedberger-Gegend, womit wir wieder bei unserem Ausgangspunkt eingetroffen sind.

Nachdem wir somit die Merkpfähle ausgesteckt haben, wollen wir nun darangehen, an der Hand der Karte (Maßstab 1 : 250.000) die genaue Grenzlinie des heute noch geschlossenen Rauchstubengebietes zu bestimmen. In verkleinertem Maßstabe ist diese Linie auf der beiliegenden Karte mit schwarzer Farbe eingezeichnet.

Wir beginnen im Westen am Großglockner. Hier haben wir das oberste Mölltal noch als Rauchstubengebiet kennen gelernt. Das Gebiet nördlich vom Tauernkamm, das Gasteiner-Tal und die Gegend von Zell am See und nördlich bis hinauf über Lofer und über den Hirschbüchl ins bayrische Hochland um den Watzmann sowie auch östlich das ganze Großarlital habe ich persönlich kreuz und quer nach Rauchstuben durchforscht, aber nicht einmal eine Spur davon gefunden. Somit ergibt sich hier eine feste und sichere Grenzlinie, nämlich die durch die Tauern gebildete Drau-Salzach-Wasserscheide, die mit der nördlichen Kärntner Kronlandsgrenze zusammenfällt. Ganz genau ausgedrückt, verläuft diese Grenzlinie naturgemäß nicht am Kamm selbst, sondern etwas südlicher unter demselben gemeinsam mit der Linie der Dauersiedlungen, die ja begreiflicherweise nicht bis zum höchsten

¹⁾ Murko, M. A. G. 36, S. 23.

²⁾ Rhamm, a. a. O., S. 874.

³⁾ Bünker, M. A. G. 27, S. 174, 178, 180–182 und 185.

Kamm hinaufreichen. Dieser Grenzlinie folgen wir nach Osten bis zum Königsstuhl, dem Grenzpunkt Salzburgs, Kärntens und Steiermarks.

Dort wendet sich die Grenze des heute noch geschlossenen Rauchstubengebietes scharf nach Norden, indem sie der salzburgisch-steirischen Landesgrenze bis zur Mur bei Predlitz folgt. Nicht nur die Gegend von Murau, sondern das ganze Murtal bis Predlitz hinauf, das ich daraufhin durchwandert habe, ist Rauchstubengebiet. Dagegen hört die Rauchstube im Westen von Predlitz, also im Salzburger Lungau heute ganz plötzlich auf. Das Verbreitungsgebiet erscheint hier durch die Salzburger Landesgrenze wie abgeschnitten. So erzählten mir zum Beispiel in Kendlbruck, das nur eine halbe Gehstunde westlich von Predlitz, aber bereits auf salzburgischem Boden liegt, sogar die alten Bauern, daß sie die Rauchstube zwar von ihren steirischen Nachbarn her sehr gut kennen, daß sie aber im Lungau schon seit 50 oder 60 Jahren ganz abgekommen sei. Die Ursache dieser Erscheinung war ein scharfer salzburgischer Polizei-Erlaß, der das Abbrechen aller Rauchstuben bei Strafe verordnete. Ganz ebenso schneidet auch das Kärntner Rauchstubengebiet mit der Lungauer Südgrenze ab. Das Malta- und Liesertal ist bis zum Katschberg herauf reich an Rauchstuben, wie sowohl Rhamm und Bünker festgestellt haben und wie ich es auch selbst durch zahlreiche verlässliche Nachrichten an Ort und Stelle bestätigt fand. Freilich gilt all das Gesagte nur für die heutige geschlossene Verbreitung der Rauchstube. Seinerzeit hat der ganze Lungau, der ja sowohl geographisch als auch volkscundlich völlig das Gepräge des benachbarten obersteirischen Gebietes trägt, sicher zum geschlossenen Rauchstubenbereich gehört. Beim »Zollpeter« im Dorfe Muhr (im südlichen und zugleich Hauptquelltal der Mur) soll noch 1909 eine Rauchstube als die letzte in der Gegend bestanden haben. Ebenso habe ich bei St. Michael im Lungau sowie in Oberweißburg, Fehel und Krottendorf im Zederhaustal noch mehrere ganz deutliche Spuren von ehemaligen, jetzt aber umgestalteten Rauchstuben feststellen können. Heute muß aber der Lungau südlich der Mur als rauchstubenfrei bezeichnet werden.

Etwas anders verhält sich die Sache im Lungau nördlich der Mur. Hier nahm ich in Alzmannsdorf und in Seetal selbst noch im Jahre 1908 zwei Rauchstuben auf (beim »Geusch« und beim »Oigastner«) und konnte drei weitere beim »Döbnitzer«, »Berner« und »Traning« in der Gemeinde Sauerfeld durch verlässliche Auskünfte feststellen. Das heißt also, die Westgrenze des geschlossenen heutigen Rauchstubengebietes macht den einspringenden scharfen Dreieckzipfel, den die steirisch-salzburgische Landesgrenze östlich von Tamsweg gegen den Gstoder hin einschlägt, nicht mit, sondern springt südöstlich von Tamsweg, am Lasaberg von der Landesgrenze ab und verläuft in gerader Linie nach Norden auf den Preber zu.

Aber schon am Preber selbst springt unsere Grenze abermals von der Landesgrenze ab, um sie nun dauernd zu verlassen. Vielmehr wendet sie sich nun entschieden nach Osten und folgt auf ein langes Stück der Mur-Enns-Wasserscheide am Kamme der niederen Tauern. Die ganze Krakau, die ich genau durchforschte, sowie das Rantener- und Murauer-Gebiet sind zwar nicht gerade sehr dichte, aber doch noch immer deutlich geschlossene Rauchstubengebiete. Ebenso konnte ich östlich davon, im Schöderberg, am Kammersberg, im ganzen Wölzer- und Pusterwalder-Gebiet noch ziemlich viele Rauchstubenhäuser aufnehmen. Dagegen ist es nördlich der Mur-Enns-Wasserscheide mit der Rauchstube vollkommen vorüber. Ich selbst habe die Gegend von Radstatt, Schladming und Irnding durchwandert, meine Freunde Professor Dr. Muralter, der das ganze Sölker-Gebiet in sechswöchentlichen almgographischen Studien im Jahre 1908 durchforschte, und Finanzrat Dr. Wagner, der die Täler südlich von Schladming durchwanderte, beide genaue Kenner der Rauchstube, haben keine einzige mehr finden können. In die heutige Grenze des geschlossenen Rauchstubengebietes dürfen also diese Gegenden nicht mehr einbezogen werden. Die Rauchstuben im Pongau am Sonnberg bei Hütttau sowie die Grill-Rauchstube am Ostende des Grundl sees bilden weit vorgeschobene Vorposten. Sie beweisen aber immerhin gemeinsam mit den Spuren, die Rhamm im Pongau und bei Radstatt und die ich im Gebiete des Rottenmanner Tauern fand, daß dies einmal anders gewesen ist. Wir werden das im dritten Kapitel dieses Buches bestätigt finden.

Die heutige Grenzlinie des geschlossenen Gebietes verläuft also vom Preber über den Predigtstuhl, die Schoberspitze, den Hohenwart und den Großen Bösenstein nach Hohentauern. Das obere Pölstal, die Gaal und die Seckauer-Gegend sind — allerdings recht wenig dichte, aber immerhin noch — deutlich geschlossene Rauchstubengebiete. Obwohl die Rauchstube in den genannten Gegenden in den letzten Jahrzehnten rasch ausstirbt, ist sie doch überall noch sehr gut bekannt und ich habe selbst im Scharnitzgraben bei Pusterwald, in der Gaal, im Feistritzgraben und in der Seckauer-Gegend, ja selbst noch in Lind bei Knittelfeld (in einem erst um 1910 abgetragenen Haus) Rauchstuben aufnehmen können, während Rhamm solche aus der Gegend von St. Johann am Tauern und Hohentauern berichtet. Es ist also zweifellos sicher, daß diese, wenn auch heute nur mehr dünn mit Rauchstuben besäten Gegenden, in geschlossenem Zusammenhang mit dem viel dichteren Rauchstubengebiet des Zirbitzkogelbereiches stehen.

Bisher nahm unsere Grenze, mit Ausnahme des kurzen Stückes östlich von Tamsweg, durchaus einen sehr natürlichen, orographisch gut begründeten Verlauf.

Oestlich vom Hohentauern wird das auffallend anders. Man sollte meinen, hier würde nun die Grenze weiter der Mur-Enns-Wasserscheide über den Waldersattel folgen. Dem ist aber nicht

so. Daß das ganze Ennsgebiet um Liezen, Admont und in der ganzen Gegend von St. Gallen, Hieflau, Johnsbach und Eisenerz sowie das ganze Salztal bei Palfau, Wildalpen, Weichselboden, Gußwerk und Mariazell — alles Gegenden, die ich wiederholt und ausgiebig nach allen Richtungen durchforscht habe — vollkommen rauchstufenfrei sind, kann uns nach dem bisherigen Grenzverlauf weniger wundern. Aber auch das ganze Liesingtal sowie die Gebiete von Tragöß und Trofaiach, dann die ganze Eisenerzer und Vordernberger Gegend, die ich eigens darauf hin alle kreuz und quer und in längeren Aufenthalten durchsucht habe, sind vollkommen ohne jede Rauchstube. Vielmehr wendet sich unsere Grenze von Hohentauern ab sehr klar und deutlich nach Südosten und folgt dem Zuge der Seckauer-Alpen bis hinab an die Mur, die sie bei Kraubath erreicht.

Das Murtal selbst ist östlich von Kraubath, in der Gegend von St. Michael, Leoben und Bruck, vollkommen rauchstufenfrei. Nur in Hinterlobming bei St. Stephan ob Leoben¹⁾ und vereinzelt auf den Höhen südwestlich von Leoben und Bruck gegen die Hochalpe hin findet sich da und dort, aber auch schon sehr selten, noch ein Rauchstubehaus. Auch jenseits der Hochalpe ist das Gebiet des Laufnitzgrabens (westlich von Traföß bei Pernegg) heute ganz rauchstufenfrei, ebenso der West- und Nordabhang des Rennfeldes. Dagegen fallen Frohnleiten, Mixnitz und die Breitenau bereits wieder in das geschlossene Rauchstubengebiet.

Das heißt also: Von Hohentauern ab verläuft unsere Grenze, dem Kamme der Seckauer Alpen über den Reichartkogel, Zinken und Plankogel folgend, nach Kraubath herab, übersetzt dort die Mur und hält sich dann, den Stadtgebieten von Leoben und Bruck nach Süden ausweichend, gegen Osten über die Mugel und zur Hochalmspitze. Von dort verläuft sie weiter nach Osten, abermals hinab ins Murtal, das sie bei Mixnitz übersetzt, von wo sie sich nördlich zum Rennfeld hin wendet.

Von Süden reicht hierher das geschlossene, im Gebirge noch sehr dichte Rauchstubengebiet der Gleinalpe. In der Gegend von Adriach bei Frohnleiten und im Gamsgraben nahm ich selbst mehrere Rauchstuben auf, ebenso östlich der Mur im Breitenauer- und Züntangraben sowie im Roßgraben bei Mixnitz.

Aber auch von hier ab ist der weitere Grenzverlauf zunächst orographisch nicht motiviert. Denn anstatt, daß nun die Grenze vom Rennfeld an, dessen Nord- und Westhänge, wie ich mich selbst überzeugte, rauchstufenfrei sind, dem Zuge der Fischbacher Alpen nach Nordost folgen würde, übersetzt sie diesen Höhenkamm hinter dem Rennfeld und wendet sich nach Norden gegen die Gemeinden Graschnitz und Jasnitz dem Talboden der Mürz zu. Aber auch diesen selbst erreicht sie nicht. Vielmehr bleibt sie

¹⁾ Mitteilung der Lehrerin Frl. Gabriele Lechner.

auf dem halben Nordhang der Fischbacher Alpen und verläuft etwa in der Mitte zwischen dem Talboden und dem Kamm der Fischbacher Alpen, allerdings deren Streichrichtung folgend, nach Nordosten. So ist das obere Stanztal noch Rauchstubegebiet, da dort in Urberberg bei Stanz noch Rhamm eine Rauchstube aufgenommen hat¹⁾ und ebenso — wie ich mich selbst überzeugte — Roseggers Waldheimat »Alpl« ob Krieglach. Der Talboden der Mürz aber, den ich in den Gegenden von Veitsch, Krieglach, Mürzzuschlag, Neuberg und Mürzsteg selbst durchforschte, sowie das ganze Fröschnitztal und die Gegend von Spital am Semmering sind gänzlich rauchstubenfrei. Das wird auch durch die hauskundliche Literatur vollkommen bestätigt. Meringer hat auf seiner Forschungswanderung vom Semmering durch das Mürztal über Trofaiach bis Eisenerz und Admont²⁾ keine Spur einer Rauchstube gefunden und ebensowenig M. Marx im Talboden der Mürz.³⁾ Auch Peter Rosegger selbst teilte mir mit, daß es schon in seiner Kinderzeit (um 1850—1860) im Talboden der Mürz keine Rauchstubenhäuser mehr gegeben habe, daß aber die Gemeinde Krieglach-Alpl auch auf der Mürztaler Seite hin noch völliges Rauchstubegebiet gewesen sei.

Die Grenzlinie wird also hier am besten durch die Punkte Stanz und Pretul-Spitze bestimmt, die man durch eine Linie verbindet.

Fragen wir nun nach der Ursache jener eigenartigen Erscheinung, die sich in dem völligen Hinwegsetzen unserer Grenze über die orographische Führung im ganzen Gebiete zwischen den Seckauer Alpen und der Pretul-Alpe zeigt, so meine ich, daß diese Ursache lediglich wirtschaftsgeographischer Art ist. Es ist der Kultursegen der »Eisenwurzten«, der vom Erzberg aus ein ganzes Jahrtausend lang mächtig und wirkungsvoll jenes ganze Gebiet durchstrahlte und im Bannkreise seiner gewerkschaftlichen, kulturellen Höhe, die sich in all den Hammerwerken des St. Gallener-, Admonter-, Vordernberger-, Leobner und Mürztaler-Gebietes geltend machte, die alte Primitivform der Rauchstube wohl schon früh verdrängt hat. Auch in vielen anderen volkskundlichen Dingen äußert sich dies.⁴⁾ Hauskundlich zeigt dieses ganze Gebiet durchwegs zweigeschossige, im Unterteil fast immer gemauerte Bauernhäuser mit schönen Küchen und Kachelstuben, während die altertümlichen Haus- und Wohnformen der übrigen Kärntner und Steirer Gebirge hier nicht erscheinen.

Von der Pretul-Alpe wendet sich unsere Grenze über den großen Pfaff hinüber nach Osten zum Wechsel und folgt dann

¹⁾ Rhamm, a. a. O., S. 923, Fig. 130.

²⁾ Meringer, Studien zur germanischen Volkskunde, M. A. G. 23.

³⁾ M. Marx, Das Bauernhaus im Mürztale, Zeitschr. f. österr. Volksk. 1901, S. 8 ff.

⁴⁾ Vergl. meine Arbeit: »Zur Volkskunde des Gesäusegebietes« in der Zeitschr. d. Deutschen u. Oesterreichischen Alpen-Vereines 1919.

diesem nach Südosten bis in die Gegend von Mönichkirchen und Friedberg. Die Umgebungen von Fischbach, Birkfeld, Vorau und Pöllau sind durchaus geschlossene, zum Teil noch sehr dichte Rauchstubegebiete, während die Rauchstuben nördlich vom Wechselkamm in der »buckligen Welt« seit etwa 15 Jahren nach Dachler¹⁾ abgekommen sind.

Von hier an beginnt nun unsere Grenze zur ausgesprochenen Ostgrenze zu werden, die im ganzen naturgemäß verläuft und in ihrem südlichen Teil ein allerdings außerordentlich dünnes Rauchstubegebiet abgrenzt. Sie ergibt sich daraus, daß die von den Fischbacher Alpen nach Südosten und Süden abstreichenden Berg- und Hügelketten beiderseits der Raab sowie zwischen Raab und Mur immerhin noch zum geschlossenen Rauchstubegebiet gezählt werden müssen, während die Umgebungen von Hartberg, Fürstenfeld und Ilz sowie das Burgenland vollkommen rauchstubenfrei sind. Bei Friedberg springt unsere Grenze von der Landesgrenze ab, indem sie sich hier scharf nach Westen über Dechantskirchen und Eichberg gegen den Hartberger Ring und auf den Massenberg wendet und dann dem Höhenzuge folgt, der dem Talboden von Pöllau in einem nach Westen gerichteten Bogen ausweicht und hinüber zum Rabenwald führt. Dem Kämme des Rabenwaldes folgt die Grenze dann nach Südosten, springt aber oberhalb von Stubenberg scharf nach Süden ab und zieht, die Stubenbergklamm übersetzend, in gerader südlicher Richtung fort über die Ilz auf die Ilz-Raab-Wasserscheide, der sie bis gegen Fehring hin treu bleibt. Zwischen Feldbach und Fehring setzt die Grenze über die Raab und verläuft dann in fortwährend südlicher Richtung bis hinab ins Murtal, das sie westlich von Radkersburg erreicht.

Diese Grenze, über die wir uns kürzer fassen konnten, ist — wie gesagt — allerdings die Ostgrenze des äußersten Verbreitungsgebietes unserer Rauchstube. Die ganze Gegend südlich von Massenberg und Rabenwald muß ich nur deshalb noch zum geschlossenen Rauchstubegebiet rechnen, weil man in ihm eben doch auf Schritt und Tritt Spuren von ehemaligen Rauchstuben und da und dort, freilich selten, aber eben doch über das ganze genannte Gelände verstreut, auch noch wirkliche Rauchstuben antrifft. Freilich sind sie heute außerordentlich dünn gesät. Im Bereiche zwischen der Feistritz und der Mur konnte ich nur mehr nach verschiedenen Kreuz- und Querwanderungen vereinzelte und in der Gegend selbst als Seltenheiten bezeichnete Rauchstuben ausfindig machen. Schon auf der Ostabdachung, die vom Schöckel her nach Südosten zieht, werden die im nördlichen Gebirgstheil noch sehr dichten Rauchstuben wesentlich dünner gesät und die »Hasenburger« Rauchstube im Scheibengraben zwischen Windisch-Hartmannsdorf und Studenzen an der Raab ist seit mehr als zwanzig Jahren die einzige weitem in der dortigen

¹⁾ Dachler, Bauernhaus in Niederösterreich. Nachtrag 1905. S. 5/6.

Gegend. Dasselbe gilt von zwei Rauchstuben, die ich nördlich von Klöch an der steirisch-ungarischen Grenze beim »Bormichel« und beim »Sockenmacher« (im Gebiet zwischen Fehring und Radkersburg), und von den wenigen, die ich weiter westlich im Gebiete zwischen Feldbach und Mureck in der Gegend von Jagerberg aufgenommen habe. Da sich aber hier überall — im Gegensatz etwa zum Ennstal — doch noch ziemlich viele Spuren von Rauchstuben, die erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit umgestaltet wurden, vorfinden und die Rauchstube immerhin im ganzen Gebiet noch ziemlich bekannt ist, mußte ich unsere Grenzlinie doch so weit östlich ziehen. Man muß sich dabei nur dessen bewußt bleiben, daß diese Ostgrenze den Saum eines schon sehr seichten, stark und rasch abebbenden Meeres darstellt, der vielleicht schon in wenigen Jahren viel weiter im Westen wird gesucht werden müssen.

Weiter südlich, im Gebiete zwischen Mur und Drau ist dann die Ostgrenze des geschlossenen Rauchstuben-Verbreitungsgebietes durch die von Murko festgestellten Rauchstuben bei St. Anna am Kriechenberg,¹⁾ dann durch zwei weitere im Stanztal südöstlich von Mureck,²⁾ ferner etwas westlich davon durch Rauchstuben in St. Jakob bei Jahring und Drazenberg¹⁾ einerseits und durch eine Forschungswanderung andererseits bestimmt, die ich im Jahre 1912 zum Zwecke dieser Grenzfeststellung von Friedau aus quer durch die Windischen Büheln nach Luttenberg und Radkersburg unternahm und auf der ich keine Rauchstube mehr fand. Im Gebiete nördlich und nordöstlich von Mureck, bei St. Peter am Ottersbach, konnte ich dagegen noch Rauchstuben feststellen. Unsere Grenze zieht hier also von der Mur (zwischen Mureck und Radkersburg) in schräg südwestlicher Richtung bis an die Drau, die sie etwa bei Marburg erreicht. Es zeigt sich schon hier die auffallende und für unsere ganze Frage sehr bedeutsame Tatsache, daß diese Grenze (auch gegen die geographische Führung) dem rein slawischen Gebiet ausweicht und sich im ganzen an die Ausstrahlungen des deutschen Siedlungsgebietes hält.

Diese Erscheinung gilt nun für die ganze Südgrenze, allerdings cum grano salis. Sicher aber zeigen sich die rein slawischen Siedlungsgebiete, in denen (von Städten, die für unsere Frage nicht in Betracht kommen, abgesehen) kein deutscher Siedlungseinfluß wahrnehmbar ist, als rauchstubenfrei. Die ganze Südgrenze des geschlossenen Rauchstubengebietes verläuft immer etwas südlich von der Sprachgrenze, man könnte vielleicht am besten sagen, im Ausstrahlungsbereich des deutschen Einflusses. Oft und oft bekamen Murko, Bünker, Rhamm und ich, wenn wir in rein slowenischen Gebieten nach Rauchstuben fragten, die

¹⁾ Murko, M. A. G. 36, S. 22.

²⁾ Ebenda, S. 23.

bezeichnende Antwort: »Ja, weiter nördlich, deutscher Seiten zu, werdet Ihr noch finden«. Ich finde den Ausdruck »deutscher Seiten zu« in allen meinen Wander-Merkbüchern, die ich in jenen Gegenden mit mir trug. Nicht »in der deutschen Seite«, nicht auf der Sprachgrenze, sondern fast immer südlich von dieser, eben der deutschen Seite »zu«, verläuft die Südgrenze unseres Rauchstubegebietes. Eine Ausnahme bildet nur das deutsche Lessachtal, das vollkommen rauchstubenfrei ist, was wohl dadurch zu erklären ist, daß hier die Einflüsse des Tiroler Hauses sehr bedeutend ins Gewicht fallen.

Südlich von Marburg verläuft unsere Grenzlinie am Ostfuß des Bachern, bestimmt durch Murko, der das Verbreitungsgebiet der Rauchstuben vom Bachern bis zur Drann angibt,¹⁾ und durch die von Rhamm beim Brinjavec bei Oberfeistritz aufgenommenen Rauchstuben.²⁾ Ich selbst fand auf einer Wanderung von Windisch-Feistritz über St. Martin nach St. Heinrich am Bachern keine Rauchstube mehr.

Die Grenze folgt dann nach Westen hin zunächst genau der Drau-Save-Wasserscheide. Sie ist bestimmt durch die von Murko bei St. Kunigund am südlichen Bachernfuß³⁾ und von Rhamm bei Prichowa nordöstlich von Gonobitz⁴⁾ aufgenommenen Rauchstuben einerseits und durch meine im Sanntal und Cillier-Gebiet unternommenen Forschungswanderungen andererseits, die das ganze Sann- samt allen Nebentälern als rauchstubenfrei ergaben.

Weiter nördlich bei Windischgratz, wo Murko Rauchstuben nachweist,²⁾ verläßt unsere Grenze jedoch die genannte Wasserscheide und wendet sich westlich über den Ursulaberg und die Petzen, das Miestal überquerend, dem Jauntal zu. Dieses Grenzstück ist bestimmt einerseits durch die von Murko am Tolsti vrh bei Gutenstein⁵⁾ und durch die von Rhamm in Rinkenburg bei Bleiburg⁶⁾ aufgenommenen Rauchstuben und andererseits durch eine Wanderung, die ich zu diesem Zwecke von Eisenkappel aus über den Pastirksattel ins Logar- und Sanntal unternahm, wobei ich diese Strecke rauchstubenlos fand.

Dagegen wendet sich unsere Grenze westlich von Eisenkappel wieder dem Hauptkamm zu auf den Obir und folgt von dort aus bis gegen Villach hin dem Karawankenzuge. Dabei möchte ich auf das Wort Zug besonderes Gewicht legen, denn meiner Ueberzeugung nach bleibt die Grenze dabei vom Kamm ein gutes Stück mehr nördlich, als es durch die Grenze der Dauersiedlungen bedingt wäre. Auf Wanderungen um Klagenfurt und Maria Rain

¹⁾ Murko, M. A. G. 36, S. 22.

²⁾ Rhamm, S. 864, Fig. 118.

³⁾ Murko, M. A. G. 36, S. 23.

⁴⁾ Rhamm, a. a. O., S. 865.

⁵⁾ Murko, M. A. G. 36, S. 22.

⁶⁾ Rhamm, a. a. O., S. 866, Fig. 120.

konnte ich nicht nur in der Gegend von Völkermarkt, sondern auch südöstlich von Klagenfurt, in Zell bei Maria Rain, Rauchstuben feststellen. Ebenso berichtet Rhamm von Rauchstuben zwischen Drau und Karawanken, wo er ja auch in Unterloibl eine aufgenommen hat.¹⁾ Damit stimmt auch zusammen, daß ich in Gorintschach, in Rajach bei Lind und in St. Lambrecht bei Rosegg (alle drei im Drautal zwischen Villach und dem Wörthersee) Rauchstuben feststellen konnte. Dagegen fand ich im Gebiete von Schlatten bei Rosenbach (in der Nähe des Karawanken-Tunnellinganges) und um den Faakersee keine Rauchstuben mehr und erhielt von drei Bauern, die ich getrennt voneinander befragte, die Versicherung, daß es im »Rosentale« (das ist im Drautale südlich vom Wörthersee) keine Rauchstuben gebe, sondern daß diese nur »deutscher Seiten zu«, also nördlich davon vorhanden wären.

Gegen Villach hin wendet sich unsere Grenze dann noch mehr nach Nordwesten, wobei wohl der Einfluß des Villacher Stadtgebietes, das sie in einem nach Norden gerichteten Bogen umschließt, mitspricht, um dann westlich von Villach die Drau-Gail-Wasserscheide am Dobratsch zu erreichen, der sie nun bis in die Gegend von Oberdrauburg hinauf folgt.

Diese Grenzlinie ist sichergestellt einerseits durch zahlreiche Rauchstuben, die ich zwischen Ossiacher- und Wörthersee, zwischen Villach und dem Dobratsch, bei Bleiberg und Gummern und am Weißensee zum Teil selbst aufnahm, zum Teil feststellen konnte, und andererseits durch meine Wanderung, die ich zu diesem Zwecke vom Kreuzbergsattel, südöstlich von Sillian, durchs ganze Lessachtal unternahm und die mir dieses Gebiet ebenso rauchstubenfrei zeigte, wie dies Bünkers Forschungen für das Gailtal ergaben.

Bei Oberdrauburg übersetzt dann unsere Grenze die Drau und folgt, das Gebiet nordöstlich von Dölsach noch einschließend, der Drau-Möll-Wasserscheide bis zum Großglockner, bei dem wir wieder an unserem Ausgangspunkt angelangt sind. Dieser Teil der Grenzlinie ist bestimmt durch meine Aufnahmen in der Gegend von Oberdrauburg und Dölsach sowie durch Bünkers Forschungen im Lienzer-Gebiete und endlich durch die im Bauernhauswerk angegebene Rauchstube im obersten Mölltale.²⁾

Die auffallende Begleitung der deutsch-slowenischen Sprachgrenze durch unsere südliche Rauchstubengrenze, die, wie gesagt, meist etwas südlich von der Sprachgrenze hinzieht, ist schon verschiedenen Forschern aufgefallen. Rhamm, Murko und Bünker haben daraus den Schluß gezogen, daß die Rauchstube unmöglich slawischer Herkunft sein könne.

¹⁾ R h a m m, a. a. O., S. 861 und 866, Fig. 120.

²⁾ B a u e r n h a u s w e r k, Kärnten, Tafel 2.

2. Kapitel: Die heutige geographische Dichte der ostalpinen Rauchstuben.

Wir beginnen wieder im Westen. In der Gegend von Dölsach und im obersten Mölltale ist die Dichte der Rauchstuben recht gering. Es zeigt sich eben die ganze Gegend deutlich als Grenzgebiet jener Wohnform. Sehr sprechend kommt das schon darin zum Ausdruck, daß man sowohl im Defreggerhaus als auch in der benachbarten Rauchstube beim Lercher und ebenso in der Gemeinde Reintal, die bereits jenseits der Drau-Möll-Wasserscheide liegt, den Namen »Rauchstube« nicht mehr gebraucht, sondern überall schon »Kuchl« sagt. Ebenso verhält es sich im oberen Mölltal bis gegen Obervellach herab. Wo die Rauchstube dort noch vorkommt, beginnt sie, wenigstens dem Namen nach, schon zu einer »Kuchl« herabgesetzt zu werden, dem überwiegenden Vorherrschen des jüngeren Küchenstubenhauses folgend. Vielfach setzt auch die tatsächliche Umgestaltung der wenigen noch bestehenden Rauchstuben dieser Gegend schon ein. Die einzige Rauchstube des obersten Mölltales, beim »Pichler« in Putschall (bei Döllach)¹⁾, befindet sich bereits in Umformung. Wir haben es hier also deutlich mit einem Gebiet zu tun, in dem die Rauchstube im Aussterben ist und das vielleicht in sehr kurzer Zeit schon außer die Grenze des geschlossenen Rauchstubenbereiches fallen wird. Man wird hier die Dichte auf höchstens 5 Prozent einschätzen dürfen, wobei sie von Westen gegen Osten langsam zunimmt.

Ziemlich ähnlich verhält sich die Sache auch im benachbarten oberen Drautal. Nördlich von Oberdrauburg in Simmerlach und Irsche kommt sie noch vereinzelt vor, und auch der Name »Rauchstuben« ist dort noch ganz gut bekannt. Im Greifenburger-Gebiet ist der Talboden selbst vollständig rauchstubenleer, die südlichen Hänge des Drautales sind unbesiedelt und nur auf den nördlichen Hängen ist noch da und dort ein Rauchstubenhaus zu finden. Von einer Rauchstube im Knopnitzgraben nordöstlich von Greifenburg sagte man mir, daß sie eine der wenigen, vielleicht die letzte der noch bestehenden Rauchstuben dieser Gegend wäre. Früher habe es viel mehr gegeben. Auch aus dem Siflitz-Graben, östlich von Kleblach-Lind, konnte ich nur mehr eine sichere Rauchstube erfragen. So wird man also die Dichte der Rauchstube auch im Teile zwischen dem oberen Möll- und Drautal nicht über 2—5% annehmen dürfen.

Anders wird es, wenn wir zum Drauknie bei Sachsenfeld und zum Möllknie nach Obervellach kommen. Hier beginnt ein sichtlich dichteres Rauchstubengebiet. In Lendorf, Hirschberg und um Sachsenburg im Drautal, in der Gegend von Möllbrücken und bis hinauf nach Mühldorf im Mölltal ist sowohl mir als auch Bünker die Rauchstube überall als wohlbekannte und auch noch

¹⁾ Bauernhauswerk, Kärnten, Tafel 2.

unschwer anzutreffende Wohnform entgegengetreten.¹⁾ Man darf hier eine Durchschnittsdichte von 5% annehmen, die nach Osten hin zunimmt, bis sie im eigentlichen Millstätter-Gebiet 10% und mehr erreicht.

In den Gemeinden Kraut, Radl, Gritschach, Tangern, Treffling, Reich und Trasischk am Millstättersee hat Bünker 13 Rauchstubenhäuser eingehend aufgenommen²⁾ und außerdem die Verbreitung der Rauchstube zwischen Millstatt und Sachsenburg, dann bis Mühldorf im Mölltal, bis Leoben im Liesertal sowie in der Nörning und im Maltatal nachgewiesen.³⁾ Am dichtesten ist die Gegend vom Westende des Millstättersees hinauf ins Liesertal mit Rauchstuben übersät, wo mir aus der Umgebung von Lieserhofen noch viele Rauchstuben gemeldet wurden und wo ich Bünkers Nachrichten bis hinauf an den Katschberg ergänzen konnte. Dagegen sind an den Hängen unmittelbar nördlich vom Millstättersee heute nicht mehr viele Rauchstuben zu finden. In Großdombra und Laubendorf stieß ich auf solche, doch sagten mir die Leute, daß in den letzten Jahren vor dem Krieg die meisten abgekommen seien. Vorher sei »hin und hin« alles, bei jedem Haus, noch Rauchstube gewesen.

Südlich vom Millstättersee und im Drautal bei Laas und Paternion gibt es noch viele Rauchstuben (etwa 10%), während die Talhänge südlich der Drau fast unbesiedelt sind. Ich selbst nahm in Tölpitsch bei Gummern noch im Jahre 1909 vier Rauchstuben auf, erfuhr aber, daß auch dort in früheren Jahren viel mehr gewesen seien; desgleichen wurden mir aus den Gemeinden Puch und dem Drautal bis hinauf gegen Laas noch viele und in den Berglehnen im Süden, auf der Tratten und hinein in die Kadutschen und in Kreuzen nahe vom Weißensee noch ziemlich viele Rauchstuben gemeldet.

Auch westlich und nördlich vom Dobratsch, um Bleiberg und im Osten von Villach ist die Rauchstube gut bekannt, nimmt aber dort überall nach Norden hin an Dichte stark zu. Vom Oswaldiberg und von Villach angefangen, hinauf durch die ganze »Gegend«, und zwar vom Ossiachersee nordwestlich hinüber im Talgebiet des Arriachbaches über Tressen und Afritz beginnt ein dichtes Rauchstubengebiet (von 20% aufwärts), das nach Norden hin um Radenthein, Kaning, Patergassen und Ebene Reichenau an Dichte noch zunimmt. Auch nördlich vom Ossiachersee, wo ich selbst mehrere Rauchstuben aufnahm, über die Gerlitzten, bei Tiffen, Himmelberg, Mitterberg konnte ich durchwegs ein ziemlich dichtes Rauchstubengebiet feststellen. In diesem Gebiet, das namentlich um Reichenau, Patergassen und Radenthein an Volksaltertümern überhaupt noch sehr reich ist, hat Rhamm die besonders altertümlichen Rauchstuben beim »Hof-

¹⁾ Bünker, M. A. G. 32, S. 92.

²⁾ Bünker, a. a. O.

³⁾ Bünker, M. A. G. 32, S. 92/3.

michlsepp« in Windweg (im hintersten Gurktal) mit der Jahreszahl 1566 und die beim »Moritz« in St. Lorenzen bei Ebene-Reichenau mit dem alten Ringhof-Typus aufgenommen.¹⁾ Man kann hier heute noch überall eine Durchschnittsdichte von 20% annehmen, die gegen Nordosten ins Mettnitz- und St. Lambrechter-Gebiet noch sehr zunimmt, während sie nach Osten hin gegen Feldkirchen sowie im Talboden der Gurk selbst und noch mehr gegen Friesach und St. Veit hinaus sehr nachläßt.

Daß das Murauer- und noch viel mehr das St. Lambrechter-Gebiet als dichtes Rauchstubeengebiet zu bezeichnen ist, geht schon daraus hervor, daß ich zum Beispiel in der Gemeinde Lutzmannsdorf bei Murau, unmittelbar im Talboden der Mur und nahe von der Stadt Murau noch im Jahre 1908 ein Sechstel aller Häuser, also mehr als 20%, als Rauchstubenhäuser feststellen konnte. Besonders genaue Angaben besitze ich für das St. Lambrechter-Gebiet. Ich danke sie dem um die Volkskunde dieser Gegend hochverdienten Stiftskapitular P. Romuald Pramberger, mit dem ich selbst verschiedene Rauchstuben um St. Lambrecht aufnahm und der dann die große Güte hatte, für meine Arbeit in monatelanger Bemühung Haus für Haus abzugehen. Dabei ergaben sich noch 83 Rauchstuben in der St. Lambrechter-Gegend, und zwar 50 in der Umgebung von St. Lambrecht selbst, 15 in der Karchau (zwischen St. Lambrecht und Murau), 16 in St. Blasen (zwischen St. Lambrecht und Teufenbach), 2 in Ingolsthal und eine in der Probst (letztere 3 im Mettnitz-Gebiet), das heißt also, daß die Rauchstube in der St. Lambrechter-Gegend stellenweise noch eine Dichte von über 50% erreicht! Für dieses wertvolle Ergebnis sei Herrn P. Romuald auch an dieser Stelle der herzlichste Dank ausgesprochen.

Derselbe berichtete mir auch von Rauchstuben in Zeutschach und Pöllau bei Neumarkt, aus dessen Umgebung ich auch meinem Freunde Prof. Dr. Alois Muralter einige sichere Nachrichten über noch vorhandene Rauchstuben verdanke.

Nach Süden hin nimmt die Dichte der Rauchstube wieder stark ab. Im Jahre 1912 wurden mir um Gurk nur mehr 5 Rauchstuben bekanntgegeben und im Jahre 1918 konnte ich zwischen Gurk und St. Veit um Pisweg und Kraig nur mehr recht wenige Rauchstubenhäuser finden. Es spricht da allerdings der Umstand sehr mit, daß die südlichen Abhänge des Gurktales an sich schwach besiedelt sind.

Westlich von St. Veit konnte ich immerhin in Mühlbach und Schaumboden einige Rauchstuben nachweisen und aufnehmen, ebenso am Krappfelde mehrere feststellen, während Rhamm am Kraigerberg bei St. Veit einzelne und in Michelsdorf bei St. Michael im Zollfelde noch zehn Rauchstuben fand.²⁾ Noch weiter südlich,

¹⁾ R h a m m, a. a. O., S. 914—916 und 919.

²⁾ R h a m m, a. a. O., S. 872, Tafel I, Fig. 1—9.

im Hügelland zwischen Ossiacher- und Wörthersee, das freilich wieder an sich viel mehr bäuerliche Besiedlung besitzt, scheint die Dichte mindestens gleich zu bleiben (5—10⁰/₀), wenn nicht gar noch zuzunehmen. Ich konnte dort mehr als 30 Rauchstuben zum Teil selbst aufnehmen, zum Teil erfragen. Und zwar fand ich sie in den Gemeinden Wernberg, Winklern, Köstenberg, Ueberfeld, Dröschitz, Ebenfeld, Bärndorf, Moosburg, Goritschitschen, Simislau, Tuderschitz und Tultschnigg. Auch Murko hat von Rauchstuben im Gebiete zwischen Klagenfurt und Freudenberg (westlich vom Zollfeld) berichtet. Am Zollfeld selbst in der Gegend von Maria-Saal fand ich dagegen im Jahre 1918 keine Rauchstuben mehr.

Südlich vom Wörthersee und der Gurkmündung und noch mehr südlich der Drau nimmt die Dichte bedeutend ab, wie wir schon im 1. Kapitel festgestellt haben. Nur ganz vereinzelt erfragte ich in der Gegend von Waidisch und Zell; Rhamm stellte eine in Unterloibl und Murko einzelne im östlicheren Draugebiet fest.

Kehren wir nun wieder ganz nach Norden zurück, so finden wir in den Tauern, und zwar in der Krakau und im Schöderberg, ein noch heute deutliches, aber nicht sehr dichtes Rauchstubenbereich (etwa 5—20⁰/₀). Gegen Wölz hin nimmt es an Dichte etwas zu. Ich habe dort in den Gemeinden Katsch, Hinterburg, Liebenberg, Wieden, Winklern, Manhartsdorf, Reiming, Schönberg, Salchau und Pachern noch über 20 Rauchstuben teils selbst aufgenommen, teils erfragt. Doch nimmt die Dichte jenseits des Hohenwart, Zinken und Bocksruck in der Zeiringer-Gegend abermals ab, obwohl wir es hier mit einem tief abgelegenen Gebiet zu tun haben. Im Pusterwaldgraben und um St. Johann am Tauern sowie um Oberzeiring und im Pölstale kommen nur mehr sehr wenige vor. Wir werden aber später im 4. Kapitel sehen, daß gerade diese Gegend noch vor 200 Jahren dichtestes Rauchstubenbereich gewesen ist. Im Murtal selbst stellte Rhamm bei Scheifling noch eine fest,¹⁾ während ich das Murtal zwischen Unzmarkt und Judenburg ganz rauchstubenfrei fand. Nur im Süden gegen den Zirbitzkogel hin, bei Neumarkt (in den Gemeinden Zeutschach und Pöllau sowie in St. Helen und Jakobsberg) tauchen sie da und dort wieder auf, während sie weiter östlich um St. Peter bei Judenburg und noch mehr in den Gemeinden Oberweg und Reifling nahezu ganz aufhören. Ich kenne gerade in dieser Gegend jedes Haus.

Ganz anders wird die Lage östlich und südlich vom Zirbitzkogel. Gegen Obdach und Zeltweg hin tritt die Rauchstube schon bedeutend häufiger auf, namentlich die Gemeinden Hölltal, Kienberg, Katschwald sind dichte Rauchstubengebiete. Ich habe dort 32 festgestellt. Vom Zirbitzkogel reicht dieselbe Dichte

¹⁾ R h a m m, a. a. O., S. 862.

(20—30%) auf dem ganzen Osthang des Görttschitztales nach Süden bis unter Ebenstein, um dann gegen Völkermarkt hinab wieder etwas nachzulassen. Die Westseite des Görttschitztales ist nur im obersten Talstück dichteres, gegen Gutaring und noch weiter südlich hinab aber wieder sehr dünnes Rauchstubengebiet.

Ungefähr gleich liegen die Verhältnisse im Lavanttal. Der Talboden selbst ist fast rauchstubenlos, aber die beiden Hänge gegen Sau- und Koralpe sind im ganzen ziemlich, stellenweise sehr dichtes Rauchstubengebiet. Oben beim Obdachersattel ist die Dichte am Westhang größer als am Osthang, wo sie in den Gemeinden Schwarzenbach, Schoberegg und Größenberg auf etwa 10% herabsinkt. Dagegen ist sie weiter südlich im Lavanttal auf beiden Talhängen ziemlich gleich. Ich habe dort viele Rauchstuben in den Gemeinden Weitenbach und Twimberg, dann auf den Höhen zwischen Wolfsberg und St. Gertraud und noch mehr weiter südlich bis gegen Lavamünd hinab in den Gemeinden Ettendorf, Weißenberg, Matschenbloch, Unterbergen, Legerbuch und Niederhof und auf der südlichen Koralmabdachung gegen die Drau hinab in der Soboth, um Pernitzen gegen Hohenmauthen, Saldenhofen und Mahrenberg hin aufnehmen können.

Im Draugebiet bei Völkermarkt, Bleiburg und Gutenstein läßt die Dichte wieder nach. Das Tal der Drau selbst ist stellenweise rauchstubenlos, doch treten sie an anderen Stellen, zum Beispiel bei Saldenhofen, wieder dichter auf. Jedenfalls ist das ganze mittlere Drautal deutliches Rauchstubengebiet, ebenso die Nordhänge der Petzen, des Ursulaberges und des Bachernzuges, wo überall Rhamm und namentlich Murko Rauchstuben festgestellt haben. Doch ist im ganzen auch hier wieder ein deutliches Nachlassen der Dichte nach Süden hin, gegen und über die Sprachgrenze wahrzunehmen. Während im Lavant- und Görttschitzgebiet eine durchschnittliche Dichte von 10 bis 30%, stellenweise auch mehr, angenommen werden muß, sinkt diese Dichte im Drautal und auf den Nordhängen von Petzen, Ursulaberg und Bachern auf 5 bis 10% herab.

Zeigt sich so im Saualpen- und Zirbitzkogelgebiet eine Achse von dichten Rauchstubenflächen, die nach Westen hin in die Gurk-, St. Lambrecht- und Murauer-Dichtebezirke und vom letzteren aus wieder in die westkärntische Gruppe in festem (nur bei Neumarkt etwas dünnerem) Zusammenhange fortgesetzt erscheinen, so ist nach Nordosten und Osten hin von der Achse des Koralmzuges aus ein noch viel dichterer Zusammenhang ersichtlich.

Er führt in die Ostabdachungen der Glein-, Stub- und Koralpe hinüber, die wohl zu den dichtesten Rauchstubengebieten der heutigen Zeit zu zählen sind.

Im Murtal selbst erweist sich der Zusammenhang zunächst freilich noch als sehr dünn. Es sind nur sehr wenige Rauchstuben, die ich in den Südhängen der Seckauer Alpen feststellen konnte, und nicht viel mehr (nämlich insgesamt nur 7), die ich

in der Nordwestabdachung des Gleinalmgebietes gegen Knittelfeld hin in den Gemeinden Rachau, Glein und Gleingraben aufnahm. Ganz rauchstubenlos ist, wie wir schon hörten, das Murtal selbst zwischen St. Michael und Bruck.

Allein dieses Bild ändert sich sofort gewaltig, wenn wir die genannten Gebirgrücken übersteigen und auf die östliche Abdachung hinübergehen. In diesen Ostabdachungen des Glein-, Stub- und Koralmzuges haben Dr. Wagner, Bünker und ich 246 Rauchstuben aufgenommen, und zwar 27 im nördlichen Teil zwischen Hochalpe und dem Uebelbach, 46 zwischen dem Uebelbach und der Kainach, 102 zwischen der Kainach und Sulm und 71 zwischen der Sulm und Drau. Natürlich sind das nicht alle Rauchstuben dieses Gebietes; man wird vielmehr ihre wirkliche Anzahl wohl auf das Dreifache schätzen dürfen. Namentlich gilt dies für das hintere Koralmgebiet, wo in einzelnen, höherliegenden Gemeinden, zum Beispiel im Klosterwinkel, über 70% aller Häuser Rauchstuben besitzen. Die durchschnittliche Dichte im ganzen genannten Gebiet ist sicher 30 bis 50%.

Nach Norden hin, im eigentlichen Hochalmbereich, läßt diese Dichte sehr stark nach, ebenso nach Osten gegen die Ebene hin. Aber auch hier ist der nördliche Teil, namentlich das Murtal zwischen Bruck und Graz, viel dünner mit Rauchstuben bedeckt als der südliche, von dem einzelne Täler, so das Kainach- und mehr noch das Laßnitz-, Sulm- und Saggautal immer noch eine Dichte von 10 bis 20% aufweisen. Im Talboden der Mur selbst fand ich zwischen Bruck und Spielfeld gar keine Rauchstube mehr, was selbstredend verkehrsgeographische Ursachen hat, ebenso wie in den vollkommen rauchstubenfreien Gebieten des Grazer- und Leibnitzerfeldes. Dagegen findet man sie knapp an den Rändern dieser Flächen überall noch, mindestens in deutlichen Spuren. Auffallend dünn gesät sind sie auch im unteren Staintal und im Sautal (5 bis 10%), während sie im »Kainachboden«, um Ligist und Lieboch, sowie auch südlicher im »deutschen Boden« um Deutsch-Landsberg, Schwanberg, Eibiswald und Arnfels wieder viel dichter auftreten.

Die südliche Abdachung der Koralpe und die nördliche des Bachern, also die Hänge beiderseits der Drau, sind von Murko und zum Teil auch von mir selbst immer noch als deutliche Rauchstubegebiete festgestellt, wenn sie auch viel weniger dicht sind als die oberen Teile der Ostabdachung der Koralpe. Die Abnahme der Dichte nach Osten hin läßt sich aber auch hier sehr deutlich ersehen, da die Dichte um Saldenhofen noch bedeutend größer als die um Maria Rast, und die dortige wieder größer als die um Marburg ist. Noch geringer ist die Dichte am Südhang des Bachernzuges.

Das Rauchstubegebiet östlich der Mürz und Mur zeigt eine sehr rasche und starke Dichte-Abnahme nach Südosten. Das dichteste Gebiet dieses Teiles ist an einer Stelle, wo man es

zunächst nicht vermuten würde, nämlich im Norden von — Graz. Hier, allerdings schon nördlich vom Schöckel, und zwar sowohl östlich von Semriach als auch ganz besonders im Quellgebiet der Raab, stieß ich auf ein Rauchstubengebiet, das stellenweise dem der oberen Koralm-Ostabhänge an Dichte kaum viel nachsteht. In einzelnen Gemeinden, namentlich im Raabgraben bis Passail herab, ist fast jedes Haus noch Rauchstubenhaus und in den Gemeinden Neudorf und Pölla, Windhof und Ritzendorf bei Semriach stellte ich noch über 40 Rauchstuben fest. Ebenso ist um Gutenberg, in Garrach noch ein sehr dichtes Rauchstubenbereich wahrzunehmen. Dieses Dichtegebiet beginnt östlich von Frohnleiten im obersten Schremsgraben und erstreckt sich bis gegen Passail und Weiz nach Osten. Es setzt sich aber auch — allerdings mit abnehmender Dichte — nach Nordosten über die Rauchstubengebiete von Anger, Feistritz, Birkfeld und über den Zetz, Rabenwald und Masenberg bis in die Vorauer und Wechsel-Rauchstubengruppe hin fort, während es nach Südwesten hin, freilich durch das Murtal bei Mixnitz und Frohnleiten unterbrochen, an das Gleinalpengebiet Anschluß findet.

Im ganzen kann es wohl als der stehengebliebene, zum Teil noch dichte Rest eines einst sehr dichten Rauchstubengebietes betrachtet werden, das vom Gleinalmbereich herüber und dem Zuge der Fischbacher Alpen folgend nach Nordosten zum Wechsel reichte, heute aber an seinen Rändern bereits rasch abebbt.

Nach Südosten hin ist dieses Abebben schon sehr stark fortgeschritten. Das Hügelland nordöstlich von der Raab und südöstlich vom Bergzug Schöckl-Zetz-Rabenwald ist bereits ein sehr dünnes Rauchstubengebiet, das allerdings bis gegen Graz hin deutlich bleibt, da ich noch zwei Wegstunden östlich von Graz, beim »Weberfastl« in der Gemeinde Fölling nördlich von Maria Trost, eine Rauchstube feststellen konnte. Wie dünn aber das südöstliche Verbreitungsgebiet mit Rauchstuben bedeckt ist, zeigt sich daraus, daß ich im ganzen ausgedehnten Gelände des Hügellandes, das vom Schöckel und von der Raab im Norden, von der Mur im Westen und Süden und von der steirisch-ungarischen Grenze im Osten begrenzt wird, im ganzen, trotz vieler Streifzüge, nur mehr 15 wirkliche Rauchstuben und außerdem noch 13 deutliche Spuren feststellen konnte. Ich bin überzeugt, daß man selbst bei einer von Haus zu Haus vorgenommenen Aufnahme in diesem ganzen Landesteile kaum mehr als 30 Rauchstuben finden würde. Die Ellipse des Grazerfeldes selbst ist vollständig rauchstubenfrei und die Gegend östlich und südöstlich davon besitzt eine Dichte von höchstens 2‰.

Nicht wesentlich anders sind die Verhältnisse im südlich anstoßenden Landstrich zwischen Mur und Drau, also im Gebiete der Windisch-Büheln und des östlichen Poßruckzuges. Auch dort haben Murko und zum Teil ich selbst ein schon im Westen sehr dünnes, nach Osten hin aber ganz ausebbendes Rauchstuben-

gebiet angetroffen. Südlich der Drau hört dann die Rauchstube in dieser östlichen Länge überhaupt auf, um dem reinen und dem zum »oberdeutschen Haus« umgeformten slawischen Hiša-Haus Platz zu machen, das wir nicht mehr als Rauchstube in unserem Sinne gelten lassen können.

Wenn wir diese Uebersicht zusammenfassen, so ergibt sich im ganzen genommen folgendes Bild.

Kärnten und Steiermark besaßen um 1910 insgesamt zirka 120.000 selbständige Bauernhäuser. Von diesen fällt gut ein Drittel außerhalb des Verbreitungsgebietes der Rauchstube. Schätzen wir die Zahl der Rauchstubenhäuser für dasselbe Jahr auf ungefähr 3000, so stellt sich das beiläufige Verhältnis auf 90.000:3000, was eine Durchschnittsdichte von 1:30 ergibt.

Diese Durchschnittsdichte sagt aber insofern wenig, als die einzelnen Gebiete sich gar nicht nach dieser Zahl richten, vielmehr, wie wir sahen, eine große Mannigfaltigkeit in ihren Dichteverhältnissen zeigen.

Im wesentlichen bedeckt die ostalpine Rauchstube die hydrographischen Gebiete der Ober- und Mittelläufe des Mur- und Drautales und den Oberlauf des Raabtales. Orographisch gruppiert es sich um die Züge der Tauern im Verlaufe Sonnblick-Königsstuhl-Eisenhut, dann um die der Seetaler- Sau-, Glein-, Stub- und Koralpen, sowie der Fischbacher Alpen und des Wechsels und endlich um die Nordhänge der Karawanken und des Bachern. Deutlich zeigt sich dabei ein Zu- und Abnehmen der Dichte mit dem Zu- und Abnehmen der Höhenlage. Wir fanden die dichtesten Rauchstubengebiete der Gegenwart in den Millstädter, Gurktaler, Seetaler Alpen, in der Saualpe, in der Glein-, Stub- und Koralpe und in den Fischbacher Alpen und ihren Abdachungen. Ebenso zeigten sich die dünnsten Rauchstubengebiete in den großen Talböden der Mur und Drau, der Gurk und Lavant. Ueberall nimmt die Dichte im Oberlaufe der Täler und ihrer Seitengraben zu.

Aus dieser heutigen Verbreitung und Dichte der Rauchstuben wäre man also sehr stark versucht, die ganze Rauchstubenfrage mit dem geographischen Landschaftsbilde in Zusammenhang zu bringen, das heißt in der Wohnform der ostalpinen Rauchstube weniger eine ethnographische Erscheinung als vielmehr eine Gebirgsform des Wohnbaues zu sehen.

Allein zwei Dinge sind es, die uns vor solchem Trugschlusse warnen. Einmal die Tatsache, daß gerade die Hauptzüge der Ostalpen, nämlich der Tauernkamm einerseits und die julisch-karnischen Alpen andererseits, nicht die Achsen, sondern im wesentlichen Grenzen des Rauchstubengebietes darstellen, sowie die Tatsache, daß das Verbreitungs- und das Dichtengebiet gerade mit dem Hauptanstieg nach Westen hin, nämlich mit dem Großglockner abbricht, und dann zweitens die schon bisher sehr deutliche Wahrnehmung, daß wir in zahlreichen Gegenden in der heutigen Dichte nur mehr Resterscheinungen

und also einen Rückgang der Rauchstuben zu sehen haben, der das Bild an vielen Stellen in wenigen Jahrzehnten gänzlich verändert hat. Ebenso haben wir den deutlichen Einfluß verkehrsgeographischer und wirtschaftsgeschichtlicher Verhältnisse sowohl auf die Verbreitung als auch auf die Dichte der heutigen Rauchstubengebiete klar und deutlich wahrnehmen können.

Das orographische Bild behält also seine Bedeutung nur für den Rückgang der Rauchstuben: Ihre aussterbenden Reste klammern sich deutlich an das Gerippe der abgelegeneren Gebirgszüge. Und insofern sehen wir heute recht, wenn wir, wie dies der Kameralverwalter des Bezirkes Fohnsdorf I. F. Knaffl für seine Gegend schon im Jahre 1813 tat,¹⁾ in der Rauchstube heute eine Erscheinungsform des volkstümlichen Wohnens sehen, die im allgemeinen an eine gewisse Höhe gebunden ist. In besonderen Fällen — man denke an die Gegenden von Kraig und Feldkirchen in Kärnten, von Ligist, Eibiswald, Deutsch-Landsberg, Arnfels, Maria Trost und andere in Steiermark — gilt diese Auffassung aber nicht einmal noch heute.

Um so weniger kann sie für frühere Zeiten und damit für die Geschichte des Rauchstubenhauses Geltung besitzen. Für diese sagt uns die Orographie tatsächlich nichts.

Viel eher zeigt sich da ein hydrographischer Zusammenhang, nämlich die Verbreitung, die durch die Flußtäler der Drau, Mur und Raab gegeben ist. Das aber spricht deutlich für eine besiedlungsgeschichtliche Herkunft unserer Wohnform, und zwar für ein flußaufwärts, das heißt von Osten nach Westen gerichtetes Eindringen der Rauchstube. Alle Völker, die unser Gebiet für lange Zeiten besiedelt haben, sind dieser Richtung gefolgt, und nur so ist auch das plötzliche Abbrechen im Westen zu erklären.

Klar aber können wir in dieser Frage erst dann sehen, wenn wir uns nicht nur über die heutige, deutlich als Resterscheinung erkennbare geographische Verbreitung und Dichte der Rauchstube ein Bild gemacht haben, sondern vielmehr erst, wenn wir die einstige Verbreitung und Dichte des ostalpinen Rauchstubenhauses festzustellen in der Lage sind. Dies zu erreichen ist daher unsere nächste Aufgabe.

3. Kapitel: Die einstige geographische Verbreitung der ostalpinen Rauchstube.

Wir beginnen auch hier wieder im äußersten Westen unseres Gebietes. Da haben wir zunächst eine Nachricht bei Rhamm²⁾ zu beachten, die folgenden Wortlaut besitzt: »In Tirol ist jede Spur einer Rauchstube verloren; selbst im Iseltal, wo ich nun schon vor 15 bis 20 Jahren (um 1890) danach forschte, habe ich, wie auch im Kaiser- und Defereggental, keine Ueberlieferung von solchen ausfindig machen können. Nur wurde mir gesagt, daß in alten

¹⁾ Steierm. Landesarchiv, Hs. Nr. 508.

²⁾ R h a m m, a. a. O., S. 894, Anm.

Häusern ehemed (auch wohl noch heute im Sommer) die Küche, die dann der größte Raum war, den gewöhnlichen Aufenthalt darstellte.« Diese Nachricht ist meines Erachtens doch danach angetan, daß wir aus ihr eine Spur ehemaliger Rauchstuben herauslesen dürfen.

Das Iseltal (zu dem das Deferegggen- und das Kalsertal Seitengraben bilden) mündet bei Lienz. Abgesehen nun davon, daß wir heute noch gleich östlich davon, nämlich ober Dölsach, sichere Rauchstuben haben, finden sich auch in Bünkers Arbeit über das Bauernhaus der Lienzer-Gegend Wohnformen, die mir als ganz deutliche Spuren ehemaliger Rauchstuben erscheinen. Im »Stofflerhaus« in Stribach¹⁾ zeigt sich in der heutigen »Küche« eine Verbindung von Herd und Backofen, die vollkommen die Form der Millstätter Rauchstuben-Feuerstätte besitzt, und im »Wutzhaus« in derselben Gemeinde²⁾ steht das Tischwinkel noch heute in der »Küche«, während der heutige Sparherd an der Fensterseite ohne Zweifel neu ist und statt seiner in früheren Zeiten ein alter, mit dem im selben Raume befindlichen Backofen verbunden gewesener Herd angenommen werden darf. Der Name »Küche« sagt heute hier und im Iseltal genau so wenig als in Stronach und im obersten Mölltal, wo wir ihn ebenfalls für heute noch bestehende zweifellose Rauchstuben gefunden haben. Ich halte daher dafür, daß wir das Drautal bis hinauf etwa nach Abfaltersbach, sowie das Iseltal samt seinen Seitengraben als ehemalige Rauchstubegebiete anzusprechen haben, um so mehr als sie auch sonst »nach ethnographischen Merkmalen« (zum Beispiel dem Hofbau) »dem benachbarten Kärnten zugerechnet werden müssen.«³⁾ Wenn alte Leute vom Gebiete des Iseltales sagen: »daß dort die Küche in früheren Zeiten der größte Raum war und den gewöhnlichen Aufenthalt darstellte«, so heißt das meines Erachtens nichts anderes, als daß sie, wie im Mölltal und in Stronach und Reintal, eben eine Rauchstube war, die man nur — wie dies in allen Grenzgebieten der Fall ist — »Küche« nannte. Demnach hätte also die einstige Westgrenze bis gegen Innichen hinauf gereicht, das heißt bis zur alten bajuwarisch-slawischen Grenze, als welche im Jahre 769 der Anraserbach angegeben wird. Die Grenze wäre dann nach Norden hin auf der Wasserscheide zwischen Rienz- und Drau-Gebiet über das Pfannhorn und die Rote Wand auf den Hoch-Gall und zur Rödl- und Dreiherrnspitze verlaufen.

Noch weiter westlich haben wir für den mittleren und südlichen Teil Tirols keinen Grund, ehemalige Rauchstuben anzunehmen. In den Weistümern sowie in den Landes- und Reisebeschreibungen findet sich nicht der mindeste Hinweis und auch die Hausforschung verrät gar keine Spuren. Auffallend ist nur

¹⁾ Bünker, M. A. G. 44, S. 351, Abb. 10, u. S. 354, Abb. 12.

²⁾ Bünker, M. A. G., S. 356, Abb. 16.

³⁾ Rhamm, a. a. O., S. 827.

eine Tatsache, nämlich das Vorkommen des Rhammschen »Doppelhauses« (Mittelflurhauses) in der Brixner Umgebung, an der unteren Eisack auf der Hochfläche von Kastelrut und Seis sowie im Passeier-, Sarn-, Ulten- und Eggental, wo auch ebenso wie im Zirbitzkogel-Gebiet die Bezeichnung »Feuerhaus« für das Wohnhaus auftaucht.¹⁾ Da aber Rhamm selbst nicht die mindeste Spur für ein ehemaliges Vorkommen der Rauchstube in diesen Gegenden aufgefunden hat und der Herd nirgends in Verbindung mit dem Backofen vorkommt, so besteht für uns dennoch kein Grund, die ehemalige Verbreitungsgrenze so weit westlich zu ziehen.

Anders steht die Sache im Norden. Denn hier finden wir in einem Weistum des Jahres 1538 für die Gegend von Stams im Oberinntal (westlich von Innsbruck) Rauchstuben genannt! Auf einer Pergamenthandschrift des Klosters Stams vom genannten Jahre ist in den Weistümern dieser Gegend²⁾ ausdrücklich verboten, »daz niemand flachs derre oder berait in rauchstuben bei fünf phunden«. Obwohl wir da ein überraschend weit westliches Gebiet antreffen, scheint mir dennoch die Ansicht der Herausgeber, die das Wort als »Selchkammer« erklären, irrig zu sein. Ich meine vielmehr, daß wir da um die Tatsache wirklicher Rauchstuben in unserem Sinne nicht herumkommen. Man muß nur die vollkommen gleichlautenden Bezeichnungen an vielen Stellen der Kärntner und Steirer Weistümer dazu halten, in denen überall unsere Rauchstube gemeint ist. Was hätte es denn auch für einen Sinn, das Flachsdörren in Selchkammern zu verbieten? Die Feuergefährlichkeit besteht dort doch nicht zurecht. Und wenn man in Tirol wirklich Selchräume als »Rauchstuben« bezeichnet hätte, müßte sich das Wort ja auch sonst in den Weistümern des Landes finden. Es kommt aber nicht ein einzigesmal vor. Nur in Steiermark und Kärnten treffen wir es, wie gesagt, wiederholt in ganz demselben Gebots-, beziehungsweise Verbots-Zusammenhang an;³⁾ und nur in Rauchstuben in unserem Sinne, als Wohnraum, ist die Feuergefährlichkeit des Flachsdörrens, das man, nach diesen Verboten zu schließen, eben da und dort in wirklichen Rauchstuben vorgenommen hat, einleuchtend.

Wir stehen da vorerst vor einem Rätsel.

Glücklicherweise besitzen wir gerade über das Bauernhaus von Stams eine sehr genaue Arbeit Bünkers.⁴⁾ Auf den ersten Blick findet sich freilich auch in dieser Arbeit keine Spur einer Rauchstube. Allerdings stammt das älteste, noch heute datierte

¹⁾ Rhamm, a. a. O., S. 815—826 (»Das Südtiroler Doppelhaus«).

²⁾ Zingerle-Sternegg, Tiroler Weistümer, Wien 1877, Bd. II., S. 60, Zeile 14/5.

³⁾ Bischoff und Schönbach, Steirische und kärntnische Taidinge, Wien 1881

⁴⁾ Bünker, Das Bauernhaus in der Gegend von Stams im Oberinntale, M. A. G. 36, S. 187 ff.

Haus der Gegend (Windfang Nr. 33) aus dem Jahre 1654, ist also um mehr als 100 Jahre jünger als jenes Weistum. Dagegen soll nach Bünkers Berichten ein anderes von ihm aufgenommenes Haus (Barwies Nr. 17/18), das heute nur die Jahreszahl 1715 erkennen läßt, noch kurz, ehe Bünker in die Gegend kam, eine zweite Jahreszahl, nämlich 1317(!) gezeigt haben. Wenn wir diese 1317 auch ziemlich beruhigt auf 1517 umdatieren dürfen, da von Laien die gotischen Ziffern 3 und 5 regelmäßig verwechselt werden, so führt uns doch auch die letztere Jahreszahl noch in eine Zeit zurück, die vor unsere Weistumstelle fällt. Leider ist nun bei diesem Haus gerade der Raum, auf den es hier ankommt, zu einem Verkaufsgewölbe umgewandelt. Allein

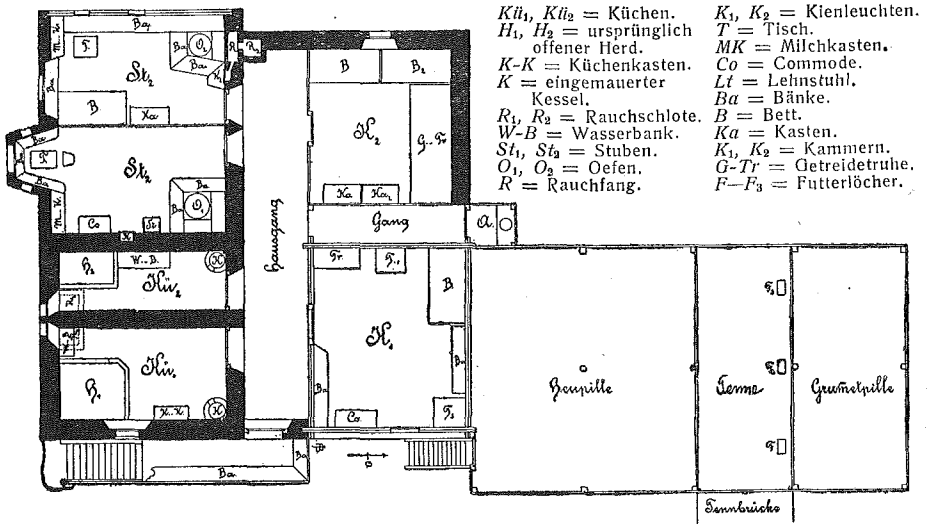


Abb. 1. Haus in Barwies Nr. 17/18 bei Stams im Oberinntale.

der Grundriß (Abb. 1) gibt uns doch zu denken. Im Gegensatz zu allen übrigen, von Bünker in dieser Gegend aufgenommenen Bauernhöfen nimmt nämlich nur hier das Wirtschaftsgebäude nicht die ganze Breitseite des Wohnteiles ein, sondern schließt genau mit der Linie ab, mit der auch jener fragliche Raum abschließt. Es ist also wohl anzunehmen, daß die heutigen Stuben St. 1 und St. 2 sowie der zum Abort führende Quergang und die Kammer K 2 spätere Zubauten sind. Dann hätten wir als ursprünglichen Kern den fraglichen Raum Kü. 1 und Kü. 2 (die nach Bünker ehemals ein Raum gewesen sind), ferner die Hausflur und jenseits derselben die Kammer K 1, an die in gleicher Breite das Wirtschaftsgebäude anstößt. Der Wohnteil böte also dann die Form des reinen »Doppelhauses«, und zwar — was besonders wichtig ist — mit einem einzigen heizbaren

Raum. Nun berichtet Bünker zudem, daß der alte Herd in Kü. 1 den Backofen in sich schließt¹⁾ und daß dieser Herd vollkommen einem noch älteren ehemaligen entspräche, der früher in dem für uns in Betracht kommenden Raum des Erdgeschosses (jetzt Verkaufsgewölbe) gestanden sei. Da zudem nur bei diesem Hause heute noch ein zweiter Eingang auf der Langseite²⁾ vorhanden ist, wie er sich sonst nur bei unserem kärntischsteirischen Doppelhaus findet, so ist — im Zusammenhalt mit jener Weistumstelle — die Möglichkeit, daß wir es hier mit einer, allerdings sehr verbauten Spur einer einstigen Rauchstube zu tun haben, wohl gegeben.

Dazu kommt nun noch ein Zweites. Das Haus Nr. 32 in Windfang ist³⁾ zwar nicht datiert, aber, wie Bünker sagt, »ein Haus von nicht nur recht altertümlicher Form, sondern gewiß auch von sehr hohem Alter...« Dieses Haus besitzt nun eine Küche mit sehr großem (fast ein Viertel des Raumes beanspruchenden) offenen Herd, neben dem sich unmittelbar die Einheiz in den aus der Küche ins Freie hinausgebauten Backofen befindet.

Noch wichtiger als dies alles ist aber die Tatsache, daß Bünker selbst, der von jenem bisher in der ganzen hauskundlichen Literatur unbeachteten Weistumstelle keine Kenntnis hatte, als Ergebnis seiner im Gebiete von Stams vorgenommenen Forschungen zu der sowohl Bancalari⁴⁾ als auch Deininger⁵⁾ widersprechenden, von ihm aber sehr wohl begründeten Ansicht gelangt, daß das Haus jener Gegend aus einem alten, holzgebauten Mittelflurhaus (also unserem »Doppelhaus«) hervorgegangen sei, das im Gegensatz zum alemannischen Haus einen Flur ohne Feuerstätte, also eine ursprünglich offene Laube besessen habe. An anderer Stelle (S. 235) sagt Bünker ausdrücklich, daß »das Bauernhaus des oberen Inntales in seiner Anlage mit jenem des deutschen Oberkärnten sehr viel, sogar ins kleinste gehende Aehnlichkeit« aufweise. Diese Angaben nötigen uns zusammen mit der angeführten Weistumstelle, vorläufig an dem Wortlaut dieser Stelle festzuhalten und für den Anfang des 16. Jahrhunderts die Möglichkeit des Vorhandenseins von Rauchstuben um Stams im oberen Inntale nicht auszuschließen.

Von dort an nach Osten fehlt allerdings sowohl im ganzen Inn- als auch im Salzachtal jede Spur einer Rauchstube. Ich konnte weder um Zell am See noch um Lofer, auch nicht im Gasteiner- und Großarlal irgendeinen Anhaltspunkt für das ehemalige Vorhandensein einer Rauchstube finden. Immerhin aber dürfen

¹⁾ Bünker, a. a. O., S. 197.

²⁾ Ebenda, Abb. 14.

³⁾ Bünker, a. a. O., S. 212 f., Abb. 32 u. 33.

⁴⁾ Bancalari, Die Hausforschung und ihre Ergebnisse in den Ostalpen. Zeitschr. d. D. u. Oe. A. V. Wien 1893.

⁵⁾ J. W. Deininger, Das Bauernhaus in Tirol und Vorarlberg.

wir eine Tatsache nicht übersehen, auf die ich schon bei einer im Jahre 1908 veröffentlichten Arbeit aufmerksam gemacht habe,¹⁾ nämlich den auffallenden Umstand, daß das Wohnhaus im ganzen Inn- und Salzachtal durchgängige Vorhäuser besitzt, also in der Grundrißanlage des Wohn teiles dem »Doppelhaus« entspricht. Dagegen aber ist eine andere sehr wichtige Tatsache zu halten, die sehr gegen das Vorhandensein ehemaliger Rauchstuben aussagt, nämlich die Bezeichnung des Flurs oder Vorhauses als »Haus«. Das beweist nämlich in der Regel ganz sicher, daß der alte Herdraum hier, an der Stelle, wo jetzt der Hausflur liegt, gewesen ist und daß der alte Name »Haus« (ipsa domus), der diesem einstigen Herdraum eigen war, an der Stelle haften blieb. Es ist dies eine völlig andere Entwicklung als bei unserer »Labn«, und Dachler hat da sicher im ganzen recht, wenn er mit Henning und Meringer der Ansicht ist, daß die Bezeichnung »Haus« für Vorhaus immer den einstigen alten Herdraum in der Mitte des Hauses (und ohne Laube) bedeutet, also keine Rauchstubenspur sein kann. Nur »wo das Vorhaus ‚Labn‘ heißt«, sagt Dachler,²⁾ »wie im größten Teil von Steiermark, in Kärnten, Krain (?) und auch meist (?) in Tirol, kann man die ehemalige Verbreitung der Rauchstube im allgemeinen annehmen«. Ich bemerke, daß die Fragezeichen in diesem Zitat von Rhamm stammen, der sie mit Recht hiehergesetzt hat. Denn in Krain und in Tirol heißt das Vorhaus in der Regel eben nicht »Labn«, sondern veža und »Haus«.

Allerdings ist nun dieses Kennzeichen nicht überall mit aller Schärfe geltend. Denn ebenso wie wir in Grenzgebieten der Rauchstube (zum Beispiel um Dölsach, aber auch um Studenzen an der Raab in der Oststeiermark) gesehen haben, daß man dort diesen Raum nicht mehr »Rauchstube«, sondern »Kuchl« nennt, eben weil die Mehrzahl der umliegenden Häuser nur mehr »Kuchln« besitzt, ebenso zeigt sich in solchen Grenzgebieten auch eine Verwischung der Begriffe »Haus« und »Labn«.

Wir werden später einzelne Fälle sehen, wo man die wirkliche »Labn« von Rauchstubenhäusern dennoch »Haus« nennt, offenbar deshalb, weil eben die betreffenden Fälle in Gebieten liegen, die in ihrer Mehrzahl von Nicht-Rauchstubenhäusern bedeckt sind. Mindestens das eine ist aber unbedingt sicher: daß wir es in solchen Gegenden eben bestenfalls mit einem Grenzgebiet der Rauchstube zu tun haben.

Ich glaube also am besten zu tun, wenn ich nur das Gebiet von Stams als eine Exklave des Rauchstubengebietes in die Karte der einstigen Verbreitung einzeichne, dagegen das Inn- und Salzachtal, in dem keine solchen Spuren nachweisbar sind,

¹⁾ Geramb, Der gegenwärtige Stand der Hausforschung in den Ostalpen. M. A. G. 38. Wien 1908.

²⁾ Dachler, Textband zum Bauernhauswerk, S. 57, und Rhamm, a. a. O., S. 874/5.

unbezeichnet lasse. Allenfalls mit der reservatio mentalis (die man dann auch für das früher besprochene Brixner- und Kastelruter-Gebiet vorbehalten kann), daß dort ebenfalls einstens solche Rauchstuben-Exklaven bestanden haben mögen. Sie würden eine ebenso natürliche Erscheinung sein, wie die Sprachinseln außerhalb eines geschlossenen Sprachgebietes. Rhamm geht da weiter, er hält auch den Pinzgau (ohne dort wirkliche Spuren nachzuweisen), ebenso wie das Südtiroler Doppelhausgebiet für ehemalige Rauchstubenbereiche. Wir können dort höchstens Fragezeichen hinsetzen.

Ganz anders liegt die Sache im Pongau und Lungau. Denn dort sind tatsächlich heute noch deutliche Rauchstubenspuren vorhanden. Aus dem Pongau hat mir Herr Dr. med. Hans Wimberger ein ganz sicheres Rauchstubenhaus im Grundriß eingeschickt. (Abb. 2.) Der Raum, um den es sich hier handelt, heißt »Kuchl«.

Doch zeigt uns schon die Verbindung von H. und B. O. deutlich die Rauchstube. Daß der Backofen von außen geheizt wird, zeigt freilich schon die deutliche Auflösungsform. Dort besitzt der Herd einen regelrechten Feuerhut und eine drehbare »Kesselleibe« oder »Heam«. Dennoch heißt das Vorhaus »Haus«. Wir sehen deutlich alle Anzeichen des Grenzgebietes. Und

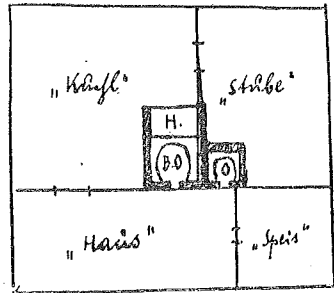


Abb. 2.

in der Tat ist, wie mir Herr Dr. Wimberger berichtet, dieses Haus das einzige in der ganzen Gegend, das noch eine solche Feuerstättenanlage besitzt. Diese Spur (denn mehr ist's ja nicht) gewinnt umso mehr an Bedeutung, als Rhamm nicht weit davon, nämlich in Untersulzberg bei Radstadt¹⁾ ein Haus angetroffen hat, bei dem die heutige Küche und Stube noch vor einigen Jahrzehnten einen gemeinsamen Raum, nämlich eben eine Rauchstube gebildet haben. Auch dort heißt das Vorhaus nicht »Labn«, sondern »Haus«. Beide Spuren liegen im östlichen Pongau.

Daß der ganze Lungau noch vor kurzer Zeit Rauchstubengebiet war, haben wir schon im 1. Kapitel gesehen. Für uns bedeuten diese Nachrichten, daß wir die Grenze des einstigen Verbreitungsgebietes auf der Salzach-Drau-Wasserscheide am Tauernkamm nach Osten und weiter über die Salzach-Mur-Wasserscheide nach Norden zu ziehen haben.

Im steirischen Ennstal haben wir Spuren in Döllach bei Liezen und um den Rottenmanner Tauern nachgewiesen und nördlich davon am Ostende des Grundlsee noch eine wirkliche Rauchstube gefunden. Weniger Gewicht lege ich darauf, daß Dachler bei St. Martin an der Salzach (südlich von Grimming)

¹⁾ Rhamm, a. a. O., S. 874/5, Abb. 121.

einen Fall anführt,¹⁾ in dem eine Rauchküche mit offenem Herd als »Rauchstube« bezeichnet wird. Denn derartige Verwechslungen kommen, zumal wenn man den Namen beim Befragen der Bauern nennt, sehr leicht vor. Viel wichtiger ist mir das Vorkommen des Ausdruckes »Kachelstüb'n« und »Kachelstüberl« für Ofenstuben in solchen Gebieten des Ennstales, die heute keine Rauchstubenspuren mehr zeigen. So fand ich im steirischen Landesarchiv in den Gerichtsverhandlungen des Landgerichtes Donnersbach vom Jahre 1798/9 einen Akt, nach dem der Bauer Irsinger vom Bachgute in Donnersbach bei einer Diebstahlverhandlung gefragt wurde: »War das Kachelstüberl gesperrt?« Auf die Frage, wo die Truhe gestanden sei, antwortet er: »In dem Kachelstüberl-Kammerl, in dem mein Weib liegt.« Man sieht also, es handelt sich um eine Kachelstube, von der eine Schlafkammer abgetrennt war. Nun hat der Name Kachelstube nur als Gegensatz zur Bezeichnung »Rauchstube« Sinn und Daseinsberechtigung. Wir müssen also für die Gegend von Donnersbach noch am Ende des 18. Jahrhunderts das Vorhandensein von Rauchstuben annehmen.

Noch viel entscheidender und in mehrfacher Hinsicht für uns von Interesse ist eine Stelle in den steirischen Weistümern,²⁾ wo es in einer Grenzbeschreibung des Burgfriedes von Gstatt (Bezirk Gröbming) vom 7. Oktober 1588 heißt: Die Grenze geht »von dem stain hinauf an den Tiendperg... und mitten durch des Pürchers Hauß, alldo die Rauchstuben im purkfridt und die Khachelstuben im landgericht ligt.« Die Stelle stellt uns das »Doppelhaus« in reinsten Form vor die Augen. Mitten hindurch durch die Labn, die vielleicht »Hauß« hieß, geht die Grenze; auf der einen Seite liegt die »Rauchstuben«, auf der anderen die schon 1588 so genannte (!) »Kachelstuben«. Die Stelle ist so überzeugend, daß darüber kein weiteres Wort verloren werden braucht. Das obere Ennstal war also zweifellos ehemals Rauchstubengebiet. Damit fällt aber auch unsere Grundlseer Rauchstube für frühere Zeiten aus ihrer Vorpostenrolle heraus, umsomehr als auch im ganzen Ausseer-Gebiet neben dem »Kreuzhaus« überall noch die Form des »durigangign« Hauses, das heißt des Doppelhauses mit »durchgängiger« Laube auftritt.³⁾ Daß wir es aber auch hier schon früh mit einem Grenzgebiet der Rauchstube zu tun haben, geht aus der ausnahmslosen Benennung »s Haus« für Vorhaus deutlich hervor. Ich will dahingestellt sein lassen, ob des »Pürchers Hauß« in der oben angeführten Burgfriedbeschreibung das Vorhaus oder nicht vielmehr das ganze Haus bedeutet, zweifellos aber ist das Vorhaus in einer Stelle aus dem

¹⁾ Dachler, Bauernhauswerk, Steiermark, Tafel 5, Abb. 3a und b

²⁾ Bischoff-Schönbach, Steir. Weistümer, Wien 1881, S. 49^r und Mell-Pirchegger, Steir. Landgerichtsbeschreibungen.

³⁾ Meringer, Das Bauernhaus von Alt-Aussee, M. A. G. 21.

Jahre 1552 gemeint, die sich auf die Gegend von Grunden bezieht¹⁾ und in der es heißt: »Indem ist die Haußdirn unten aus der Stuben ins Hauß heraus mit ainem liecht gangen...«

A. Dachler²⁾ hat über Rauchstuben im Attersee-Gebiet und im nordwestlichen Mühlviertel berichtet, die er allerdings nicht selber gesehen hat, die auch zu seiner Zeit, wie er betont, nicht mehr bestanden, die aber nach den Berichten von zwei Einheimischen im Attersee-Gebiet noch in der Erinnerung alter Leute bestanden haben sollen. Tatsache ist, daß in dieser Gegend Häuser mit der Fensteranordnung der Rauchstuben (sogenannte »Fünffensterhäuser«) zu finden sind. Es wäre also möglich, daß die einstige Verbreitungsgrenze vom Grundlsee-Gebiet bis in die gebirgigen Teile um den Attersee herübergereicht habe. Dagegen halte ich die Nachricht von den Rauchstuben im nordwestlichen Teile des Mühlviertels für einen Irrtum. Dachler selber sagt, daß nur ein noch dazu gemauertes Haus (bei Ranshofen) dieselbe Fünffensteranordnung zeige. Daraus den Schluß zu ziehen, daß dies auf alter Rauchstuben-Ueberlieferung beruhe, obwohl, wie er richtig betont, die Beschreibung im Meier Helmbrecht dagegen spricht, geht nicht an. — Ich habe beide Gebiete 1909 und 1920 auf Rauchstuben durchsucht und keine Spur gefunden. Da es sich im Attersee-Gebiet sehr leicht um eine Verwechslung mit dem Salzburger »Rauchhaus« handeln kann (Dachler beschreibt selbst die Durchsäuerung der Getreidevorräte mit dem durchs Dach abziehenden Rauch), habe ich die Grenze nicht über dieses Gebiet gezogen, möchte aber die Möglichkeit für den gebirgigen Teil des Attersees nicht unbedingt ablehnen.

Wir werden also kaum fehlgehen, wenn wir die Grenze hier an der Salzach-Enns-Wasserscheide nach Norden ziehen und dann mit dem Toten Gebirge nach Osten umbiegen.

Weiter östlich im Ennsgebiet fand ich — wie schon mehrfach erwähnt — in Döllach südlich von Liezen und in Au bei Gaishorn Spuren ehemaliger Rauchstubenhäuser, so daß wir also das obere Ennstal bis Liezen und das Paltertal wohl noch innerhalb der einstigen Verbreitungsgrenze einbeziehen müssen. Aus dem angrenzenden Oberösterreich sind dagegen keinerlei Spuren bekannt. Wir ziehen deshalb unsere Grenze hier über das Tote Gebirge und seine östliche Fortsetzung bis auf den Pyhrnpaß herüber.

Damit gelangen wir in das eigentliche Gesäuse- und Hochschwabgebiet, das heute vollständig rauchstubenlos ist und auch nicht die geringste Spur einer ehemaligen Verbreitung dieser Wohnform aufweist. Das Vorhaus heißt in der ganzen Gegend ausnahmslos »das Haus«, und in sehr alten Häusern, so in einem

¹⁾ Steierm. Landesarchiv, Spezialarchiv der Herrschaft, W. Kerschbair, Wasserberg, Schubert 27, Heft 90.

²⁾ Zeitschrift f. österr. Volksk., Wien 1915, 21. Jahrg., S. 53-55.



von mir bei Ardning (östlich vom Pyhrn) aufgenommenen und mit der Jahreszahl 1540 datierten Haus, konnte ich noch den ehemaligen offenen Herd in diesem »Haus« (an der Hinterseite des heutigen Vorhauses) feststellen. Ob das auch im 13. und 14. Jahrhundert schon durchwegs der Fall war, ob in so früher Zeit nicht doch auch in jener Gegend Rauchstuben vorgekommen sein können, wage ich freilich nicht zu entscheiden. Aber da das ganze Gebiet in seinem nördlichen Teile um Admont, St. Gallen und Johnsbach reine admontisch-bajuwarische Klosterbesiedlung, in seinem südlicheren Teile Erzberg, Eisenerz, Vordernberg, Trofaiach uraltes Eisenwerksgebiet ist, glaube ich die Frage eher verneinen als bejahen zu dürfen. Das gilt natürlich auch für das Ennstal zwischen Hieflau und Steyr, also für die ganze sogenannte »Eisenwurz«. In den Bezirksbeschreibungen, die am Beginne des 19. Jahrhunderts für Erzherzog Johann ausgearbeitet wurden und die sich im Landesarchiv zu Graz unter dem Namen »Goethsche Serie« befinden, ist im ganzen genannten Gebiete keine einzige Spur einer Rauchstube zu finden. Für Trofaiach¹⁾ und Vordernberg²⁾ wird ausdrücklich betont, daß sich darin überhaupt keine eigentlichen Bauernwirtschaften befinden.

Schwieriger ist es um die Feststellung der ehemaligen Verbreitungsgrenze noch weiter östlich bestellt. Daß das Mürztal Rauchstubengebiet war, geht wohl schon daraus hervor, daß wir diese Wohnform noch heute am südöstlichen Talhang finden. Zudem heißt das Vorhaus im ganzen Mürzgebiet überall »Labn«. Eine Bezirksbeschreibung der Herrschaft Widen bei St. Marein im Mürztal vom 8. März 1814³⁾ sagt:

»Die Wohnungen der Landleute sind im Gebirge durchaus von Holz; auf der Ebene trifft man hie und da gemauerte an. Die Wohnstuben sind gewöhnlich niedrig, finster und von der neben befindlichen Küche mit Rauch angefüllt. Die Fenster sind klein und die Türen ebenfalls so niedrig, daß man sich beym Eintritte in solche Stuben bücken muß.«

Soweit man auf diese nicht sehr genaue Schilderung überhaupt etwas geben kann, scheint daraus hervorzugehen, daß die Stube von der Küche getrennt lag, daß beide aber doch so nahe nebeneinander waren, daß der Rauch von der Küche die Stube erfüllte. Das heißt wenn wir es hier nicht überhaupt mit mißverstandenen Rauchstuben zu tun haben, so liegen Küche und Stube mindestens auf einer Laubenseite nebeneinander, sind also — wie das ja so häufig der Fall ist — durch Teilung der Rauchstube entstanden.

Leider liegen uns aus der Aflenzer, Tragößler und Veitscher Gegend für jene Zeit keine Nachrichten vor, die da näheren Aufschluß geben könnten.

¹⁾ Steierm. Landesarchiv, Goethsche Serie, Schubert 41 (v. J. 1811).

²⁾ Ebenda, Schubert 43, Art. 45/47 (1. April 1812).

³⁾ Steierm. Landesarchiv, Goethsche Serie, Schubert 45, Herrsch. Widen, fol. 20b.

Vom angrenzenden Niederösterreich wissen wir zunächst, daß das nördliche Wechselgebiet, die sogenannte »bucklige Welt« noch vor kurzem zum Rauchstubenbereich gehörte. Im übrigen aber wird man aus Dachlers Arbeit¹⁾ für unsere Frage nicht so leicht klar. Denn einerseits behauptet er, mit Bezug auf die steirische Rauchstube: »In Niederösterreich ist mir auch im hintersten Graben kein solches Haus untergekommen; eigene Küche war überall vorhanden«, andererseits stellt er aber im Nachtrag vom Jahre 1905 auf Grund der Bünkerschen Arbeit doch die Wohnform in der »buckligen Welt« als aus der steirischen Rauchstube hervorgegangen hin und führt weiter als das Gebiet des »steirischen Gehöftes« nicht nur die »bucklige Welt« selbst, sondern auch die Gegenden von Lunz und Gaming sowie den Oberlauf der Erlaf, Triesting, Gelsen, Piesting, Schwarza und Traisen und den Semmering an.²⁾ Wenn sich das auch zunächst auf die Hofanlage bezieht, so gibt Dachler doch gerade aus diesem Gebiete Merkmale an, die uns zu denken geben. So berichtet er aus der Gegend von Lunz von einem hölzernen Rauchscht im Vorhaus,³⁾ und was noch wichtiger ist, die Wahrnehmung, daß hier bei Lunz die Bauernhäuser ebenso wie in der Gegend der »buckligen Welt« die Fenster in zwei Reihen übereinander angeordnet hätten: »Die oberen Fenster zwischen den unteren, so daß in der unteren Reihe vier oder drei, in der oberen drei oder zwei angeordnet sind. Selbstverständlich sind diese Fenster sehr klein. Die Anlage stammt aus Steiermark... und kommt in Niederösterreich auch nur im Gebiete des steirischen Gehöftes vor.«⁴⁾

Meiner Ansicht nach deutet das wohl auf ehemalige Rauchstuben hin und Dachlers erstangeführter Satz kann somit nur für heute, nicht aber für die früheren Zeiten Geltung haben. Das ganze Gebiet seines »steirischen Gehöftes« zeigt zudem durchaus die Form unseres »Doppelhauses« im Grundriß der Wohnanlage.⁵⁾

Wir werden also diese Gebiete samt dem Oetscher- und Mariazeller-Gebiet in unserer Verbreitungslinie einschließen müssen und ziehen die letztere daher vom Pyhrnpaß an nach Südosten auf den Gebirgszügen nordöstlich vom Palten- und Liesingtal bis gegen Leoben und dann in einem scharfen Bogen, der dem ganzen Bereich der Eisenwurzten ausweicht, zurück über Hocheck, Veitsch und Zellerhut gegen Lunz, von wo wir sie wieder nach Osten am Nordhang der niederösterreichisch-steirischen Gebirgsabdachung hin verlaufen lassen. Der große Bogen um die Eisenwurzten herum ist denkbar unnatürlich, hat aber für die Zeit des großen Ge-

¹⁾ Das Bauernhaus in Niederösterreich, Wien 1897, S. 40, und Nachtrag 1905, S. 5/6.

²⁾ Dachler, a. a. O. (1897), S. 32.

³⁾ Dachler, a. a. O. (1897), S. 47.

⁴⁾ Dachler, a. a. O. (1897), S. 50.

⁵⁾ Dachler, a. a. O. (1897), Tafel I. Abb. h—m.

werkenbetriebes am Erzberg, also sagen wir vom 14. Jahrhundert an sicher Geltung. Im früheren Mittelalter mag die Grenze vom Pyhrn ab gerade gegen Lunz verlaufen sein, weshalb wir für diese Zeit (aber nur für diese geltend) ein Fragezeichen in Klammern in jenen Bogen hineinsetzen.

Damit haben wir die Nordgrenze erledigt und gehen nun auf die Ostgrenze über.

Da ist zunächst eine Stelle in der Pfarrchronik von Schöffern nördlich von Friedberg wichtig, die, um 1850 verfaßt, als Handschrift im steiermärkischen Landesarchiv liegt und die auf pag. 255 ausdrücklich besagt, daß die dortigen Rauchstuben, die früher überall vorhanden waren, seit etwa 50 Jahren meist abgekommen und in Küche und Stube getrennt worden sind, das heißt also, daß Schöffern noch um 1800 dichtes Rauchstubengebiet war. Wir dürfen da also die ehemalige Verbreitungsgrenze nördlicher und östlicher als die heutige ziehen.

Allerdings nicht zu weit östlich! Denn hier in der »Heanzerei« bis herein nach Hartberg, Fürstenfeld und Ilz zeigt sich eine reine kolonistische Siedlungsweise von durchaus regelmäßigen, plangerecht angelegten Dörfern, die zu der Einzelsiedlungsform der Ostalpen in scharfem Widerspruche steht. Es sind gemauerte Häuser in geschlossenen Dorfeilen, zu denen die Rauchstube so gar nicht recht paßt. In der Tat findet sich heute auch im ganzen Gebiete keine.¹⁾ Vielmehr befindet sich der Herd im Vorhaus, das heute noch entweder einen und denselben Raum mit dem Herdraum darstellt oder in jüngeren Häusern von diesem nur als kleine Abteilung getrennt ist. Obwohl solche Abteilungen hier »L a b n« genannt werden, sind sie es dennoch nicht. Vielmehr ist das die reine mitteldeutsche Hausform, bei der Küche und Flur als »i p s a d o m u s« im Mittelteile des Hauses liegen. Nirgends, auch bei den ältesten Häusern nicht, zeigen sich Spuren von ehemaligen Rauchfenstern und nirgends Verbindungsformen von Herd und Backofen. Eher scheint man hier stellenweise an eine Einwirkung der slawischen peč denken zu dürfen, so, wenn Bünker berichtet, daß man teilweise im Stubenofen kocht und sich dazu eines Ofenwagens bedient.²⁾ Wohl aber könnte eine von Bünker mir einmal mündlich erwähnte allfällige Rauchstubenspur bei Kirchschlag möglicherweise in die einstige von Niederösterreich herüberreichende Verbreitzungszone einbezogen werden.

Dann aber machte die Ostgrenze — so wie sie es heute noch tut — sicher auch schon früher einen scharfen Bogen nach Westen. Für die Gegend von Hartberg galt schon vor 40 Jahren die³⁾ Tatsache, daß die Rauchstuben »nur abseitig auf den Ge-

¹⁾ Bünker, Das Bauernhaus in der Heanzerei, M. A. G. 25, S. 99, Abb. 153, vergl. auch M. A. G. 27, S. 122, Abb. 114, und S. 131, Abb. 120.

²⁾ Bünker, M. A. G. 25, S. 122/3.

³⁾ Janisch, Topographisch-statistisches Lexikon von Steiermark, Bd. I, S. 529.

birgen« (das heißt also nordwestlich und westlich von Hartberg) vorkommen. Und für Welsdorf bei Fürstenfeld¹⁾ wird schon in der Bezirksbeschreibung vom 6. Oktober 1811 durchwegs die eigene Küche neben den Wohnstuben erwähnt. Ebenso scheiden die Beschreibungen von Fürstenfeld selbst (aus dem Jahre 1811)²⁾ und von Feistritz bei Ilz (ebenfalls 1811)³⁾ durchwegs in den Bauernhäusern ihrer Gebiete getrennte Küche, Stube und Kammer. Von besonderem Interesse ist aber die Beschreibung aus dem Herrschaftsbezirk von Hainfeld zwischen Feldbach und Fehring,⁴⁾ die ebenfalls aus dem Jahre 1811 stammt und folgendes besagt:

»Die Wohngebäude sind nur zu ebener Erde gebaut, haben mehrenteils nur ein großes Zimmer und nebenan eine Kammer, dann ein Vorzimmer oder Behältnis, worin zugleich die Küche angebracht ist. Diese Küche besteht in einem sehr geräumigen Ofen, in welchem mehrenteils die Speisen abgekocht werden, und in einem daran angebrachten kleinen Herd, ober welchem ein hervorstehendes Gestelle angebracht ist, welches den Rauch vom Herd und vom Ofen aufnimmt und durch ein angebrachtes Rohr aus dem Hause leitet.«

Diese Stelle teilt uns drei sehr wichtige Dinge mit: Erstlich, daß die mitteldeutsche Hausanlage mit der Feuerstätte im Hintertheile des Vorhauses von der Heanzerei bis hinein in die Feldbacher-Gegend reicht. Zweitens, daß wir daher hier um 1800 keine Rauchstube haben, und drittens, daß der Einfluß der peč, den wir schon weiter oben in der Heanzerei vermutet haben, hier so groß ist, daß die ganze Feuerstätte der slawischen peč allerdings schon mit teilweise benütztem Herd in jene mitteldeutsche Küche hineingestellt ist. Wir haben da also ein Beispiel für ein offensichtliches Durchdringen mitteldeutscher und slawischer Kulturinflüsse vor uns, erstere von der deutschen Kolonisationsbesiedlung des Heanzenlandes, letztere vom südlichen slowenischen Siedlungsrest herrührend. Für unsere unmittelbare Frage ist die Nachricht zudem insofern von Wichtigkeit, als sie uns zeigt, daß die Ostgrenze des Rauchstubenbereiches hier an der ungarischen Grenze des Raabtales schon vor mehr als 100 Jahren nicht weiter östlich lag als unsere heutige Ostgrenze des äußersten gegenwärtigen Verbreitungsgebietes. Der Bogen, den die Rauchstubengrenze noch heute von Hartberg aus nach Westen bis hinter Ilz beschreibt, ist also schon alt. Dagegen werden uns westlich aus Pöllau, Herberstein und Weiz überall am Beginne des 19. Jahrhunderts noch dichte Rauchstubengebiete geschildert, wie wir im nächsten Kapitel näher ausführen werden, und sogar noch 1885 heißt es aus der heute schon ziemlich rauchstubenfreien Gegend von Gleisdorf: »In den ärmeren und von den Straßen abseitigen

¹⁾ Steierm. Landesarchiv, Goethsche Serie, Schubert 44, Welsdorf, Punkt 102.

²⁾ Ebenda, Schubert 15.

³⁾ Ebenda, Schubert 11.

⁴⁾ Ebenda, Schubert 17.

Gemeinden bestehen noch untermauerte, hölzerne Wohnungen mit Rauchstuben«.¹⁾

Wir werden also die ehemalige Ostgrenze nur oben in der östlichen Wechselabdachung zwischen Friedberg und Kirchsschlag und im Zusammenhang mit dem ehemaligen niederösterreichischen Rauchstubenbereich weiter nach Osten ziehen als heute, dann aber bei Hartberg auf die noch heute — allerdings nur mehr für das äußerste östliche Verbreitungsgebiet geltende — Grenzlinie übergehen und dieser über das Raabtal hinüber bis an die Mur westlich von Radkersburg folgen.

Für das Gebiet zwischen Mur und Drau liegen uns mehrere wichtige archivalische Zeugnisse vor, die uns auch für diesen Landesteil mit überzeugender Deutlichkeit dartun, daß die frühere Verbreitungsgrenze dort genau mit der heutigen zusammenfiel. Aus Jahringhof (etwa zwei Stunden nördlich von Marburg) besitzen wir eine Bezirksbeschreibung aus dem Jahre 1815²⁾, die für diese Gegend die »Gesind- oder Rauchstube« als die Regel angibt. Dagegen sagt die herrschaftliche Bezirksbeschreibung von Ober-Gutenhaag (östlich von Marburg) für dasselbe Jahr³⁾ ausdrücklich:

»Sogenannte Rauchstuben findet man im Bezirke nicht. Jedes Wohnhaus besteht aus Vorlaube, großer Wohnstube, Küche und Stüber!«.

Man sieht daraus ganz deutlich, daß die Grenze ganz wie heute schräg durch die Windisch-Büheln nach Marburg gegangen ist.

Südlich von Marburg, am Ostfuße des Bachern zeigen uns zwei Berichte aus Schleinitz ein langsames Zurückweichen der ehemals etwas weiter östlich verlaufenden Grenze auf die heutige Linie. Die erste Nachricht ist die Bezirksbeschreibung der Burg Schleinitz am Bachern vom 5. Dezember 1814.⁴⁾ Sie beschreibt die Bauernwirtschaft des Michl Malleiner im Dorfe Schleinitz, das knapp am Rande des Bachernfußes schon in der Ebene liegt, und sagt:

»Die Gebäude sind ebenso gebaut, wie herunter in der Ebene: von Holz, mit Stroh gedeckt, und bestehen: in einem Wohnhaus mit einer Rauchstube und Nebenstüber!...« Eine Anmerkung zum Inventar dieser Bauernwirtschaft sagt weiter: »Hier liegen die Leuthe, wie allgemein am Bachern, meistens angezogen in ihren Kleidern im Winter in der Rauchstube auf Stroh und auf Bänken...« Während also um 1815 die Rauchstube hier noch in die Ebene herabreichte, heißt es in der Bezirksbeschreibung derselben Herrschaft vom Jahre 1842⁵⁾: »Bei den höheren Bacherbewohnern findet man meist Rauchstuben; hölzerne Häuser, aber selten Rauchstuben am Fuße des Gebirges und noch seltener im östlichen flachen Boden.«

¹⁾ Janisch, Topographisch-statistisches Lexikon, Bd. I, S. 329.

²⁾ Steierm. Landesarchiv, Goethsche Serie, Schubert 19, Jahringhof, Punkt 98.

³⁾ Steierm. Landesarchiv, Goethsche Serie, Schubert 17, Ober-Gutenhaag.

⁴⁾ Steierm. Landesarchiv, Goethsche Serie, Schubert 37, Burg Schleinitz.

⁵⁾ Steierm. Landesarchiv, Goethsche Serie, Schubert 25, Bezirk Schleinitz.

Heute sind die Rauchstuben in der Ebene und selbst am Ostfuße des Gebirges schon ganz verschwunden. Wir haben hier im Süden von Marburg die ehemalige Grenze also etwas weiter östlich zu ziehen als die heutige. Doch dürfen wir dabei keinesfalls weit nach Osten gehen, da wir hier um Rohitsch noch heute ausgesprochenes peč-Gebiet finden, was uns für das Jahr 1813 auch für den ganzen Friedauer-Bezirk im östlichen Draugebiet bestätigt wird.¹⁾ Dort heißt es:

»Die vermöglicheren Bewohner haben auch zuweilen, besonders an Sonn- und Feyertagen, Fleisch und Geflügel, welches sie in ihren Oefen gut zu braten wissen.« Wer die heutigen Verhältnisse an der steirisch-kroatischen Grenze kennt, kann gar nicht zweifeln, daß sich dieses Kochen in den Oefen nur auf die slawische peč beziehen kann, die in unsere Form der Rauchstuben nicht einbezogen werden darf. Dazu stimmt auch sehr gut, was im Jahre 1885 für die Windischen Büheln nördlich von Pettau und Friedau gesagt wird, nämlich: »Rauchstuben gibt es hier nicht.«²⁾

Wenn wir also damit das Gebiet von Rohitsch und die Windischen Büheln in ihrem östlichen Teil schon früh aus der Verbreitungsgrenze ausscheiden müssen, so fällt damit auch das eigentliche Pettauer-Feld schon jenseits von unserer Grenze. Vollkommen stimmen dazu die Nachrichten, die uns aus Reichenburg und Rann an der Save und aus Windisch-Landsberg (südlich von Rohitsch) an der kroatischen Grenze vorliegen. Besonders wertvoll ist uns da die ausführliche Herrschaftsbeschreibung aus Reichenburg an der Save vom Jahre 1810,³⁾ aus der deutlich hervorgeht, daß dieses ganze Gebiet schon damals zum Teil die Form des reinen peč-Hauses oder eine Uebergangsform von diesem zum »oberdeutschen« Küchenstubenhaus besessen hat, daß also die Verhältnisse dort schon damals so wie heute noch lagen und daß von Rauchstuben in unserem Sinn keine Rede sein kann. Desgleichen betont auch die Physikatsbeschreibung des Arztes Dr. Wallner⁴⁾ vom 27. Dezember 1841 das Kochen in den Wohnzimmern (also ebenfalls das Vorhandensein der hiša mit der peč), und noch deutlicher tut dies der Arzt Dr. Kotschvar in seiner Sanitätsdistriksbeschreibung von Windisch-Landsberg (datiert vom 15. Jänner 1842)⁵⁾ wenn er schreibt: »Das Wohnzimmer wird selten oder gar nicht ausgekehrt... Die Oefen sind so eingerichtet, daß gleich im Zimmer geheizt und gekocht werden kann.« Wenn daher im Jahre 1885 für den Bezirk Rann gesagt wird:⁶⁾ »Rauchstuben findet man fast überall«, so ist das offenkundig nur eine Verwechslung der

¹⁾ Steierm. Landesarchiv, Goethsche Serie, Schubert 13, Bezirk Friedau.

²⁾ Janisch, Topographisches Lexikon, I, S. 326.

³⁾ Steierm. Landesarchiv, Goethsche Serie, Schubert 34, Reichenburg a. d. Save.

⁴⁾ Steierm. Landesarchiv, Goethsche Serie, Schubert 33, Rann.

⁵⁾ Steierm. Landesarchiv, Goethsche Serie, Schubert 46, Windisch-Landsberg.

⁶⁾ Janisch, Topographisches Lexikon, II, S. 641.

slawischen peč-hiša mit unserer Rauchstube, die ja bei Laien sehr leicht erklärlich ist.

Das Vorherrschende der peč war auch im übrigen südlichen Gebiet so stark, daß die ehemalige Südgrenze des Rauchstubenbereiches ebenfalls mit der heutigen ziemlich gleich verlief. Nur war ehemals der ganze Südhang und der Südfuß des Bachern, der heute schon rauchstubenfrei ist, zum Rauchstubenbereich gehörig. Die Nachrichten aus Gonobitz, Windischgratz und Neuhaus östlich von Wöllan (südlich von Weitenstein) bezeugen dies klar, während die Nachrichten aus Cilli, Tüffer und sogar aus Neukloster nordwestlich von Sachsenfeld (südlich von Wöllan) ebenso deutlich das peč-hiša-Haus erkennen lassen. Die Grenze muß also von Schleinitz über Windisch-Feistritz und südlich von Gonobitz verlaufen und dann zwischen Neuhaus und Neukloster hindurchgegangen sein.

Diese Nachrichten sind folgende:

1. Die Bezirksbeschreibung von Gonobitz aus dem Jahre 1812.¹⁾ Sie sagt: »Die Wohnung des Wenden ist ein einziges Zimmer, das zugleich die Küche ist. Dasselbe ist mit Rauch angefüllt und mit 3—4 kleinen Glasfenstern, ober ihnen mit einem Zugloche versehen. Bauer und Bäuerin schlafen in einer eigenen Kammer. Die übrigen Hausgenossen legen an den Bänken, vorzüglich gerne an und auf dem Ofen.«

Das ist also zweifellos unsere Rauchstube. Interessant ist es, daß der Verfasser dieser Beschreibung jene Wohnform an anderer Stelle mit dem russischen Bauernhaus vergleicht. Der Mann scheint völkercundlich bewandert gewesen zu sein!

2. Die Distrikts-Physikats-Beschreibung des Arztes Dr. Dettelbach für den Bezirk Windischgratz, datiert vom Jänner 1842.²⁾ Darin heißt es: »...es kostet keine geringe Ueberwindung, in den niedrigen, schmutzigen Hütten und finsternen, hölzernen Rauchstuben, wo sehr häufig Vieh und Menschen gedrängt beisammen wohnen, es auszuhalten.«

3. Eine Schilderung aus der Umgebung des Bades Neuhaus vom Jahre 1861 von Dr. R. Puff.³⁾ Sie besagt: »Die Wohnungen sind so ziemlich altslowenisch geblieben... in der Mehrzahl recht erbärmlich, feucht, dumpf und raucherig... Wenn man die Rauchstuben mit der Kienleuchstelle an der Ecke des Backofens, die unreinen Betten, in welche erst noch junge Ziegen und Schweine mit eingelegt werden... betrachtet...«

Das alles sind ohne Zweifel unsere Rauchstuben. Anders ist es bei folgenden Nachrichten:

4. Eine von Erzherzog Johann eigenhändig niedergeschriebene Bezirksbeschreibung von Gairach bei Tüffer (südlich von Cilli) aus dem Jahre 1811,⁴⁾ in welcher der Erzherzog in den dortigen Bauernhäusern deutlich die Wohnstube, die Schlafkammer, das Vorhaus und die Küche unterscheidet und angibt, daß die Häuser aus Holz bestehen mit Ausnahme der Küche und der Ofenwand, welche gemauert sind.

¹⁾ Steierm. Landesarchiv, Goethsche Serie, Schubert 15, Gonobitz.

²⁾ Steierm. Landesarchiv, Goethsche Serie, Schubert 45, Windischgratz, Physikatsbeschreibung Bogen 5, S. 4.

³⁾ Steierm. Landesarchiv, Handschrift 1291 (3 945) »Neuhaus«, Beiträge zur Topographie, Ethnographie und Geschichte des steirisch-ständischen Kurortes Neuhaus von Dr. Rudolf Puff, S. 11b und 12a.

⁴⁾ Steierm. Landesarchiv, Goethsche Serie, Schubert 14, Gairach.

5. Die Bezirksbeschreibung der Religionsfonds-Herrschaft Neukloster (südlich von Wöllan), die aus dem Jahre 1811 stammt und ebenfalls vom Erzherzog Johann eigenhändig geschrieben ist.¹⁾ Sie sagt: »Die Häuser sind von Holz; zu ebener Erde ein Zimmer als Wohnung, wo alle Leute sind, nur bey wohlhabenderen ist nebenbey eine Kammer, wo sie ihre besseren Gerätschaften aufheben... der Backofen ist zugleich Heizofen und stehet im Wohnzimmer.«

Hier haben wir im ersteren Falle das oberdeutsche, im letzteren Falle das peč-Haus vor uns.

Für den weiteren Verlauf der ehemaligen Südgrenze ist maßgebend, daß einerseits das Sanntal und ganz Krain keine Spur von Rauchstuben zeigt und daß beide Gebiete vollständig unter dem Einflusse des slawischen peč-Hauses stehen und daß andererseits die Karawanken eine so feste natürliche Grenzmauer gegen Süden hin bilden, daß wir da wohl gar keine Ursache haben, die ehemalige Verbreitungsgrenze südlicher als die heutige zu ziehen. Wir werden also hier westlich von Wöllan wieder auf die heutige Karawankengrenze zu gehen und auf dieser zu bleiben haben.

Dies gilt auch für das Gebiet weiterhin nach Westen. Denn das heute rauchstubenlose Rosental war ehemals, wie aus der historischen Gutsbeschreibung der Staatsherrschaft Viktring vom Jahre 1802²⁾ hervorgeht, die ausdrücklich auch das Draumt im Rosentale einbezieht, sicher noch Rauchstubengebiet.

Allerdings werden auch damals schon für diese Gegend zum Teil gemauerte Küchen angeführt, doch ist das »nur der kleinere Teil«. Die meisten sind aus Holz und haben »hölzerne Rauchfänge«, die aus vier Brettern bestehen und so gefügt sind, daß sie ein Quadrat bilden. »An einigen Orten ist gar kein Rauchfang, sondern geht der Rauch frey unters Dach. An einigen Orten geht der hölzerne Rauchfang gerade durchs Dach und ragt $\frac{1}{2}$ Klafter übers Dach hervor.«

Das sind um so sicherer Rauchstubenhäuser, als auch — wie wir im folgenden Kapitel sehen werden — die ganze Gegend um Klagenfurt selbst (Leonstein bei Pörtschach, Annabichl) um diese Zeit noch dichtes Rauchstubengebiet war.

Wir haben daher die ehemalige Verbreitungsgrenze am Kamme der Karawanken fortlaufend bis unter Villach zu ziehen, was ja von der heutigen Grenzlinie auch wieder nur sehr wenig und nur im westlicheren Teil abweicht.

Für das Gail- und Lessachtal konnte ich leider gar keine Nachrichten über die ehemalige Form ihrer Bauernhäuser finden. Da Bünker aber im Gail- und ich im Lessachtal auch in den ältesten Häusern keine Spur dieser Wohnform fanden, da zudem das südlich angrenzende Friaul eine völlig andere Hausform zeigt, so haben wir hier — namentlich in Anbetracht der geringen und nur stellenweisen Abweichungen von der heutigen Verbreitungsgrenze im östlicheren Gebiete — keinen Grund, diese Grenze anders als die heutige zu ziehen.

¹⁾ Steierm. Landesarchiv, Goethsche Serie, Schubert 29, Neukloster.

²⁾ Kärntner Landesarchiv, Hs. 212.

Wir folgen also auch hier wieder der Drau-Gail-Wasserscheide nach Westen, bis wir bei Abfaltersbach wieder an jene Westgrenze gelangen, die wir am Beginne dieses Kapitels gefunden haben.

Ueberblicken wir nun auf der beiliegenden Karte die heutige und die ehemalige Verbreitungsgrenze des ostalpinen Rauchstubengebietes, so zeigt sich ein einstiges Vorstoßen unserer Wohnform nur im Westen und Norden. Im Osten und Süden dagegen sind die Abweichungen der beiden Linien sehr geringfügig.

Wenn es überhaupt erlaubt ist, schon daraus Schlüsse zu ziehen, so ist wohl die Annahme die naheliegendste, daß sich unsere Wohnform von Südosten nach Nordwesten hin verbreitet hat und daß diese Verbreitungswelle auch im Nordwesten wieder am stärksten zurückgeflutet ist.

Haben schon Bünker, Murko und Rhamm darauf hingewiesen, daß sich die Südgrenze des Verbreitungsgebietes auffallend parallel hält zur deutschen Siedlungsgrenze, so zeigt uns unsere Karte noch viel mehr: die Tatsache nämlich, daß die ehemalige geographische Verbreitung der Rauchstube genau so weit nach Norden und Westen reicht als die slawischen Ortsnamen, das heißt also genau so weit als die längere Zeit hindurch bestehende (einzelne kriegerische Vorstöße nicht mit einbeziehende) Ansiedlung der Slawen in vergangenen Zeiten.

Zunächst scheint dadurch das Rätsel noch größer zu werden: In den rein slawischen Gebieten finden wir die Rauchstube *nicht*, in den ehemals slawischen, jetzt deutschen aber herrscht sie. In den rein und seit frühesten Zeiten deutschen Gebieten herrscht sie nicht, aber in den heute deutschen, vorher aber slawisch besiedelten Gebieten finden wir sie.

Es gibt aus diesem Rätsel nur eine einzige mögliche Lösung! Sie lautet: Die Rauchstube herrscht nur auf dem Gebiete, auf dem sich deutsche und slawische Kultur gemischt haben. Man sehe sich unsere Karte daraufhin an. Es kann nicht anders sein. Nur so weit als die ehemalige slawische Siedlung nach Norden und Westen drang, herrscht die Rauchstube. Und nur so weit als die deutsche Bauernsiedlung nach Süden und Osten drang. (Die deutschen Stadtsiedlungen Cilli, Pettau, Friedau u. s. w. spielen da natürlich nicht mit.) Die Deutschen, wo sie ungemischt blieben, haben ein anderes Haus, die Slawen ganz ebenso. Nur wo beide Siedlungen einander überdecken, da steht die Rauchstube!

4. Kapitel: Die ehemalige geographische Dichte der ostalpinen Rauchstube.

Wenn wir auch nicht für jeden Teil unseres ostalpinen Rauchstuben-Verbreitungsgebietes Nachrichten auftreiben konnten, die uns über die geographische Dichte jenes Wohnraumes in früheren Zeiten Aufschluß geben, so habe ich doch im Laufe der

Jahre immerhin so viele Nachrichten für diese Frage finden können, daß wir ein recht klares Bild erhalten. Wir beginnen wieder im Westen:

Im Millstätter-Gebiet erzählten mir die Bauern, daß dort die Rauchstuben erst wenige Jahre vor Kriegsbeginn mehr und mehr umgebaut worden seien. Früher aber sei auch in jenen Gegenden nördlich vom See, wo jetzt nur mehr wenige Rauchstuben zu finden sind, in alten Häusern »hin und hin« durchaus die Rauchstube heimisch gewesen. Das stimmt vollkommen zu Bünkers Forschungen, der ja auch die Rauchstube als den älteren und einstens alleinherrschenden Wohntypus des volkstümlichen Hauses für das ganze Millstätter-Gebiet erkannt hat.

Aus dem nördlich angrenzenden Gebiet des oberen Murtales besitzen wir mehrere wichtige Nachrichten zu unserer Frage:

Um Predlitz erfuhr ich durch übereinstimmende Nachrichten, daß es noch vor 1900 viele Rauchstuben gegeben habe, während ich im Jahre 1908 nur mehr drei fand. In Sauerfeld, im nord-östlichen Lungau, gab es vor 30 Jahren noch viele, heute sind dort nur mehr zwei. Ganz ebenso fand ich die Verhältnisse in der Krakau und in Ranten nördlich von Murau. Das heißt, wir haben hier Grenzgegenden des Verbreitungsbereiches vor uns, in denen erst in der allerletzten Zeit ein starker Dichte-Nachlaß festzustellen ist.

Ganz im Gegensatz stehen dazu die westlichsten Verbreitungsbezirke um Lienz und Oberdrauburg, wo auch die älteren Leute nur mehr wenig von den Rauchstuben wissen und wo wir also entweder seit jeher eine geringe Dichte, oder aber ein Abnehmen derselben schon für frühere Zeiten annehmen müssen. Leider liegen uns gerade für hier keine archivalischen Nachrichten vor.

Anders im Murtales. Da besitzen wir eine Bezirksbeschreibung der Herrschaft Murau vom 28. Juli 1811,¹⁾ die uns das Rauchstubenhaus noch als die regelmäßige Type dieses Gebietes hinstellt. Die betreffende Stelle heißt:

»Die Wohnungen oder Huben sind überhaupts in Obersteyer nicht besonders reinlich und nur selten garm²⁾ (d. i. 4 Schuh) hoch von der Erde aufgemauert; sie sind also meist hölzern und bestehen aus der sogenannten Rauchstube, welche zugleich die Küche vorstellt. Zur Winterszeit wird in dieser Stube, im Sommer in der Vorlaube gegessen. Vier bis fünf Schuh von dem Boden sind an zwei Wänden zwei acht Zoll hohe und acht Zoll breite Fensterl, wieder 2 Schuh oberhalb in den Zwischenräumen abermahls zwei etwas kleinere Fensterl angebracht. Letztere sind meist offen, damit der Rauch hinausziehen kann. Indessen steht ein Mensch von etwas über 5 Schuh mit dem Kopf doch immer im Rauch. Von dieser Stube geht man in eine Kammer ohne Ofen. Vis-à-vis von der Rauchstube ist die Kachl- oder Wohnstube des Gutsbesitzers, oberhalb die ungeheizten Knecht- und Menscher-Kammern.«

Man sieht aus dieser Beschreibung, daß um den Beginn des 19. Jahrhunderts die ganze Murauer-Gegend noch dichtestes

¹⁾ Steiern. Landesarchiv, Goethsche Serie, Schubert 28, Murau, fol. 17a.

²⁾ Gemeint ist wohl gaden.

Rauchstubengebiet war, das freilich überall schon die Kachelstube neben der Rauchstube besaß.

Eine besonders wertvolle Nachricht fand ich für das nordöstlich anstoßende Gebiet von Pöls—Fohnsdorf—Knittelfeld. Es ist eine Grund- und Zehentbeschreibung aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, die 113, dem Hochstifte Salzburg dienstbare Bauerngüter aus den Pfarren Zeyring, St. Oswald bei Zeyring, Pöls, Fohnsdorf, Gaal, Seckau, St. Margareten und St. Lorenzen bei Knittelfeld beschreibt.¹⁾ Diese Beschreibungen lauten wie folgt:

»Die Radmaister-Huebe, Pfarr Zeyring, hinter dem Markte Oberzeyring gelegen, hat ain ganz gezimmerte Behaüßung, darinnen ist ain Rauch- und ain Kachlstuben, ain Keller und Kasten, obenauf... zway Kämmer...«; oder: »Die Grueber-Hueben in Zeyringer Pfarr, so gadenhoch gemauert und gadenhoch gezimmert ist, darinnen ist ain Rauch- und ain Khachlstuben, ain öbner Keller, obenauf ain Khasten und zway Khämmer...«; oder: »Die Iregger-Hueben, Zeyringer Pfarr, hat ain ganz hilzerne Wohnung, darinnen ist ain Rauchstuben, ain Kheller und sonsten drey gemaine Gemächter...«; oder: »Der Puery-Hoff hinter dem Markt Oberzeyring hat ain Behaüßung... ist schen von Mauer auf zway gaden hoch erpaut, darinnen ain schene Khachl- und Rauchstuben ist...« u. s. w.

In dieser Art werden, wie gesagt, 113 Bauernhöfe zwischen Oberzeyring und Knittelfeld beschrieben. Ist diese Beschreibung für uns schon deswegen von größtem Wert, weil sie uns einerseits das Vorhandensein dieser Wohnform auch in großen, gemauerten Höfen (wie beim Puery-Hof), andererseits das teilweise alleinige, teilweise schon damals mit der Kachelstube gesellte Auftreten der Rauchstube offenbart, so hat sie für die eben behandelte Frage um so höhere Bedeutung. Sie zeigt uns nämlich unter den 113, auf das Gebiet zwischen Oberzeyring und Knittelfeld verstreuten Bauernhäusern nicht weniger als 96, die noch Rauchstuben besitzen. Das sind sechs Siebentel aller beschriebenen Häuser. Mit anderen Worten: ein Gebiet, in dem wir heute nur mehr eine Dichte von 2 bis 5 Prozent feststellen konnten (vergl. Seite 88), zeigte um 1680 noch eine solche von 80 bis 90 Prozent! Dabei ist es von besonderer Wichtigkeit, daß ein Teil dieses Gebietes, nämlich Zeyring selbst, durchaus nicht vom Verkehr abgelegen, sondern im Gegenteil in noch früherer Zeit als berühmtes Silberbergwerk ein mittelalterliches Industriezentrum des Landes darstellte.

Das allein bereitet uns einen ganz anderen Ausblick auf die Vergangenheit unserer Wohnform, als wir ihn an sich und ohne solch sicheren Bericht haben würden.

Es ist uns daraus zur unbedingten Gewißheit geworden, daß das ganze obere Murtal bis hinauf an den Tauernkamm noch vor 250 Jahren dichtestes Rauchstubengebiet gewesen ist.

Da ist es vielleicht am Platze, hieher jene eingehenden Beschreibungen der Rauchstube zu setzen, die uns gerade für den

¹⁾ »Grund- und Zehent-Beschreibung der hochfürstlich salzburgischen Herrschaft Fonstorff . . . geschriben de annis 1674, 1675 et 1676.« Steierm. Landesarchiv.

»Judenburger Kreis« aus jüngeren Zeiten erhalten sind. Wir besitzen zunächst eine kurze Nachricht vom Jahre 1820, die uns zeigt, wie damals neben dem Rauchstubenhaus auch schon das »Küchenstubenhaus« im Judenburger-Gebiet verbreitet war.¹⁾

Die Stelle lautet:

»...hievon enthält das Wohnhaus, welches meistens mit einem Stockwerke versehen ist, zur ebenen Erde ein Vorhaus (Vorhalle), eine große Rauchstube, in welcher zugleich gekocht und Brod gebacken wird, und ein Kabinett; oder eine Küche, ein großes und ein kleines Zimmer, ersteres zur allgemeinen Wohn- und Arbeitsstätte.«

Zwanzig Jahre später, im Jahre 1845, ist uns das Abkommen der Rauchstube aus derselben Gegend ganz klar berichtet. Wir erfahren es aus der für uns besonders interessanten, ausführlichen Schilderung, die der Seckauer Klosterschreiber Johann Vinzenz Sonntag, ein für die heimische Volkskunde begeisteter und hochverdienter Mann, handschriftlich hinterlassen hat.²⁾ Die für uns in Betracht kommenden Stellen, die uns auch für das Aussehen der Rauchstube, für ihre Einrichtung und ihre damalige Wertung viel Bemerkenswertes bieten, lauten:

»Die Stube ist gewöhnlich ziemlich geräumig. Man fängt an, die alten kleinen Fenster gänzlich zu umstalten und zu erweitern, wodurch die Wohnung lichter und freundlicher wird. An der Thüre befindet sich der Herd und hinter diesem der Backofen, welcher gewöhnlich aus Steinen erbaut und sehr groß ist. Ober der Feuerstelle findet man ein Gesims, auf welchem die Kienspähne, der gewöhnliche Beleuchtungsstoff des Landmannes, zur Dörrer aufgeschichtet sind. Unter dem Herde ist wohl auch zuweilen die Wohnung des Geflügels oder junger Ferkel angebracht...«

»...Die sogenannten ‚Rauchstuben‘, welche diesen Namen in vollem Sinne des Wortes verdienen, verschwinden in unseren Tagen (1845) immer mehr. Der Landmann begreift, daß die Küche vom Wohnzimmer abgesondert werden müsse, und nimmt hierauf bei Bauveränderungen die gehörige Rücksicht. Ist nun in der neuen Stube ein Kachelofen, so nennt man sie vorzugsweise die ‚Kachelstube‘.«

»...Das Gefäß und die Wände sind in Häusern, wo sich Rauchstuben befinden, mit dicken Rußkrusten überzogen. Viele Häuser sind ohne Rauchfang. Der Bauer überläßt es dem Rauche, sich eine Oeffnung zum Abzuge zu suchen. Wehe dem verzärtelten Städter, welchen ein böses Schicksal zwingt, in einer ‚Rauchstube‘ im Winter einen Abend zu erleben! Auf dem Herde flattert ein großes Feuer, welches die Stube durchwärmen und die Abendnahrung für Menschen und Schweine kochen soll. Der Ankömmling ist müde, hungrig, durstig von Kälte halb erstarrt. Er wünscht, sich ein wenig am gastlichen Herde zu erholen; aber Du guter Gott! in einer ‚Rauchstube‘ ist besonders für den Weichling, so wie fast für jeden Menschen, der die Rauchstube nicht schon von seiner Kindheit auf bewohnt, an eine Erholung nicht zu denken. Der Rauch treibt den erstarrten Gast vom Herd auf die Bank an der Wand, von der Bank an den Tisch, vom Tisch in den entferntesten Winkel; aber auch dort raucht es entsetzlich. Der Gast weint und erkennt mit bitteren Thränen des Rauches Macht und Kraft. Schon sind des Gepeinigten Augen roth und wund; auch dringt des Feuers belebende Wärme nicht bis in diesen

¹⁾ Karl Königshofer, Beschreibung des Judenburger Kreises (ca. 1820). Steierm. Landesarchiv, Handschrift 157, S. 132 f.

²⁾ J. V. Sonntag, Der Steiermärker, 1845. Steierm. Landesarchiv, Handschrift Nr. 12, S. 149–155.

tausendfach durchräucherten Winkel; halbblind und mit fast erfrorenen Händen und Füßen will der Gast wieder ans Feuer, macht abermals die Runde in den Winkel, bis er entweder im ‚Stübel‘ ein Bett ohne Rauch findet oder in der Verzweiflung hinausstürmt, des Wetters nicht achtend, und ein Haus sucht, in welchem die Tantalusqual einer Rauchstube nicht zu finden ist. Das harte Geschick, in einer Rauchstube den Vorgeschmack der Hölle zu empfinden, sich fast blind zu weinen und am Feuer halb zu erfrieren, hat der Verfasser dieses Buches, dem Himmel sei's geklagt, öfters mit ganzer Schwere auf seinen Wanderungen getroffen... In den Rauchstuben können, so sollte man meinen, wohl geräucherte Schinken, nicht aber Menschen an Ort und Stelle sein; und doch gedeihen diese demnach ganz gut. Man findet in Untersteier¹⁾ flinke, schlanke, hübsche Bursche und Mädchen; ja, es scheint sogar, daß der Kropf ein abgesagter Feind der Rauchstuben sei, da man ihn bei den Bewohnern der Decanate Straden, Riegersburg, St. Veit am Vogau, im Sulmtal u. s. w. nur höchst selten findet, während dort die Rauchstube nichts Seltenes ist. In diesen (Rauchstuben) findet man die Spühlgefäße, einen Zober mit Wasser, einen reichlich besetzten Schüsselkorb und vor allem einen großen gemauerten Offen, welcher weniger zur Beheizung als zum Brodbacken und zum Sieden des Schweinefutters (in sogenannten Saukrügen) dient. Auf diesem Ofen pflegt man verschiedene Gegenstände (zum Beispiel den Mais, Obst, Mohn u. s. w.) zu dörren, auch wohl zu weilen zu schlafen...«

Man sieht, die Stelle ist für uns trotz ihrer biedermeierlichen Empfindsamkeit sehr wertvoll. Denn sie zeigt uns neben manch anderem vor allem die eine für uns besonders wissenswerte Tatsache, daß im Jahre 1845 die untere Steiermark (namentlich die südöstliche) gegenüber der oberen als das dichtere Rauchstubengebiet galt.

Noch 50 Jahre vorher war — wie wir sehen — auch das obere Murtal dichtes Rauchstubengebiet. Ein Bauer bei Judenburg erzählte mir, daß sein im Jahre 1799 geborener Großvater wiederholt darüber gesprochen habe, daß in seiner Kinderzeit noch jedes Bauernhaus in der Judenburger Gegend die Rauchstube besessen habe.

In Seckau selbst, wo heute nur mehr sehr wenige Rauchstuben zu finden sind, wird im Jahre 1811 eine besonders »vorzügliche« Bauernwirtschaft beschrieben, und selbst von dieser heißt es damals noch:²⁾

»Das Wohnhaus ist halb gemauert, halb gezimmert und besteht unten aus der Rauchstube, oben aus der sogenannten Kachelstube und einigen Kammern, wo die Mägde ihre Liegerstätte haben.«

In Pusterwald erzählte man mir, daß dort vor 50 Jahren noch durchwegs Rauchstubenhäuser gewesen seien und im ganzen oberen Murtal ist heute noch ein Sprichwort üblich, welches lautet: »Da ist's finster wie in einer Rauchstube.«

Daß die Rauchstube aus diesem dichten Gebiet auch über die Tauern hinüber ins Ennstal gereicht hat, haben wir für das Jahr 1588 und 1798 schon festgestellt (s. früher S. 100). Ueber

¹⁾ So wurde damals alles Land südlich von Graz genannt.

²⁾ Steierm. Landesarchiv, Goethsche Serie, Schubert 38, Werbbezirk der Staatsherrschaft Seckau, 15. Juni 1811, Punkt 113.

die Dichte der Rauchstube in jener Gegend wissen wir freilich nichts. Da wir aber schon 1588 neben der Rauchstube die »Kachelstube« und durchaus die Bezeichnung »Haus« für Vorhaus finden, so ist anzunehmen, daß dort die Dichte nie so groß gewesen ist wie im Murtales. Es stimmt dazu sehr gut, daß wir vom Jahre 1817, wo im Murtales erst ein ganz langsames Abnehmen der Rauchstube einsetzt, für die Ramsau bei Schladming wissen, daß man dort um jene Zeit schon keine Rauchstube, sondern nur mehr »Küche und Ofenstube« kannte.¹⁾ Ebenso liegen uns für das Ennstal um Admont und Hieflau aus jener Zeit durchwegs Berichte vor, in denen sich keine Rauchstuben-Nachrichten mehr finden. Wohl aber hat die Rauchstube im Murtales ehedem weiter und in viel stärkerer Dichte nach Osten gereicht als heute. Haben wir schon früher aus der Fohnsdorfer Zehentbeschreibung vom Jahre 1675 erfahren, daß die Gegenden um St. Margareten und St. Lorenzen bei Knittelfeld damals noch dichtes Rauchstubengebiet gewesen sind, so erfuhr ich auch noch im Jahre 1909 beim »Fötscher« in Fötschach (Gegend von Glein südöstlich von Knittelfeld auf der nördlichen Gleinalmabdachung), daß noch vor 60 Jahren (um 1850) »völlig an iadn Bauern a Rāchstubn gwēn war«.

Und selbst das Gebiet von Leoben, das heute rauchstubenfrei ist, war noch 1813 dichtes Rauchstubenbereich. Es geht dies deutlich aus der Beschreibung der Staatsherrschaft Göß bei Leoben hervor,²⁾ in der es ausdrücklich heißt:

Auch die Rauchstuben werden auf dem Lande fast noch durchaus angetroffen und sind in medizinischer Polizeyaufsicht insofern schädlich, als sie das Auge, das köstlichste Geschenk der Gottheit, und die Brust angreifen.«

Gehen wir nun von hier nach Süden ins Kärntner-Gebiet, so ist es selbstverständlich, daß die Gegenden von Gurk, St. Lambrecht, Metnitztal, Friesach und St. Veit sowie das ganze Zirbitzkogel- und Görtschitz-Gebiet, die ja noch heute zum Teil recht dicht, zum Teil ziemlich dichte Rauchstubengebiete sind, in früheren Zeiten mit dem Murtales und dem Millstätterbereich zusammen ein einziges geschlossenes und zweifellos sehr dichtes Rauchstubengebiet gebildet haben.

Dasselbe war auch noch weiter südlich der Fall. In der Umgebung des Ossiachersees wurde mir verschiedentlich berichtet, daß noch vor 40 Jahren (um 1880) jedes Bauernhaus Rauchstubenhaus gewesen sei und eine »Historische Beschreibung der k. k. Staatsherrschaft Ossiach« vom 1. Jänner 1803³⁾ schildert die dortigen Bauernhäuser wie folgt:

»Die Bauart der Wohnhäuser besteht vorzüglich darin, daß jedes Haus meistens durchaus hölzern, mit zweien gegenüber angebrachten Ein-

¹⁾ Steierm. Landesarchiv, Handschrift Nr. 52, Ramsau 1817.

²⁾ Steierm. Landesarchiv, Staats- und Bezirksherrschaft Göß 1813, J. C. Beck, Handschrift Nr. 815 (2712), S. 15, I, 1.

³⁾ Kärntner Landesarchiv, Handschrift Nr. 358, fol. 41.

gängen in die Vorlaube versehen ist, einer gegen die Zufahrt zum Hause, der andere gegen den zwischen Haus und Stallungen bestehenden Vorhof. Im Wohnhause zu ebener Erde ist eine Rauchstube zugleich Küche, daneben ein mit Ofen versehenes Zimmer; auf der anderen Seite der Vorlaube wiederum ein Zimmer, meistens ohne Ofen, und eine Kammer zum Eisenzeugbehältniß; im ersten Stock auch ein mit Ofen versehenes Zimmer, eine Kammer zum Schlafgemach der Mägde, auf der anderen Seite das Getreide-Behältniß und ein detto zum geräucherten Fleisch, Riemzeug und anderen Hausgeräten, dann noch über eine Stiege ein Oberboden. Fast bey jedem Hause ist ringsum außerhalb ein Gang zum Wäscheaufhängen angebracht. Die Rauchfänge sind fast durchaus von Holz, die Dachung der Häuser kann zur Hälfte mit Schindl oder Brettern, zur Hälfte aber mit Stroh gerechnet werden.«

Oestlich davon, in Köstenber: und Moosburg, nördlich vom Wörthersee, wo wir heute noch ein ziemlich dichtes Rauchstubengebiet haben, erzählten mir viele ältere Bauern, daß in ihrer Jugend noch bei jedem Haus eine Rauchstube bestanden habe.

Das bestätigt auch eine »Historische Beschreibung der k. k. Studienherrschaft Leonstein zu Pörtschach« (nördlich vom Wörthersee), »dann des unter dasiger Herrschaft stehenden Religionsfondsgutes Töscheldorf und Waißenfondsgutes Zigguln« vom 24. September 1802,¹⁾ in der es heißt:

»...Häuser und Wirtschaftsgebäude der Unterthanen größtentheils hölzern. Gedeckt sind sie durchaus mit Stroh. Die Wohnungen sind allgemein zu ebener Erde und bestehen bey größeren Bauern aus einer Gesind- oder sogenannten Rauchstube...mit einem Kochherde...wo im Winter und bey den meisten auch in Ermanglung einer Küche zur Sommerszeit gekocht wird, und einer sogenannten Kachelstuben, welchen Namen sie von dem darin stehenden Ofen erhält; sie dient zur Schlafkammer des Bauers und seiner Familie...Die Rauchfänge sind selten gemauert, größtentheils nur von Brettern zusammengesetzt und zuweilen, bey einem mehr als gewöhnlich vorsichtigen Besitzer mit Lehm überstrichen...«

Auch die heute schon sehr dünnen Rauchstubengebiete jener Gegenden waren damals noch dicht. Das geht hervor aus der Bezirksbeschreibung von Mageregg mit Annabichl und Seltenheim vom 1. Juni 1812,²⁾ einer Gegend westlich von der Linie Maria Saal—Klagenfurt, die heute fast ganz rauchstubenfrei ist. Dort heißt es:

»Das Wohnhaus, woran das Erdgeschoß größtentheils gemauert, das übrige aber hölzern ist, bestehet in einer Wohnstube mit ordentlichen Ofen für den Bauer; in einer Rauchstube, worin der Kochherd ist, für die gesamte Familie...«

Daß diese Verhältnisse um 1800 auch noch für die Gegend südlich von Klagenfurt Geltung hatten, haben wir bereits oben (Seite 109) aus der Viktringer Handschrift gesehen.

Weiter im Osten, im Görtschitztal, erfuhr ich in St. Martin am Silberberg, daß früher in jedem Hause eine Rauchstube gewesen sei, und in der Gegend von Gutaring sagte man mir, daß sie auch dort noch vor 40 Jahren häufig anzutreffen gewesen wären.

¹⁾ Steiern. Landesarchiv, Handschrift 1452 (4113), Punkt 21/2.

²⁾ Steiern. Landesarchiv, Joannea-Serie, Schubert 41.

Im Lavanttal ist der nördliche und mittlere Teil noch heute ziemlich dicht mit Rauchstuben besät; im südlichen Teil bei Lavamünd sagte man mir ebenfalls, daß dort noch um 1860 jedes Haus Rauchstubenhaus gewesen sei. Dazu stimmt sehr gut die Bezirksbeschreibung des Pflegers Joseph Anton Naredi von Waldenstein (bei Twimberg, im oberen Lavanttal) aus c. 1810,¹⁾ in der es heißt:

»Der hiesige Bergbewohner . . . wohnt in einem hölzernen Gebäude, in welchem höchstens zweien Stuben, eine rechts, die andere links des Einganges und weiterhin eine Kammer zu finden sind . . . In der einen, zur Bewohnung der ganzen Familie bestimmten Stube, genannt »Rauchstube«, — worin in einer Ecke, meistens gleich neben der Thüre ein Herd und weiterhin an diesen ein Backofen aus Steinen und gut vermaltert, angebracht sind, — wird Sommer und Winter für Menschen und Vieh gekocht. An einem großen viereckigen, in der anderen Ecke stehenden und mit zwei langen hölzernen Stühlen von der einen, und zweien an den Hauswänden von der andern Seite befestigten Bänken — sozusagen eingeramten Tische wird gespeiset, in der dritten Ecke gearbeitet und in der vierten Ecke das in einem großen Troge ausdampfende gekochte Zeug für das Vieh bereitet, welches — jedoch nur Schweine, (um den Unbequemlichkeiten mit dem Hin- und Hertragen auszuweichen) gleich allda gefüttert wird. — Ein schlecht geschnittenes, zwischen zwei auf Glas gemahlene Bildern in dem Winkel des Speisplatzes angebrachtes Crucifix und der heilige Geist aus Papier ob dem Tische auf einem Faden schwebend; hinter und unter den Bänken Holzäxte — Ketten und Bindzeug und beynahe in jedem Hause eine Wanduhr sind das ganze Anelement dieser Stube, an deren Oberdecke fingerdicker Ruß liegt; da auf dem in der Stube befindlichen einzigen Herde des Hauses, so oft und so lange es nöthig ist, Feuer gemacht wird, so sollte man glauben, der Bauer habe zur Ausführung einen Kamin angebracht; allein das thaten die Vorfahren nicht, warum sollte er es thun. Er dunstet lieber und würde im Rauch ersticken, wenn nicht Fenster und die halbe Stubentür, die gerade nach der Mitte ihrer Breite, eigens zu diesem Zwecke abgetheilt, geöffnet würden; der untere Theil der Thür aber bleibt verschlossen, theils um sich vor dem Eindringen der Kälte, theils der Schweine — die immer lustwandeln — zu schützen. Läßt endlich der Wind, wie oft der Fall ist, den Rauch zu keiner Seite hinaus, so müssen die Bewohner unter der dicken Wolke gebeugt stehen, oft gar das Quartier räumen. Und demohngeachtet kann der Bauer zu einer besseren, Feuer und Gesundheit sichern Bauart nichts vermögen.

In der zweiten Stube, wo selten ein Heitzoffen anzutreffen ist . . .

Dieser, wie man sieht, sehr guten und gewissenhaften Schilderung stellt sich — ebenfalls für das Lavanttal — eine zweite an die Seite. Sie findet sich in einer, vom Pfarrer M. Decrignis verfaßten Handschrift »Der Lavanttaler Bauer« aus dem Jahre 1812.²⁾ Die für uns in Betracht kommende Stelle dieser Handschrift lautet:

»Die Häuser sind fast durchaus von Holz und mit Stroh gedeckt . . . Das Wohngebäude ist mit vielen, aber sehr kleinen Fensterchen versehen, etwa so groß, daß ein kleiner Knabe durchschlüpfen könnte. Ein gewöhnliches Bauernhaus besteht aus einer Rauchstube, einer Kachelstube, einer Kammer, einem Keller, einer Dill, d. i. Fleisch- u. Ge-

¹⁾ Steierm. Landesarchiv, Joannea-Serie, Schuber 41.

²⁾ Steierm. Landesarchiv, Handschrift Nr. 302 (1234), § 10.

treidbehältniß, Stall, Stadl . . . Der ordentliche Aufenthalt ist in der Rauchstube, eine hölzerne, schwarze, mit mehreren kleinen Fenstern ohne Gitter versehen. Einige sind in der ordentlichen Fensterhöhe, andere aber höher oben angebracht. Erstere haben Glasscheiben, welche zum Vor- und Zurückschieben gerichtet sind; sie brauchen also zu ihren Fenstern kein Eisen. Die oberen aber sind nur als Rauchlöcher zu betrachten, mit einem hin- und herzuschiebenden eingepfaltzen Brettchen versehen. Um die Wände sind Bänke befestigt, in einer Ecke ist ein Tisch mit Schublad u. etliche Stühle. In dieser Schublade befindet sich das Brod, etliche Gabeln und Löffel für die Weibsbilder, dann die Löffel für die Knechte und Bauer stecken an den in die Wand genagelten Riemchen. Messer und Gabeln hat jedes Mannsbild selbst beständig bey sich, so wie die Weiber das Messer an ihren Gürteln tragen. Dann ist auch ein kleines Tischtuch darin, welches groß genug ist, wenn nur die Schüssel darauf Platz hat und soviel hervorragt, daß auch die Löffel darin abgewischt werden können. Endlich wird in diese Tisch-Schublade (welche sie insgemein »Tischtruhne« nennen) auch die Schüssel mit dem Bleibling, d. i. die übrig gebliebenen Speisen zur Disposition der Bäuerin aufbewahrt.

Der Hert mit einem Rauchmantel ist tiefer als sonst in Küchen. Daher hat die kochende Bäuerin eine Vertiefung des Fußbodens, welches sie die Hertlucken heißen. Ein Kaspelschaff und Sau-Ofen, das ist ein Kessel, worin für die Schweine gekocht wird. Unter der Ofenbank (vielmehr Backofen, der seitwärts vom Hert meistens angebracht ist) ist die Hühnersteige; endlich am Oberboden befindet sich ein Geländer, worauf Holz zum Dörren gelegt wird. Die Stubenthür ist wagrecht in zwey Theile getheilt. Der obere bleibt während des Heitzens wegen Rauch, und Luftzug von da durch Hochfenster, offen, wenn dieß aber nicht mehr nöthig ist, geschlossen. Die untere ist immer zu, um den Schweinen den Eintritt in die Stube zu verwehren.

Wird in dieser Rauchstube nach Abheitzung alles geschlossen, so ist es darin recht lange und anhaltend warm. Hingegen während des Heitzens muß alles mit dem halben Leib gebückt gehen, indem der Rauch gleich einer dichten Wolke einem Aufrechtstehenden bis in die Mitte des Leibes reicht.

Die sogenannte Kachelstube hat ihren Nahmen von einem Ofen, der aus kleinen Stücken, die man Kachel nennt, zusammengesetzt ist, also weil ein Kachel-Ofen darin ist. Diese Stube ist das Galla-Zimmer der Bauern, worin sie gewöhnlich nicht wohnen, sondern nur schlafen. Darin befinden sich ihre Truhen mit Kleidungen und anderen besseren Habseligkeiten, darum die Fenster mit Gittern versehen sind.« —

Sind wir so über die Lavanttaler Rauchstuben vorzüglich unterrichtet — man wünschte nur für mehrere Gebiete so genaue Aufzeichnungen! — so vervollständigen sie auch das Bild, das wir uns für unsere augenblickliche Frage machen wollen, deutlich. Denn da das jenseitige Koralm-Gebiet noch heute dichtester Rauchstubenbereich ist, so zeigt sich uns jetzt schon für die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts ein nahezu ganz Kärnten sowie das obersteirische Murtal bedeckendes und über die Koralpe nach Mittelsteier hereinreichendes geschlossenes Gebiet, in dem das Rauchstubenhaus der fast allein herrschende Typus des volkstümlichen Hauses ist. Die Frage, ob wir es hier also mit einer mehr oder minder vereinzeltten Erscheinung oder mit einer weitverbreiteten, alten Wohntype zu tun haben, ist damit allein schon entschieden. Doch seien die übrigen Berichte, die uns für die ost-, mittel- und untersteirischen Gebiete zur Verfügung stehen, der Vollständigkeit halber auch noch angeführt.

Für Niederösterreich (Gegend von Lunz und an der nördlichen Kalkalpen- und Wechselabdachung) können wir nur auf das verweisen, was wir darüber im vorigen Kapitel gesagt haben. Etwas Näheres über die einstige Dichte der Rauchstubenverbreitung in diesen Gegenden konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Es ist wohl anzunehmen, daß die Dichte dort schon früh stark zurückgegangen ist, da wir doch nur verhältnismäßig wenig Spuren nachweisen konnten. Ebenso gilt für das ganze Bereich der Eisenwurzeln (Hochschwab-Gebiet) das, was wir schon im früheren Kapitel gesagt haben: Es liegt keine Nachricht vor, die uns dort für frühere Zeiten das Vorhandensein der Rauchstube annehmen ließe.

Für den Brucker Kreis wird allerdings in einer um 1810 verfaßten allgemeinen Statistik¹⁾ die Rauchstube erwähnt, aber recht unklar. Es bezieht sich das aber wohl nur auf die südliche Umgebung von Bruck. Im Roßgraben bei Mixnitz erzählte mir eine siebzigjährige Bäuerin im Jahre 1908, daß in ihrer Kinderzeit (um 1850) in der Umgebung von Mixnitz, am Süd- und Osthange des Rennfeldes »noch alles Rauchstuben« gehabt habe.

Daß das ganze Glein-, Stub- und Koralm-Gebiet noch vor 50 Jahren dichtester Rauchstubenbereich gewesen ist, geht schon aus dem im vorigen Kapitel Gesagten klar hervor. Für das ganze Gleinalm-Gebiet hat es außerdem Dr. Wagner einwandfrei festgestellt: In den Gemeinden Neuhof, Pockstall und Kleintal sind alle (mit Ausnahme von vier Bauernhäusern) noch am Beginne des 19. Jahrhunderts Rauchstubenhäuser gewesen, was eine Dichte von fast 100 Prozent bedeutet. Die alte »Heikerin« im Pleschkogel-Gebiet erzählte mir ebenfalls, daß dort früher alles Rauchstuben gehabt habe. Für den Voitsberger Bezirk liegt uns eine aus dem Jahre 1842 stammende »chorographisch-ärztliche Darstellung des Physicat-Districts Voitsberg« vom k. k. Distrikts-Physiker Dr. Steiner²⁾ vor, die folgendes besagt:

»Die Wohnungen der Landleute sind größtentheils ungesund, unbequem, elend. Unreinlichkeit herrscht allenthalben . . . Auf dem Lande sind die hölzernen Rauchstuben allgemein. In diesen befindet sich zunächst der Thür der Herd, welcher zugleich die Stufe zu dem höher angelegten Backofen bildet. Unter demselben ein Behältniß für Federvieh, junge oder kranke Haustiere. Um den Herd läuft eine breite Bank, welche besonders zur Winterszeit die Schlafstelle des Gesindes wird. Abgesondert, und nicht unter dem Rauchmantel steht ein eingemauerter Keßel zum Kochen des Schweinefutters mit der von innen angebrachten Heizung. Während geheizt wird, muß die Thüre offen bleiben, um dem Rauche seinen hauptsächlichsten Abzug zu gestatten. So sind die rußigen, niederen, mit Dampf, Rauch und Schmutz erfüllten, mit Menschen und Thieren überhäuftten, im Sommer unerträglich heißen, im Winter frostigen Wohnungen der meisten Bewohner. In den neuesten Bauten, die mit Backsteinen aufgeführt werden, sieht man diese Stuben, deren Uebelstände dem Landmanne selbst sehr fühlbar sind, verschwinden,

¹⁾ Steierm. Landesarchiv, Joannea-Serie, Schubert 6.

²⁾ Steierm. Landesarchiv, Goethische Serie, Schubert 42.

und sogenannte Kachelstuben an ihre Stelle treten; allein diese Veränderung geht hinsichtlich des allgemeinen langsam vor sich, und dependiert größtentheils von dem zunehmenden Wohlstande der Einzelnen.«

Für das Koralm-Gebiet fand ich im Spezialarchiv der Grafen von Saurau eine kleine Notiz¹⁾ vom 29. August 1757, wo die Festnahme eines Fahnenflüchtlings »in der Wiell« (St. Kathrein in der Wiel, am südöstlichen Koralmauslauf) geschildert wird und wo es heißt:

»Bey Mathiaßen Khochen in der Wiell... (haben die Jäger)... gögen Abends die Behausung angetreten und die rauchstuben, alwo der Vermeinte bey dem Nachtmahl gegessen, eröffnet...«

Besagen uns diese Nachrichten für das heute noch außerordentlich dichte Rauchstubegebiet nicht allzuviel Neues, so sind solche für das östlich daran anstoßende Gelände um so wichtiger. Im Berglande nördlich von Graz, wo heute nur mehr teilweise dichtes Rauchstubegebiet zu finden ist, zeigen uns Spuren, die dem Murtale nahe liegen, daß auch dort einst dichte Rauchstubenverbreitung herrschte. So war das Felberbauern-Haus aus dem Jahre 1640 und das Hausbauer-Haus aus dem Jahre 1625 (beide in der Gegend von Gratkorn, nördlich von Graz) ehemals Rauchstubenhaus, und sogar in St. Veit, nördlich von Graz, erfuhr ich bei der alten Gsullbäurin, daß ihr im Jahre 1688 gebautes Haus noch vor 50 Jahren Rauchstubenhaus war. Der »Hiening«, ein Bergzug, der vom Semriacher Becken ins Murtal zieht, und die ganze Semriacher Gegend waren dichteste Rauchstubebezirke. Ebenso das Berg- und Hügelland westlich von Graz, das heute fast rauchstubenlos ist. Der siebenundsiebzigjährige »Brandlschneider« in Attendorfberg (westlich von Graz) erzählte mir, daß noch vor 1860 jedes Haus des Gebietes die Rauchstube gehabt habe. In den Sechzigerjahren sei eine strenge »Forderung« erlassen worden, daß die hölzernen Rauchfänge verschwinden und die Küchen gewölbt werden müßten. Daraufhin seien die Rauchstuben abgekommen.

Besonders wertvoll ist uns ferner eine Nachricht aus dem Bezirk der Herrschaft Waasen (südöstlich von Graz, zwischen Fernitz und Wildon), einer Gegend, die heute vollkommen rauchstubenfrei ist. Die Nachricht stammt vom 26. April 1811²⁾ und sagt: »Die Wohngebäude sind hierorts meistens von Holz erbaut und bestehen aus einer Heitzstube und aus einem sogenannten Kachlstübl.« — Wenn wir dazuhalten, daß mir ein Bauer in Neudorf und Sajach östlich von Wildon berichtete, daß es dort noch um 1840 viele Rauchstuben gegeben habe, und ein anderer aus dem Saßtale (östlich von Wildon) erzählte, daß er noch um 1860 ziemlich viele gesehen habe; wenn ich weiter in der Gegend von Gloyach und Jagerberg und in St. Peter am

¹⁾ Steierm. Landesarchiv, Spezialarchiv Saurau, Herrschaft Schwanberg, Militaria V.

²⁾ Steierm. Landesarchiv, Goethsche Serie, Schuber 43, Bez.-Komm. Waasen b. Graz, S. 4 (8).

Ottersbach, wo heute die Rauchstuben überall schon Seltenheiten sind, durchwegs erfuhr, daß es noch vor 50 bis 60 Jahren viele und noch vor 40 Jahren bei der Hälfte aller Häuser Rauchstuben gegeben habe; wenn wir endlich die schon früher (S. 114) angeführte Stelle des J. V. Sonntag hier nochmals in Erinnerung bringen, die noch für 1845 die Rauchstube in den Dekanaten Straden und St. Veit am Vogau als »nicht selten« bezeichnet, so zeigt es sich uns klar, daß sowohl die rauchstubenlose Insel des Grazerfeldes als auch die ganze Gegend südöstlich davon bis an die ungarische Grenze zwischen Raab und Mur, die heute kaum mehr 1% an Dichte aufweist, seinerzeit dichtes, mit dem westlichen Bereich in festem Zusammenhang stehendes, geschlossenes Rauchstubengebiet gewesen ist.

Vom Sausal wissen wir aus einzelnen Zufallsnachrichten, daß dieses heute fast rauchstubenleere Bergland noch vor 100 Jahren dichtes Rauchstubengebiet war. In den Grund- und Dokumentenbüchern der Herrschaft Harracheck im Sausal, die die Zeit von 1726 bis 1759 umfassen,¹⁾ heißt es in einem Satze: »da khometn der Köstenbauer hinein in die Rauchstuben...« und noch 1807 wird ein Weinzierlhaus in Kainburg bei Leibnitz (östlicher Sausal) wie folgt beschrieben:²⁾

»Das Weinzierlhaus ist gezimmert, mit einem Strohdache, darin befindet sich eine Rauchstube, eine Vorlaube und eine ganz neu hergestellte Presse, dann ein kleiner Kuh- und Schweinestall . . .«

Dazu stimmen vollständig die Berichte vieler alter Bauern, die mir im ganzen Sausal heute nur mehr drei Rauchstuben zu zeigen, aber aus ihrer Jugend zu erzählen wußten, daß dazumal noch jedes Haus die Rauchstube besessen habe.

Für das Sulmtal wissen wir dasselbe aus der Schilderung des Herrn Obersten Weixler,³⁾ der um 1840 die Rauchstuben noch nahezu allein herrschend fand.

Daß auch das südlich angrenzende Drau- und Bachernggebiet noch am Beginne des 19. Jahrhunderts dichtes Rauchstubengebiet war, haben wir im vorigen Kapitel für die Bezirke der Herrschaften Jahringhof und Schleinitz bei Marburg, Windischgraz und Neuhaus bei Wöllan an der Hand archivalischer Nachrichten nachgewiesen, ebenso daß dort das Verbreitungsgebiet nach Osten und Süden scharf abgegrenzt war. Dazu führen wir hier noch eine Bezirksbeschreibung von Mahrenberg im Drautale vom Jahre 1812 an,⁴⁾ in der es heißt:

»Die Häuser werden fast allgemein aus Holz gezimmert, bestehen aus einer Rauch- und einige wenige auch aus einer Kachelstube.«

¹⁾ Steierm. Landesarchiv, Grund- und Dokumentenbücher, Harracheck, 1726—1759, fol. 205¹.

²⁾ Steierm. Landesarchiv, Spezialarchiv Hornegg, Weingarten am Leibnitzberg.

³⁾ Handschrift in meinem Besitze.

⁴⁾ Steierm. Landesarchiv, Goethsche Serie, Schubert 26.

Man sieht also, daß damals noch das einfache Rauchstubenhaus ohne Kachelstube die Vorherrschaft hatte. Eine zweite Stelle besagt dasselbe für die Umgebung von Faal am nördlichen Bachernhang.¹⁾ Sie bildet ein Rauchstubenhaus sogar im Grund- und Aufriß ab und berichtet, daß 1812 »alle Häuser der Bauern von alter Bauart, niedrig und mit Rauchstuben versehen« seien.

So ergibt sich also auch nach Südosten hin, bis an die Grenzen des Verbreitungsgebietes durchaus eine Dichte der Rauchstubenhäuser, die die heutige um das Vielfache übertrifft und die uns auch hier die Rauchstube als die bis in den Beginn des 19. Jahrhunderts durchschlagende Type erkennen läßt.

Es erübrigt nun nur noch, die wenigen Nachrichten über die ehemalige Dichte der Rauchstuben im nordöstlichen Verbreitungsgebiet festzustellen:

Für das Gebirgsland hinter dem Schöckel, für den Zug der Fischbacher Alpen und für das Vorauer-Gebiet geht die seinerzeitige Dichte der Rauchstuben wohl schon aus der heutigen klar hervor. Nachrichten sind uns daher auch hier wieder namentlich für die Gegenden von Wert, die heute nur eine geringe Dichte zeigen. Eine solche Nachricht ist die »Physikats-Distrikts-Beschreibung« des k. k. Bezirksarztes Dr. Ramschießl über den Bezirk Weiz vom 31. Mai 1842.²⁾ Dort heißt es im Kapitel 3:

»... Die Bauersleute, besonders im gebirgigen Theile, wohnen meistens in gezimmerten Häusern, wovon mehrere nur finstere, niedrige, dumpfe Stübchen und Rauchstuben, in welchen öfters Unreinlichkeit aller Art aufgehäuft ist, enthalten. Manche von diesen haben nicht einmahl einen gedielten Zimmerboden. Doch gibt es auch mehrere, wengleich gezimmerte Wohnplätze, welche geräumig, minder niedrig, mit vielen, wengleich kleinen Fenstern versehen, mithin licht und luftig, heitzbar und reinlich gehalten sind. In den südlichen und südöstlichen ebenen Gegenden haben auch die Bauern häufiger gemauerte Häuser, die aber oft unreiner gehalten sind, als jene in den gebirgigen.«

Das spricht deutlich für ein Abnehmen der Rauchstube vom Gebirge gegen die Ebene hin, das sich im Weizer Bezirk schon 1842 bemerkbar machte. Das stimmt sehr gut zu anderen Nachrichten aus diesen Landstrichen. Im Pischeisdorfer Dekanat erzählte mir der schon 30 Jahre dort ansässige Herr Dechant, daß er nirgends mehr eine Rauchstube gesehen habe. Und während im Bezirk der Herrschaft Münchhofen bei Herberstein noch 1811³⁾ und im Bezirk Pöllau noch 1831⁴⁾ durchwegs Rauchstuben angegeben werden, scheidet die Herrschaftsbeschreibung aus Feistritz bei Ilz schon 1811 deutlich Wohnzimmer und Küche und Stüberl.⁵⁾ Dasselbe haben wir im vorigen Kapitel für die Gegend von Fürstenfeld und Feldbach festgestellt. Wenn daher J. V. Sonntag

¹⁾ Steierr. Landesarchiv, Goethsche Serie, Schubert 11, Faal.

²⁾ Steierr. Landesarchiv, Goethsche Serie, Schubert 44.

³⁾ Steierr. Landesarchiv, Goethsche Serie, Schubert 27.

⁴⁾ Steierr. Landesarchiv, Goethsche Serie, Schubert 32.

⁵⁾ Steierr. Landesarchiv, Goethsche Serie, Schubert 11.

in seiner (S. 114). zitierten Stelle die Rauchstube im Dekanat Riegersburg als »nicht selten« bezeichnet, so kann das nur für den südlichen Teil dieses Dekanats (das Gebiet südlich von der Raab) gelten, wo wir ja selbst noch um Jamm und Kapfenstein Rauchstubenspuren festgestellt haben. In der Tat fügt sich diese Annahme auch sinngemäß gut in die zitierte Stelle, die ja in einem Atem auch die Dekanate von Straden und St. Veit am Vogau nennt.

Es zeigt sich also auch aus der ehemaligen Dichte dieses nordöstlichen Rauchstubenbereiches wieder deutlich, daß der Grenzbogen zwischen Hartberg und Ilz schon alt sein muß und daß auch hier die Rauchstube innerhalb der alten Verbreitungsgrenze den seinerzeit vorherrschenden Typus darstellte.

Zusammenfassend ergibt uns dieses Kapitel klar und deutlich folgendes: Das ganze ehemalige Verbreitungsgebiet der Rauchstuben war mit Ausnahme der westlichsten und nördlichsten Grenzbezirke noch am Ende des 18. und am Beginne des 19. Jahrhunderts dichtes und dichtestes Rauchstubengebiet. Man kann damals noch eine durchschnittliche Dichte von 70 bis 90 Prozent annehmen. Das Eindringen der Kachelstube macht sich urkundlich schon vom 16. Jahrhundert an bemerkbar, doch bleibt zunächst bis zum Ende des 18. Jahrhunderts überall neben der Kachelstube auch die Rauchstube im volkstümlichen Haus der Ostalpen bestehen. Vor der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ist eine Dichte der Rauchstuben von mehr als 90 Prozent ganz sicher für das ganze Verbreitungsgebiet (die nächsten Umgebungen der Städte kaum ausgenommen) anzunehmen. Das heißt also: es ist ganz ausgeschlossen, daß eine so fest eingewurzelte, auf so breitem Landstrich allein herrschende Wohntype ein zufälliges, nur aus lokalen Bedürfnissen entstandenes Gebilde wäre. Vielmehr müssen wir hier eine volkstümliche Wohnform erkennen, die mit besiedlungsgeschichtlichen, ethnographischen Verhältnissen zusammenhängt. Da sich auch aus der ehemaligen Dichte abermals deutlich nur nach Norden und Westen hin ein Abflauen ergibt, während die Dichte nach Süden und Osten hin bis an die Grenze der ehemaligen Verbreitung fast unverändert bleibt, so muß man wohl auch daraus wieder an ein einstiges besiedlungsgeschichtliches Vordringen der Rauchstuben von Osten nach Westen, das heißt den Gebieten der Raab, Mur und Drau aufwärts folgend, schließen, während sich von Nordwesten her ein Gegenzug eines anderen Kulturelementes vollzog.¹⁾

¹⁾ Im vierten (in W. u. S. 9, 1924) veröffentlichten Teil der Gesamtarbeit wird ausgeführt, daß dieses flußaufwärts einziehende Element die von den Slawen hereingebrachte peč (unser steingemauerter [Back-]Ofen), dagegen das von Nordwesten hereindringende der von den Deutschen gebrachte Herd war.

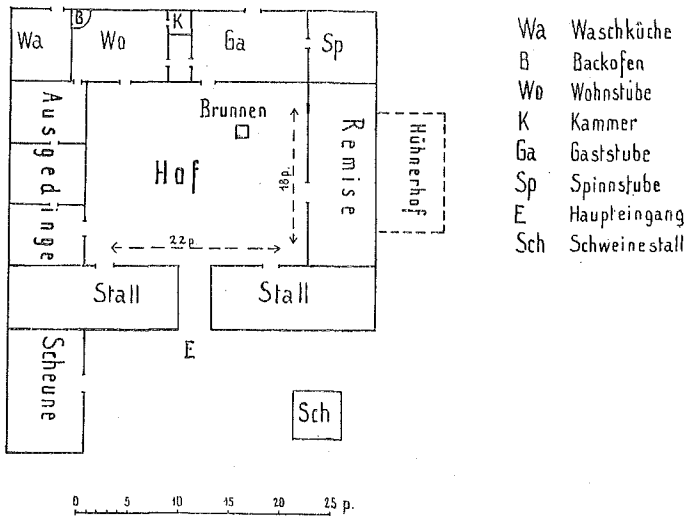
Volkskundliches aus Schweden.

Von Eugen Oberhammer, Wien.

Anläßlich des 21. Amerikanistenkongresses waren die Teilnehmer zwischen den beiden Tagungen im Haag und Göttingen zu einem Besuche der schwedischen Universitätsstadt Lund eingeladen worden. Da sich indessen dieser Besuch in das schon vorher festgestellte Reiseprogramm schwer einfügen ließ, haben leider nur ganz wenige auswärtige Teilnehmer, Prof. O. Aichel aus Kiel, Prof. A. F. Krämer aus Stuttgart und ich selbst, von dieser Einladung Gebrauch gemacht. Am Morgen des 19. August 1924 trafen wir uns am Bahnhof in Malmö, wo wir von Herrn Carlsson, einem jungen Kunsthistoriker, empfangen und nach Lund geleitet wurden. Nach der Besichtigung des Domes und des besonders an vorgeschichtlichen Sammlungen reichen Historischen Museums der Universität ging es zum Kulturhistorischen Museum, einer der reichhaltigsten und eigenartigsten Sammlungen dieser Art (nicht nur in Schweden, sondern in ganz Europa). Es steht unter der Obhut des »Kulturhistorischen Vereines für Südschweden« und ist in seiner heutigen Gestalt im wesentlichen eine Schöpfung seines langjährigen Direktors G. J:son Karlin. Das Museum ist auf einem Grundstück von über 8000 m² nach dem Freiluft- und Pavillonssystem angelegt und umfaßt eine Reihe von Baulichkeiten, teils alte Originale, teils Nachbildungen von solchen. Hervorzuheben sind das Kaufmannshaus nach dem Bürgermeisterhof in Ystad mit den Sammlungen für Handel und geistige Kultur, das Handwerkerhaus nach einem alten Hause in Lund, das Bürgerhaus von Malmö mit 12 Zimmereinrichtungen vom 15. bis 19. Jahrhundert, das Herrenhaus im Stil eines schwedischen Herrensitzes vom Anfang des 18. Jahrhunderts mit Waffensammlung, Keramik, Metallarbeit, Textilkunst, Trachtensammlung u. s. w., ein Bauernhof aus Blekinge, etwa 200 Jahre alt, eine schindelbekleidete Blockhauskirche von 1652, aus Småland hierher versetzt, um sie vor dem Untergang zu retten, und anderes.

Überall ist der Grundsatz verfolgt, die Entwicklung jeder Kulturform von ihren Anfängen übersichtlich darzustellen. Der Reichtum an Einzelobjekten ist geradezu verblüffend, konnte aber von uns nur in einem raschen Ueberblick erfaßt werden, da schon bald nach der in den Räumen des Museums von mehreren Damen und Herren des Vereines dargebotenen gastfreundlichen Bewirtung die Kraftwagen zu einer Fahrt in das Innere von Schonen bereitstanden. Ich kann daher nur noch auf die von Direktor Karlin uns freundlichst überlassenen Schriften aus seiner Feder verweisen: »Das Kulturhistorische Museum zu Lund 1882—1911«, eine vorzügliche, wenn auch wohl durch den neueren Zuwachs des Museums überholte Uebersicht mit guten Abbildungen, und die ausführlichere Beschreibung »Kulturhistoriska Museet i Lund« in zwei Abteilungen 1918.

Die Fahrt durch Schonen, deren Route ich erst nachträglich auf später beschafften Karten feststellen konnte, führte aus der Stadt zuerst nach Norden an mehreren Schlössern und Siedlungen vorbei, dann ostwärts durch teils bewaldetes, teils wohl angebautes Kulturland an die ziemlich große Wasserfläche des Wombsees (Våmbsjö), etwa 5 km lang, 3 km breit, in der Mitte von Schonen gelegen. An der Nordostecke des Sees liegt Oevdskloster, ein zum vornehmen Herrensitz umgestaltetes ehemaliges Kloster im Besitz des Großgrundbesitzers Baron Ramel. Wir wurden dort von der Schloßherrschaft in liebenswürdigster Weise durch die im Stil des ausgehenden 18. Jahrhunderts eingerichteten Räume und den prächtigen Park geleitet und mit



Erfrischungen bewirbt. Dann ging es weiter nach Süden zu dem nur auf der topographischen Karte 1:100.000 verzeichneten Gehöft Oestarp. Dieser, wenn ich nicht irre, 1810 gebaute Bauernhof wurde vom Kulturhistorischen Verein angekauft, um ihn dauernd in seinem ursprünglichen Zustand zu erhalten. Die Insassen wurden auf einem neuen Gehöft in der Nähe angesiedelt. Der Platz vor dem Hof in einer hochgelegenen Waldlichtung mit einem Wirtschaftsgebäude ist für Volksfeste bestimmt.

Der Hof selbst, eingeschossig mit Strohdach, erinnert in der äusseren Form an unsere Vierkanter. Die beistehende Skizze ist von mir ganz flüchtig nach dem Augenmaß aufgenommen und soll nur zu einer vorläufigen Orientierung dienen. Es ergibt sich aus der Skizze, daß zwei Trakte des Viereckes für Wohnräume, die zwei anderen für Wirtschaftsräume dienen, letztere zum Teil über das Viereck hinausgreifend. Der Wohntrakt ist, soweit ich die Situation in der Erinnerung habe, nach Süden gerichtet. Der

Hof hat ein Areal von 18×22 Schritt. Im Haupttrakt ist der wichtigste Raum die Wohnstube, die zum Schlafen und Essen dient. Nur von dort aus gelangt man in einer Ecke in die kleine, gemütliche Kammer, wo der Bauer sein Bestes verwahrt. Weder Kinder noch Dienstboten dürfen dieselbe betreten. Im Hof befindet sich der Brunnen mit einem Schöpfeimer an einem mächtigen Balken, der in einem gespaltenen Baumstamm liegt.

Erst nach Niederschrift dieses kleinen Berichtes erhielt ich Einblick in die von Karlin kürzlich herausgegebene reichhaltige und vorzüglich ausgestattete Monographie »Kulturhistoriska Museets Oestarp« Lund 1924, 90 Seiten mit 29 Illustrationen und 3 Karten, die durch die Freundlichkeit des Verfassers jetzt in der Bibliothek des Museums für Volkskunde zu finden ist. Das Werk enthält eine ausführliche Darstellung der Lage und Geschichte des Gutes Oestarp und seiner Umgebung mit sehr interessanten Reproduktionen alter Katasteraufnahmen, die sich jedoch auf das gesamte Grundstück beziehen und den Gutshof selbst nur in kleinem Maßstab erkennen lassen. Ein Spezialplan des Hofgebäudes ist darin nicht enthalten.

Nach Besichtigung des Gehöftes, mit dessen Erwerbung sich der Kulturhistorische Verein ein großes Verdienst um die Volkskunde Schwedens erworben hat, versammelten sich die Teilnehmer noch zu einer animierten Abendmahlzeit im Wirtschaftsgebäude, dem Mittelpunkt der gelegentlichen volkstümlichen Veranstaltungen. Leider mußten wir uns schon bald verabschieden, um mit dem Auto nach Malmö zu fahren und dort den Zug nach Gotenburg zu erreichen. Auch in Gotenburg, wo am nächsten Morgen die zweite Tagung des Kongresses eröffnet wurde, fehlte es nicht an einem volkskundlichen Einschlag, indem uns beim Abendempfang des Präfekten, Gouverneur O. v. Sydow, reizende Tänze in der Nationaltracht verschiedener Gaue Schwedens vorgeführt wurden.

Von den reichen, volkskundlichen Schätzen des Nordischen Museums in Stockholm zu sprechen, das ich anschließend an den Kongreß zu besuchen Gelegenheit fand, würde den Rahmen dieser kleinen Mitteilung weit überschreiten und nur allgemein Bekanntes wiederholen können. Hier sollte nur der unvergeßlichen Eindrücke gedacht werden, die wir der Tätigkeit und Gastfreundschaft des Kulturhistorischen Vereines in Lund verdanken.

Das Salzburger Volkskunde-Museum.

Von Julius Leisching, Salzburg.

Als dem Salzburger Stadtmuseum zu Beginn des Jahres 1924 seitens der Salzburger Stadtgemeinde das sogenannte »Monats-schlößchen« im Hellbrunner-Park zur Benützung angeboten wurde, war im Berichterstatter ein alter Wunsch der Erfüllung nähergerückt: die Anlage eines Freilichtmuseums nach nordischen Vorbildern.

Einmal schien es allerdings schon früher dazu kommen zu wollen: das war im Jahre 1911, als die Stadt Innsbruck durch Ankauf der alten Weiherburg am linken Innufer einen prächtigen Grund zur Anlage eines Volksparkes gewonnen hatte, während ihm gegenüber, am rechten Innufer, die Innsbrucker Handels- und Gewerbekammer schon seit mehreren Jahren einen entsprechenden Bauplatz besaß zur Errichtung des längst geplanten Neubaus für das Museum tirolischer Volkskunst; die damals schon von Dr. Kofler angeregte Schaffung eines Freilichtmuseums ist von mir, auf Wunsch der Innsbrucker Kammer, eingehend geprüft und auf der Bozner Tagung des Verbandes österreichischer Museen eindringlich erörtert und auf das wärmste empfohlen worden, im vollsten Einverständnis mit dem ausgezeichneten, leider zu früh aus dem Leben geschiedenen Direktor des Innsbrucker Museums Dr. v. Radinger. Der Plan war zu schön, als daß er verwirklicht worden wäre.

Inzwischen hatte, inmitten der Kriegsnot, Graz durch die Tatkraft Direktor Dr. V. Gerambs in der höchst eigenartigen Anlage des längst aufgelassenen und zuletzt als Spital verwendeten Kapuzinerklosters eine sehr glückliche Lösung für sein Steirisches Volkskundemuseum gefunden, dem ja durch seine Anlehnung an den Abhang des Schloßberges die Möglichkeit einer Freilichtbenützung geboten ist.

Salzburg blieb indes auf die längst überräumten, gerade für Volkskundliches so ganz und gar ungeeigneten Gelasse des alten, 300jährigen Salz- und Getreidespeichers beschränkt, eingepfercht zwischen Wohnhäuser und Ursulinenkloster, ohne jegliche Möglichkeit irgendeiner Erweiterung.

Da lag der Gedanke, dort hinaus in die wunderbare Natur Hellbrunns den ganzen bäuerlichen Hausrat zu verlegen, nahe genug. Und, geringe Fährlichkeiten abgesehen, ist binnen wenigen Monaten im Frühjahr 1924 die Uebersiedlung gelungen und scheint sich recht gut zu bewähren.

Auch uns bleibt die eigentliche »Freilichtanlage« vorerst noch ein schöner Wunsch. Doch immerhin ein erfüllbarer. Denn ringsum, im Fels- und durchaus urwüchsigen Waldgelände des hier keineswegs »parkartigen«, sondern ganz unebenen, von bescheidenen Wegen durchzogenen Geheges, wo ja auch noch immer die Hirsche wie in alter Zeit sich ganz heimisch fühlen, ist für die nächste Zukunft die allmähliche Erbauung typischer Häuser der Salzburger »Gäue« geplant, sowie einer kleinen Waldkapelle.

Dadurch wird das »Monatsschlüssel« nach und nach die wünschenswerte Entlastung erfahren. Denn trotzdem ich mich von Anbeginn auf das rein »Bäuerliche« beschränkte und grundsätzlich davon alles sonst »volkskundlich« genannte Kleinbürgerlich-Gewerbliche — als Stadtkultur — streng getrennt

habe, vermehrt sich nach alter Erfahrung gerade eine volkskundliche Sammlung doch bekanntlich wie ein Kaninchen.

Was sich dem Beschauer dort bisher bietet, ist eine Reihe von Stubeneinrichtungen, die zwischen den kleinen vergitterten, laubumhegten Fenstern unter niedriger Decke durchaus »echt« wirken. Es ist ja eine Irreführung, von einem »Schlößchen« zu sprechen; es ist ein sehr rasch, wenn auch solid aufgeführter, ganz bescheidener Landbau des Jahres 1612, also in den schlichten Formen der zierarmen späten Renaissance, und selbst sein einziger größerer Saal im zweiten Stock leistet auch für unsere Zwecke gute Dienste.

Eine »Pinzgauer Stube«, an ihren ganz bemalten Möbeln kenntlich, die oft von Tiroler kirchlichen Wandmalern geschmückt wurden, ist durch eine ungemein lehrreiche Folge von Oelstudien besonders sehenswert. Sie hat ein Pinzgauer bäuerlicher Abstammung, Maier von Wald (i. P.), aus dem eingeborenen Verständnis für seine Heimat gemalt, Häuser in ihrer charakteristischen Lage, das Innere samt allem Hausrat; es gibt gar keinen besseren Einblick als diese auch malerisch guten Bilder.

Die benachbarte »Pongauer Stube« ist durch reich geschnitzte Rokokomöbel, Geschenk eines Gasteiner Museumsfreundes, ausgezeichnet. Sie bekunden nicht nur den älteren und größeren »kulturellen« Reichtum der arbeitsamen Goldbaugegend, sondern auch die unbestreitbare Tatsache, daß man nicht von einem »gesunkenen Kulturgut« sprechen kann, wo es sich um urwüchsige und durchaus aus eigener Empfindung quellende Äußerungen ländlicher, wenn auch »stilistisch« gerichteter Kunstarbeit handelt.

Der für Oesterreich bahnbrechende Volkskenner Michael Haberlandt, dem wir mit diesen Grüßen unseren Dank und die herzlichsten Glückwünsche darbringen, hatte deshalb völlig recht, jüngst an dieser Stelle Verwahrung einzulegen gegen die irrige Auffassung, als »sinke Kulturgut«, wenn es in bäuerlichen Kreisen verwertet wird. Freilich sind die Rokokoschnörkel unserer Pongauer Möbel keine Pongauer, sondern eine aus Frankreich eingeführte Erfindung. Oder eher südlichen Einflüssen zuzuschreiben, da unsere Alpenländer seit dem 17. Jahrhundert naturgemäß den südlichen Winden mehr ausgesetzt waren, als im verkehrsärmeren Mittelalter. Und gerade jene südliche Kirchenstilistik hat — durch die Wanderung tirolischer Kirchenmaler — auch auf das salzburgische weltliche Hausgerät und Möbelwerk Einfluß gewonnen. Immer indes in ganz urwüchsiger, weil nicht schulmäßiger, sondern völlig freier, unerzwungener Verarbeitung.

Die nebenan gelegene »Webstube« bringt uns ja leicht in Erinnerung, wie gerade die ländliche Weberei und Stickerei keineswegs bloß eine mißverständene und verderbte Stadtkultur,

sondern etwas durchwegs Selbständiges gibt; so gut wie die »deutsche« Renaissance doch nicht etwa eine mißverständene und verderbte Wiederkäuing der italienischen darstellt.

Im ersten Oberstock gibt es dann noch eine Erinnerung an das fleißige, wegen seiner Glaubenstreue vertriebene Landvolk: die Stube des protestantischen Bergmannes Schaitberger, der 1733, verbannt, in Nürnberg starb. Der alte schwarze Bauernofen stammt aus seinem Halleiner Hause. Eine »Kapelle« ist wegen ihrer zahlreichen, oft auch trachtengeschichtlich höchst bemerkenswerten »Votivbilder«, die die ganze Altarwand überziehen, sehenswert.

Die daneben vereinigten bäuerlichen Trachten, teils in Figuren, teils in Schauschränken übersichtlich dargeboten, erläutern die verschiedenen Typen des Flachgauer, Pon- und Pinzgauer wie Lungauer Bauern in ihrer Fest- und Werktracht, wofür noch immer milde Gaben aus der ländlichen Bevölkerung einlaufen. Es ist geplant, einmal in einer kleinen Ausstellung durch Nebeneinanderstellung salzburgischer, oberösterreichischer, steirischer und kärntnerischer wie bayrischer Hutformen zum Beispiel die Abwandlung gemeinsamer Grundtypen in ihre meist recht verschiedenartigen Auslegungen festzustellen, was ja bei Grenzbewohnern gar nicht so einfach ist; man denke nur daran, daß gerade Salzburg durch seine bis zum Zillertal einerseits, andererseits nach Kärnten hinübergreifende Wirksamkeit einen sehr regen Verkehr besaß, der gewiß auf die Kleidung nicht minder eingewirkt hat, wie etwa auf politische Ehrgeize.

Der große Hauptsaal im Oberstock ist als Tummelplatz für all die Bräuche des festlichen Jahres wie geschaffen. Hier grüßt der wegen seiner ungebührlichen Höhe schwer unterzubringende Tamsweger »Samson« und die Oberndorfer »Schiffergarde«, auf deren Theatervorhang das alljährlich im Sommer auf der Salzach zwischen Oberndorf und Laufen veranstaltete »Schifferstechen« zu sehen ist. Weihnacht und Dreikönig mit den »Sternsingern«, die zum Teil großartigen, wirklich schreckhaften »Perchtenmasken« der Rauhnächte — an denen sich am besten erkennen läßt, daß es sich selbst bei der Maske keineswegs um »gesunkenes Kulturgut« städtischer Fastnachtsscherze handelt (eher umgekehrt!) — dann die Osterbräuche mit dem »Palmesel« und den »Ratschen«, der »Maibaum« und die Tragfiguren zu »Fronleichen«, dazwischen die Pinzgauer und Pongauer »Blumen-, Spiegel- und Vogelperchten«, die Pongauer »Prangerschützen« — es ist schon ein recht buntes Bild, an dessen Vervollkommnung natürlich ununterbrochen fortgearbeitet wird, da es zum Glück noch nicht zu spät ist.

So gelangt eben jetzt in einem Nebenraum, als Ergänzung zum festlichen Jahr der Gesamtheit, der Lebenslauf des Einzelnen, von Wiege und Traualtar bis zum Totenbrett und der »Lebenslänge« zur Neuaufstellung.

Gerade diese Pinzgauer Totenbretter aber gemahnen, daß sie eigentlich ins Freie gehören! So wie die Marterln und die Schützenscheiben.

Es wird also nicht früher geruht werden dürfen, bis diese Anfänge wirklich in den Wald hinausstrahlen, als Salzburgisches »Freiluft-Museum«.

Zwei alte österreichische Gesellschaftsspiele.

Von Edmund Frieß, Wien.

I. Das Hexenkartenspiel.¹⁾

Es war der abendländischen Aufklärung des 18. Jahrhunderts zu danken, daß die Hexenprozesse in der Rechtspflege aufhörten, wenn auch die einzelnen Staaten dabei zeitlich nicht gleichen Schritt hielten.²⁾ Es liegt auf der Hand, daß eine bäuerliche Bevölkerung, die doch immer zähe an den alten Gewohnheiten festhält, erst später sich davon lossagen konnte, wie dies am besten die Hinrichtung der Hexe von Glarus im Jahre 1782 illustriert.³⁾ Ist doch noch heute bei den Bauern in Oesterreich der Glaube an Hexen nicht völlig verschwunden.⁴⁾

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts dürfte auch die Hexkarte aufgekommen sein; ihre Herkunft ist bisher unbekannt. Jedenfalls war sie in der Biedermeierzeit bei den Stadt- und Marktbürgern von Oesterreich ob der Enns allgemein bekannt. Das Kartenmalergewerbe wußte sie besonders künstlerisch auszustatten. Im 19. Jahrhundert wurden sie in Buchdruckereien hergestellt, so zum Beispiel in der Druckerei Friedrich Eurich in Linz um 1860, wozu auch eine Anleitung zum Spiele beigegeben

¹⁾ Ueber Spielkarten im allgemeinen vergl. R. v. Eitelberger, Ueber Spielkarten mit besonderer Rücksicht auf einige in Wien befindliche alte Kartenspiele, in Mitteilungen der k. k. Zentralkommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale, V., Wien 1860. Eitelberger bringt darin hauptsächlich die Entwicklung des italienischen Tarockspieles sowie der aus Frankreich stammenden älteren und jüngeren Piquetkarte, die er von der künstlerischen Seite her betrachtet. Die Hexkarte erwähnt er nicht. Desgleichen ist sie auch unberücksichtigt gelassen in dem mit G. A. gezeichneten Feuilleton, Spielkarten, in der »Deutschösterreichischen Tageszeitung« vom 31. Mai 1925, Wien. Leider war mir nicht zugänglich K. A. Bierdimpfel, Die Spielkarten des Bayerischen Nationalmuseums, 1884, sowie der Spezialkatalog des germ. Museums in Nürnberg.

²⁾ Ueber das Festhalten des Hexenglaubens in Niederösterreich im 17. Jahrhundert, vergl. meine Mitteilung im Monatsblatt des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich, 1921.

³⁾ Im Kanton Glarus wurde noch im Jahre 1782 ein Mädchen als Hexe hingerichtet. Johannes Scherr hat in seiner Menschlichen Tragikomödie II., Leipzig 1874, diesen Akt menschlicher Beschränktheit zur Darstellung gewählt.

⁴⁾ Dies gilt nicht nur für Oesterreich, sondern auch zum Beispiel für Niederdeutschland, wie man aus Otto Lauffer, Niederdeutsche Volkskunde, Leipzig 1923, S. 76 ff., ersieht.

wurde.¹⁾ In diesem Kartenspiele, das 32 Kartenblätter enthält, rangieren zu höchst die zehn sogenannten Anschrei- oder Anrufrkarten, die untereinander nicht gleichwertig, sondern in fünf Rangstufen gruppiert sind. Den obersten Rang behaupten zwei »Vogel Pfeiff«, die phantastische Vogelgestalten darstellen, dann folgen der Reihe nach abwärts zwei »Katzen«, »Einkehrwirthshaus« und »Mauthaus«, zwei Soldaten und zwei »Reiter«. Daran reihen sich die in arabischen Zahlzeichen gehaltenen Zifferkarten, laufend von 1 bis 12, wovon der Zwölfer als der höchste gilt. Die zehn schlechtesten Karten bilden die Würste, die Teller, die Gläser, der Narr und die Hexe, von denen je zwei vorhanden sind. Jeder Spielteilnehmer erhält bei der Austeilung nur eine Karte, die er, wenn sie ihm zu wenig gut dünkt, mit der seines zur Linken sitzenden Nachbars wechseln kann. Letzterer ist dazu gezwungen und kann nur dann des Tauschzwanges sich entziehen, wenn er eine Anrufrkarte in der Hand hält. Und zwar begann der Kartentausch der Spielregel nach bei der Vorderhand und machte strenge nach der Sitzordnung die ganze Tafelrunde der Mitspieler durch. Falls dem Geber seine Karte mißfiel, stand ihm das Recht zu, vom restlichen Kartenblocke die zu oberst liegende Karte dafür einzutauschen. Dieses Kartenspiel war mit dem Himmel- und Höllenfahren, das noch heute in Uebung steht, in Verbindung gebracht worden. Wenn der Spieler im Besitze einer hohen Karte sich befand, worunter die Anschrei- und Zifferkarten gerechnet wurden, unterließ er die Tauschaufforderung mit dem Ausspruche »ich bleibe«. Und damit trat eine Tauschsperr zwischen ihm und seinen linken Nachbarn für das laufende Spiel ein. Schlimm erging es dem Tauschsuchenden, wenn er auf einen Spieler stieß, der glücklicher Besitzer einer Anschreikarte war. Wer eine Anrufrkarte hatte, rief den Tauscher an mit einem Pfiff beim Vogel Pfeiff, mit einem »Miau« bei der Katze, mit dem Worte »Einkehrt« beim Einkehrwirthshaus, mit »Auszahl« beim Mauthause, mit »Wer da« beim Soldaten und mit »Halt« beim Reiter. Der Angerufene mußte mit seinem Spielstein oder Bohne eine Stufe näher dem Höllenrande fahren, beim Pfiff des Vogels Pfeiff jedoch hatte er um zwei Stufen zu rücken.

Das Tauschen dauerte so lange an, bis man zu einem Spieler kam, der bereits »geblieben« ist. Dann folgte das Umdrehen der Karte auf die Aversseite. Wer die schlechteste Karte vorwies, mußte seine Bohne eine Stufe näher dem Höllenrande rücken. Das Spiel fand so lange seine Wiederholung, bis der vorletzte Spielteilnehmer die Hölle erreichte. Jeder Spieler, der mit seiner Bohne in die Hölle geglitten war, war von der weiteren Teilnahme, an dem Spiele ausgeschaltet; er war unterlegen. Wer mit einem solchen »Teufel« in Berührung trat, oder ihm eine Antwort gab

¹⁾ Ein Exemplar befindet sich im Besitze der Frau Luise Frieß in Waidhofen a. d. Ybbs. Auch das Museum für Waidhofen a. d. Ybbs und Umgebung besitzt in seiner Spielkartensammlung ein Hexenkartenspiel.

mußte mit seiner Bohne eine Stufe näher dem Höllenrande rücken. Dieselbe Strafe traf auch den Geber, wenn er aus Unachtsamkeit dem Teufel eine Karte ausfolgte, sowie den gedankenlosen Spieler, der seinem Nachbarn, welcher bereits Teufel geworden war, eine Karte zum Tausche vorlegte. Wenn ein Spieler bereits Teufel geworden war, konnte er sich, in dem Falle noch ein Engel, das ist ein Spieler, der noch keine Höllenstufe erklommen hat, vorhanden war, aus der Hölle erretten und bekommt neuerdings eine Bohne, die jedoch auf der ersten Stufe der Höllenleiter angesetzt werden mußte.

Dieses Spiel wurde in bürgerlichen Familienkreisen in langen Winternächten, besonders am Weihnachts- und Silvesterabend, gespielt, wozu öfters selbstgebrauter Krambambuli getrunken wurde. Zu Ausgang des 19. Jahrhunderts ist es gänzlich außer Übung gekommen.

II. Ein altes Pfänderspiel im mittleren Ybbstale.

Beim nachfolgenden Pfänderspiel gibt der Spielleiter seinem an der Tischrunde sitzenden Nachbarn ein Stück Riemen oder auch einen anderen Gegenstand mit den Worten:

1. Da hast' n Ream (Riemen), wo der Schlüssel dranhängt.

Der Nachbar ergreift den Gegenstand und wiederholt die Worte und setzt hinzu:

2. D' Maus beißt' n Ream.

Der Dritte hat ebenso die Worte seiner beiden Vorgänger zu wiederholen und noch daranzufügen den Satz:

3. D' Katz beißt d' Maus.

Jeder der weiteren Spielteilnehmer hat die ganze Rede vom Anfang an zu wiederholen und eine weitere Zeile hinzuzufügen, wobei er seinem Nachbarn den Gegenstand übergibt.

4. Der Hund beißt d' Katz.

5. Der Prügel erschlagt den Hund.

6. Das Feuer verzehrt den Prügel.

7. Das Wasser dämpft das Feuer.

8. Die Treanschl (Name einer Dienstmagd) holt 's Wasser.

9. Der Geist Budischneblawitz schreckt die Treanschl.

10. Der Geist Budischneblawitz wohnt in dem Schlosse Grandaagabidi.

11. Das Schloß Grandaagabidi steht auf dem Berge Jedomahowitzko.

12. Unter dem Berge Jedomahowitzko fließt der Fluß Jeramsas.

Diese Worte mußten schnell gesprochen werden und jeder Spielteilnehmer, der stecken blieb oder sich versprach, mußte ein Pfand hergeben, worauf das Spiel von vorne wiederum angefangen wurde. Dieses Pfänderspiel war in den Fünfziger- und Sechzigerjahren des vorigen Jahrhunderts in Waidhofen a. d. Ybbs gebräuchlich, stammt vielleicht aus dem oberösterreichischen Mühlviertel (Perg), worauf auch das Vorkommen slawischer Namen deutet.

Zegga: Die Münze als Schmuck.



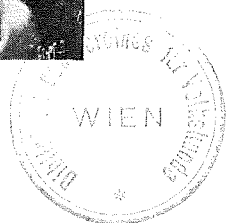
Abb. 1.



Zegga: Die Münze als Schmuck.



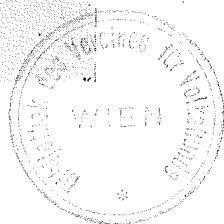
Abb. 2.



Zegga: Die Münze als Schmuck.



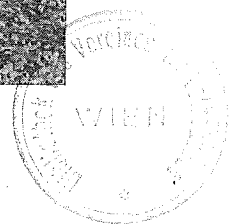
Abb. 3.



Zegga: Die Münze als Schmuck.



Abb. 4.



Zegga: Die Münze als Schmuck.



Abb. 5.



Schmidl: Trachten von Südwest-Bulgarien.



1.



2.

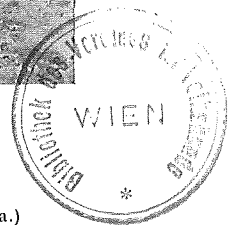


3.



4.

1. Braut aus der Umgebung von Sofia. (Phot. Mus. Sofia.)
2. Zöpfe aus falschem Haar, mit Kauri besetzt. Sofisko. (Phot. Mus. Sofia.)
3. Aromunische Frauen aus Rila.
4. Bauern aus Divotino (Grachovo).



Wopfner: Ueber eine alte Form des alpinen Hausbaues.

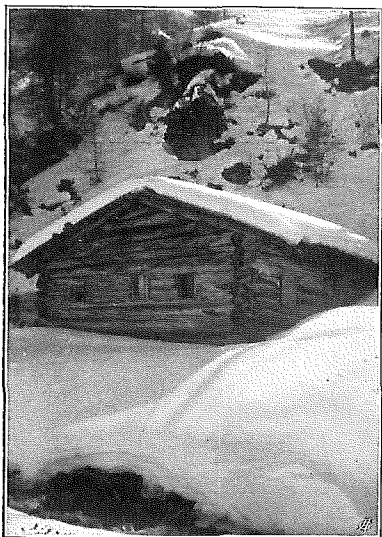


Abb. 1. Aufnahme Dr. Wopfner.
Oberstes Haus in Pfafflar
(links vom Bach).

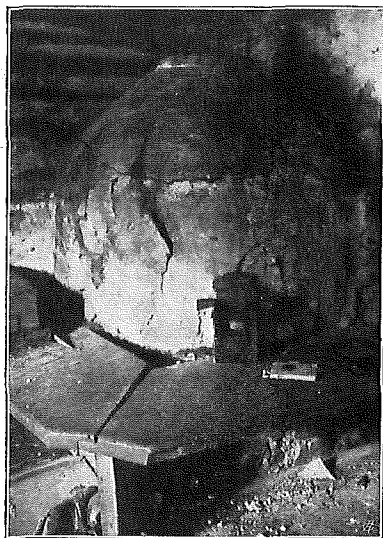
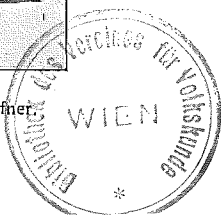


Abb. 2. Aufnahme Dr. Wopfner.
Ofen in Pfafflar.

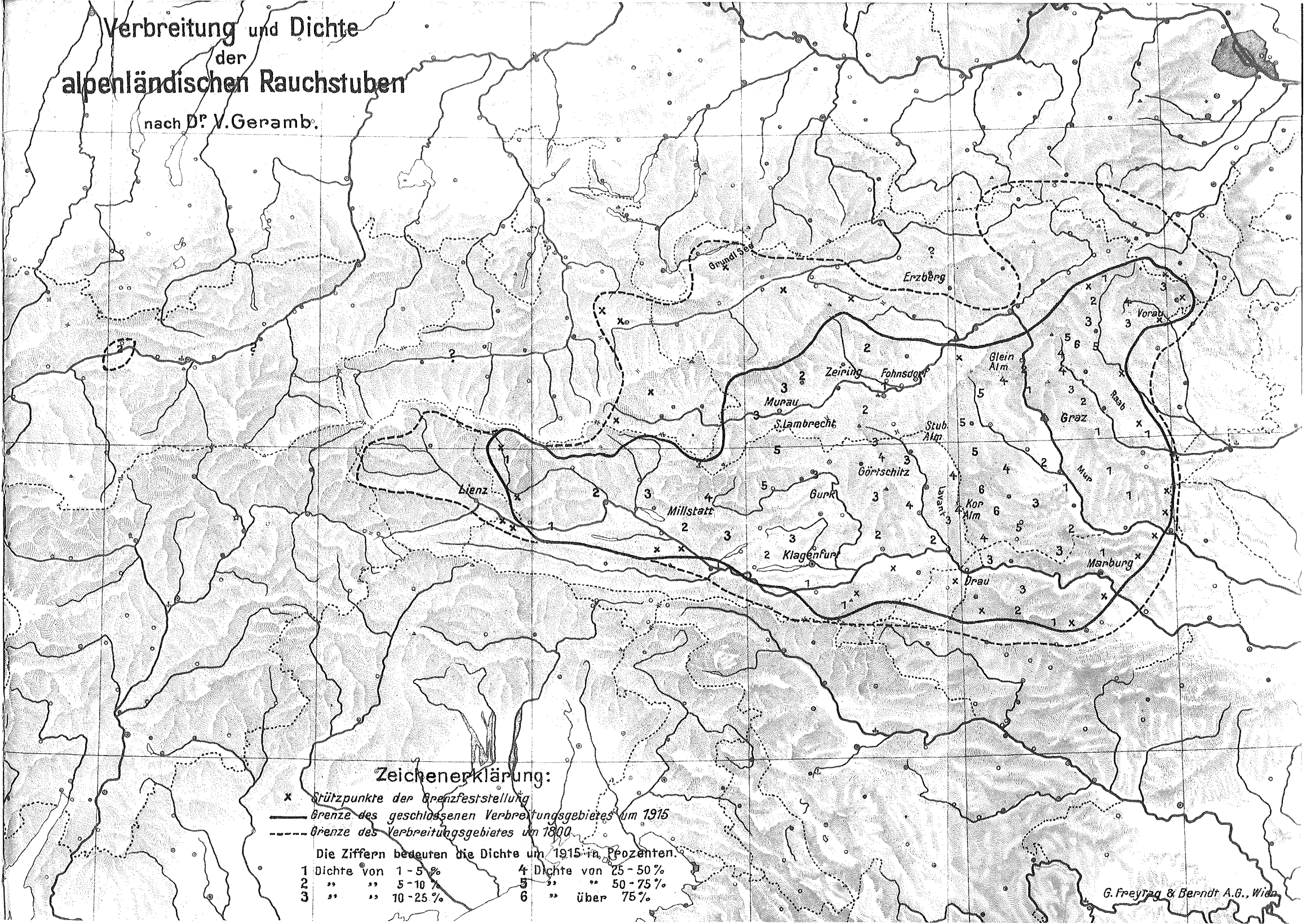


Abb. 3. Aufnahme Dr. Wopfner.
Haus der unteren Häusergruppe in Pfafflar.



Verbreitung und Dichte der alpenländischen Rauchstuben

nach Dr. V. Geramb.



Zeichenerklärung:

- x Stützpunkte der Grenzfeststellung
- Grenze des geschlossenen Verbreitungsgebietes um 1915
- - - Grenze des Verbreitungsgebietes um 1800

Die Ziffern bedeuten die Dichte um 1915 in Prozenten.

1 Dichte von 1-5%	4 Dichte von 25-50%
2 " " 5-10%	5 " " 50-75%
3 " " 10-25%	6 " über 75%